



4 193489 605203
€ 5,70 Ausland, € 5,20 Deutschland
Ausgabe Nr. 122
www.taz.de

frauen taz

7. – 14. 3. 2025

„Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es“

Was heißt es, im
Jahr 2025 eine Frau
zu sein? Eine Ausgabe
über Freund*innenschaft,
Begehren, Sorgearbeit und
Selbstbestimmung – von
der Geburt bis zum Tod

Es ist ein Mensch! Foto: Vanessa Mendez



editorial

52 Seiten gegen das Patriarchat

Impressum

Projektleitung: Patricia Hecht, Manuela Heim, Tanja Tricarico
Redaktion: Nina Apin, Luisa Faust, Katrin Gottschalk, Lin Hierse, Stefan Hunglinger, Canset Icpinär, Matthias Kalle, Antje Lang-Lendorff, Franziska Schindler, Uta Schleiermacher, Amelie Sittenauer, Luise Strothmann, Johanna Treblin, Harriet Wolff
Fotoredaktion: Mathias Königsschulte, Elke Seeger
Art Direction: Sonja Trabandt
Layout: Sonja Trabandt, Regina Ewald
Online Specials: Svenja Bednarczyk



taz hörbar – aus-
gesuchte Texte der
frauentaz für die
Ohren. taz-Kollegin-
nen haben eine
Auswahl von Reporta-
gen, Protokollen und
Essays für Sie
eingelezen.

Kriegstreiber, Oligar-
chen, Tech-Milli-
däre: Die globale Bru-
derschaft der Männer
angreift den Wes-
ten, wie wir ihn kan-
ten. Hierarchie statt Freiheit, Hass
und Hetze statt Menschenrechte,
Antifeminismus statt Geschlech-
tergerechtigkeit: Die Idee einer
emanzipierten, solidarischen, ge-
rechten Welt steht im Feuer.
Auch hierzulande droht das
Rollback. Vielsagend das erste
Foto der wohl neuen Führungs-
riege der Union: mittelalte lä-
chelnde Herren in Anzügen, die
Ministerposten wollen – ohne
eine einzige weibliche Person
am Tisch. Im nächsten Bundes-
tag liegt der Frauenanteil bei ge-
rade mal 32,4 Prozent und ist da-
mit so niedrig wie seit 16 Jahren
nicht. Queere Menschen, Men-
schen mit Migrationsgeschichte,
Nichtakademiker*innen sind
noch deutlicher in der Minder-
heit als zuvor. Das Patriarchat holt
sich die Macht zurück. Mit dieser
Ausgabe der wochentaz zum femi-

nistischen Kampftag am 8. März
2025 wollen wir ein Zeichen da-
gegen setzen.
Einer der berühmtesten Sätze
von Simone de Beauvoir lautet:
Man kommt nicht als Frau zur
Welt, man wird es (On ne naît
pas femme: on le devient). 1949
hat sie diesen Satz geschrieben.
2025 stellen wir ihn unserer Aus-
gabe voran. Die Geschlechterver-
hältnisse sind heute andere als da-
mals. Aber auch und gerade in ei-
ner Welt, wie sie sich gerade zeigt,
beschäftigen uns viele Fragen
gleichermaßen. Was bedeutet es,
Mädchen oder Frau zu sein? Was
heißt weibliche Solidarität? Wo-
her kommt das Patriarchat, wie
leben wir darin – und wie schaf-
fen wir es ab?
Ein Mädchen, das in Deutsch-
land im Jahr 2025 zur Welt kommt,
wird sich im Laufe ihres Lebens
mit Fragen wie diesen beschäfti-
gen. Ob bewusst oder nicht, ob ge-
wollt oder nicht: Sie selbst und ihr
Umfeld, die Welt, in der sie lebt,
prägen die Art und Weise, wie sie
sich als Mädchen, als junge und äl-

tere Frau wahrnimmt und erlebt.
An diesem Wochenende beschäf-
tigen wir uns deshalb auf 52 Sei-
ten mit dem Leben einer Frau von
der Geburt bis zum Tod.

*Was tun gegen
den zunehmenden
Antifeminismus?
Wir müssen es
zusammen
herausfinden*

Dazu lösen wir alle Ressorts auf:
Es gibt in dieser Ausgabe keine
Politik, keine Zukunft, keine Ge-
sellschaft. Stattdessen beginnen
wir mit der Geburt, gehen über
die Kindheit zur Jugend, zum Er-
wachsenalter bis ins hohe Al-
ter. 91 Jahre alt ist die älteste Frau,
die in dieser Ausgabe interviewt
wird. Ein Mädchen, das 2025 zur
Welt kommt, wird erst im Jahr 2116
91 Jahre alt sein. Zwischen diesen
Zahlen liegen ganze Leben, zwi-
schen den Erfahrungen womög-

lich Welten. Das Frausein eint sie
dennoch.
Frauen, das betonen wir an-
gesichts der politischen Verhält-
nisse wieder und noch deutlicher
als sonst, sind selbstverständlich
cis und trans Frauen. Lesben mit
Kindern sind selbstverständlich
ebenso Familie wie Menschen
sonstiger sexueller Orientierung.
Was Frausein bedeutet, muss sich,
wie Antje Schrupp in ihrem Es-
say über die Entstehung von Ge-
schlecht schreibt, immer wieder
neu mit Bedeutung füllen. Wir
möchten mit dieser Ausgabe alle
Frauen ansprechen – und als Le-
ser*innen auch alle Personen an-
deren Geschlechts herzlich einla-
den. 17 ausgewählte Texte gibt es
zum Hören im von taz-Vizechefre-
dakteurin Katrin Gottschalk mo-
derten Frauentaz-Podcast.
Besonders sind in dieser Aus-
gabe auch die Fotos. Die Darstel-
lung von Frauen unterliegt einem
oft männlichen, heterosexuellen
Blick. Die Bilder dieser Ausgabe
verweigern sich dem „Male Gaze“.
Fünf Künstlerinnen zeigen uns ih-

ren eigenen Blick aufs Frausein.
Die Fotografin Annika Weertz be-
gleitet Teenager bei ihrem selbst-
bewussten Spiel mit Rollenbildern
und Gendercodes. Lea Greub zieht
mit einem feministischen Spray-
erkollektiv durch Berlin. Isabelle
Wenzel begegnet der männlichen
Fetischisierung weiblicher At-
tribute mit akrobatischer Leich-
tigkeit. Die Musikerin Françoise
Cactus malte zu Lebzeiten Bil-
der von Frauen (Bilder von Män-
nern fand sie langweilig). Und die
über 90 Jahre alte US-amerikani-
sche Fotografin Rosalind Fox Solo-
mon betrachtet ihren Körper mit
anhaltender Neugierde.
Was die Antwort ist auf den
zunehmenden Antifeminismus
hierzulande und international?
Wir wissen es noch nicht, wir müs-
sen es zusammen herausfinden.
Was wir wissen: Für feministi-
schen Protest, für Mut und Soli-
darität, für eine Welt, die auf Ge-
rechtigkeit baut, lohnt es sich zu
kämpfen.
*Patricia Hecht, Manuela Heim
und Tanja Tricarico*

0–17

auf der welt Fünf Briefe
von Müttern an ihre frisch
geborenen Töchter **4–5**

ein mädchen Babys
müssen nehmen, was sie
kriegen – auch die
symbolische Ordnung.
Doch die führt für heute
Geborene eher zu Chaos **6**

rosa oder hellblau? Eine
Recherche in der Kinder-
abteilung von H&M **7**

pädagogik Die erste
queere Kita im Land möch-
te Schutzraum und noch
viel mehr sein **8**

freund*innenschaft (1)
Claire und Lilo sind sieben
Jahre alt kennen sich aus
der Kita, seit sie zwei
sind – das ist länger, als
sie sich erinnern können **8**

scham Wann geht das
eigentlich los mit diesem
unangenehmen Gefühl?
Und warum schämen sich
Teenager so verdammt
oft? **9**

solidarität Zu Besuch in
einem Mädchentreff, wo
rote Nelken noch immer
wichtig sind **11**

minderheit Klara ist 12
und geht auf ein Gymnasi-
um mit Schwerpunkt
Mathematik und Naturwis-
senschaft **11**

initiationsriten Wie
kommen Mädchen gut
rein ins Erwachsensein? **12**

pubertätsblocker Was
das ist und wem sie
verschrieben werden **13**

freund*innenschaft (2)
Paula und Mai kennen
sich ewig, aber beste
Freundinnen sind sie erst
jetzt geworden. Weil sie
anders„komisch“ sind? **13**

★ **death metal** Leni Noske
liebt harte Gitarrenriffs
und trägt gern weite
Klamotten. Besuch bei
einer 16-Jährigen im
Erzgebirge **14**

bitte recht freundlich
Was typische Berufsbilder
über das Geschlechter-
verhältnis aussagen **16**

18–29

mutterschaft Mayra ist 18
und gerade zum zweiten
Mal Mutter geworden. Sie
kämpft dafür, mit ihren
beiden Töchtern leben zu
können **18**

freund*innenschaft (3)
Lada und Ivona sind seit
sieben Jahren beste
Freundinnen. Seit Kurzem
als Fernbeziehung, denn
eine wohnt in Berlin, die
andere in Belgrad **19**

playlist 10 feministische
Songs aus 60 Jahren
Musikgeschichte von
Frauen zwischen 18 und
29 Jahren **19**

vergewaltigung Jovita S.
hat eine geistige Behinde-
rung und wurde sexuell
missbraucht. Dass der
Täter jetzt verurteilt wird,
ist eine statistische
Ausnahme **20**

★ **sex** Ist es unfeminis-
tisch, als Frau beim Sex
unten zu liegen? Und
wenn ja: Können wir aktiv
unser Begehren verän-
dern? **21**

hacking Lilith Wittmann
jagt Sicherheitslücken in
IT-Systemen. Im Interview
erzählt sie, warum wir alle
uns mehr für die Verwal-
tung interessieren sollten **22**

30–49

halbzeit Prominente
Frauen erzählen, was sie
Jüngeren mit auf den Weg
geben wollen **24**

freund*innenschaft (4)
Erst waren sie befreundet,
dann haben sie ein
queerfeministisches
Kollektiv gegründet **24**

alleinerziehend Unsere
Autorin bekommt Bürger-
geld und hat zwei Kinder.
Damit die möglichst wenig
verzichten müssen, stellt
sie ihre eigenen Bedürfnis-
se oft zurück **25–27**

★ **geistige mutterschaft**
Muss ein Mensch Kinder
bekommen, um Mutter zu
sein? **28**

spitzenpolitik Wann
Heidi Reichinnek, Anke
Rehlinger und Dorothee
Bär mit ihrem Frausein
konfrontiert werden **29**

das gespräch Isabel
Schnabel ist Mitglied im
Direktorium der EZB. Ein
Interview über Geld,
Vereinbarkeit und weibli-
che Netzwerke **30–31**

prügeln Julia Schnetzer
hält sich mit Kickboxen
und MMA fit – und kämpft
beruflich für den Schutz
der Meere **32**

optimann Unsere Autorin
hat keine Lust mehr auf
Optimierung. Bei ihrem
Mann versucht sie es
trotzdem **33**

verlust Fast jede dritte
Frau in Deutschland erlebt
eine Fehlgeburt. Darüber
wird noch immer zu viel
geschwiegen **34**

gesundheit Gynäkologin
Mandy Mangler über
reproduktive Selbstbestim-
mung und ihren Ärger
über Paragraph 218 **35**

das leise grollen Autorin
Silke Burmester hat das
Hormonchaos in den
Wechseljahren überstan-
den **37–38**

50–66

begehren Drei Frauen
über ihren Sex und ihre
Beziehungen nach der
Menopause **40**

gelassenheit Endlich
nicht mehr hauptberuflich
Frau sein! Die Lebensmitte
bietet die Chance, sich
freizumachen – vor allem
im Kopf **41**

★ **obdachlos** Linda
Rennings kennt die Straße.
Sie kämpft für Frauen ohne
Obdach **42**

freund*innenschaft (5)
Yıldız Regbers Vertrauen
wurde missbraucht. Bis
heute wirkt sich das auf
ihre Freundesbeziehungen
aus **42**

alterung Gegen saftlose
Haut sollen Tübchen und
Pipetten helfen. Den Glow
bringt etwas anderes **43**

rat Der Liebesbrief an ein
Handbuch, für das „Frau-
enratgeber“ eine Beleidig-
ung wäre **43**

abschied Erinnerungen
an eine Mutter, die sich in
Schweigen hüllte **44**

ab 67

freund*innenschaft (6)
Mit ihren Ausflügen
schafft eine Frauengruppe
aus Berlin-Wedding
Verbundenheit – und
konfrontiert andere auf
freundliche Art mit
Vorurteilen **46**

erbstücke Der materielle
Wert dieser weitergegebe-
nen Gegenstände ist
überschaubar, nicht aber
ihre Bedeutung für die
Erbinnen **47**

altersarmut Für viele
Jüdinnen in Deutschland
ist sie Teil der Lebensrea-
lität. Das hat strukturelle
Gründe **48**

omasein Die eine ist
enthusiastische Großmut-
ter, die andere sehnt sich
nach Enkelkindern, die
dritte genügt sich selbst
49

★ **rosel** Rosemarie Knoll
blickt mit 91 Jahren
zurück – und ist gespannt
auf das, was noch kommt
50

fragebogen Die letzten
Fragen lassen sich schon
jetzt beantworten **51**

außerdem

wiese **36**

KONTEXT: WOCHENZEITUNG

Hinschauen: Eine der
ersten Omas gegen Rechts
wehrt sich gegen die Union

★ Die Ressorts empfehlen



Zoe Fotostrecke: Annika Weertz

0-17 Jahre

Endlich ist sie da – doch schon zerrt die Gesellschaft an ihr. Und die Marketingabteilungen. Als junges Mädchen, als türkisches, jüdisches oder trans Mädchen, wird ihr nichts geschenkt. Doch Göttin sei Dank gibt es queere Kitas, kämpferische Mädchentreffs und Death Metal. Mit Fotos von Annika Weertz



Jung zu sein ist eine oft verwirrende Zeit der Übergänge: Rollen werden ausprobiert, Selbstbilder geformt und zerstört, Identitäten gesucht, auch geschlechtliche. Wer bin ich? Wer will ich sein? In den Bildern von Annika Weertz trifft sich der Blick der Fotografin mit dem Blick, den ihre Modelle auf sich selbst haben. Hier: Zoe

Brief an meine Tochter

Was hält diese Welt bereit für ein Kind, das jetzt geboren wird? Vor allem für ein Mädchen? Fünf Mütter haben uns aufgeschrieben, was sie ihren Töchtern mit auf den Weg geben wollen

Liebe XX,

es ist nicht mehr lange hin, da wirst du den ersten gewaltvollen Akt deines Lebens erleben: die Geburt. Unter höllischen Schmerzen werde ich dich zur Welt bringen, und auch für dich wird der Weg durch meine Organe nach allem, was man weiß, weder einfach noch angenehm werden. Er kann sogar traumatisierend sein. Gewissermaßen ist dieser brutale Akt eine Vorbereitung auf die knallharte Realität des Lebens.

Natürlich werden wir es uns in den ersten Jahren kuschelig machen. Du wirst bekümmert und bemuttert werden, auch bevatert und beschwestert. Du wirst auf dem Boden herumkugeln, lachen, Milch trinken und mit Brei werfen, Bücher vorgelesen bekommen und spielen. Es wird viele Jahre dauern, bis Politik eine Rolle für dich spielen wird. Bis dir die Klimakrise bewusst werden wird. Bis du deines Mädchen- und Frauseins gewahr werden wirst. Wo bei, Letzteres geht wahrscheinlich schneller, als mir lieb ist. Du wirst ja deine Schwester in ihren Schneekönigin-Kleidern sehen, mit ihren Glitzerschuh und Haarspangen. Natürlich dürfen Jungs das auch alles tragen, machen sie ja auch. Die meisten Jungs, die ich kenne, identifizieren sich aber nicht so stark mit Disneyprinzessinnen.

Was bei den Disneyprinzessinnen halt nicht vorkommt, ist die Verantwortung und teilweise auch Last, die es bedeutet, als Frau durchs Leben zu gehen. Es wird sehr wahrscheinlich bedeuten, dass du, falls du Beziehungen mit Männern eingehst, immer für die Beziehungsarbeit zuständig sein wirst. Für die Kommunikation. Für das Soziale. Und falls du eine Familie grün-

den solltest, für die Care-Arbeit. Du wirst diejenige sein, die den Mental Load trägt, wirst Arzttermine machen und Verabredungen organisieren, Geburtstagsgeschenke besorgen, Urlaube planen und Kontakte pflegen. Kann gut sein, dass du nebenbei auch die Familie ernährst.

Falls noch ein paar Euro für die mickrige Rente deiner Mutter übrig bleiben, wär natürlich toll, aber no pressure! Kleiner Scherz. Natürlich wird der Druck hoch sein.

Liebe XX, ich will dich nicht verschrecken. Natürlich ist es auch toll, eine Frau zu sein. Es fühlt sich sehr gut an, all das zu managen. Man bekommt auch viel zurück. Ach so nein, nicht von der Gesellschaft, haha. Anerkennung für Care-Arbeit, bitte erwarte das nicht, das ist zu frustrierend. Wenn, dann streite und kämpfe dafür. Mit Wut. Mit Zähnen und Fäusten.

Ich meinte, dass man viel zurückkriegt, was soziale Beziehungen angeht. Vor allem die Beziehungen mit anderen Frauen werden dir viel geben. Im Gegensatz zu denen zwischen Männern haben Frauenfreundschaften oft eine ganz andere Verbindlichkeit und Tiefe. Daraus kann unglaubliche Kraft hervorgehen. Aus den vielen starken Beziehungen kann ein Netz entstehen, das dich auffängt und trägt. Es kann dir Mut machen, Dinge erleichtern, kann dir Kraft und Leichtigkeit geben.

Die erste Beziehung dieser Art wird wahrscheinlich die zu mir sein. Ich werde alles dafür geben, dass sie voller Wärme, Liebe und Vertrauen ist. Ich freue mich so darauf.

Deine Mama

Meine kleine Edith,

auf deinem abenteuerlichen Weg von einem kleinen Mädchen zu einer erwachsenen Frau wünsche ich dir eine riesengroße Portion Mut. Mut, dir selbst, deinem Bauchgefühl und deinen Entscheidungen zu vertrauen. Herauszufinden, was dir Freude bereitet, woran und womit du dich wirklich begeistern kannst, wofür dein kleines Herz schlägt. Und dann dafür zu kämpfen. Den Mut zu haben, dich zu äußern, dich zu behaupten, laut zu sein. Für dich einzustehen, wenn es gerade wichtig für dich ist. Dich selbst nicht klein zu halten und dich auch von keiner anderen Person klein halten oder abbringen zu lassen.

Auch wenn es ein Weg sein sollte, der sich stark von anderen unterscheidet oder der mit bestehenden Konventionen bricht, es wird dein Weg sein. Mit deiner Entschlossenheit und Willensstärke auch über bestehende Grenzen hinweg. Gleichzeitig wünsche ich dir den Mut, deine eigenen Grenzen spüren zu lernen, sie achtsam wahrzunehmen und sie zu verteidigen. Dich nicht hinreißen zu lassen, sondern deine Bedürfnisse klar zu artikulieren. Laut und deutlich. Dein Körper ist Werkzeug deines Geistes und gehört ganz allein dir. Ich hoffe, dass du ihn und somit auch dich selbst entsprechend akzeptierst,

wertschätzt und selbstfürsorglich behandelst.

Ich wünsche dir, dass du liebevolle Freund*innen findest, mit lachendem Herzen, mit denen du dich austauschen, ausprobieren und wachsen kannst. Mit denen du Banden bildest. Um gemeinsam gewappnet zu sein, gegen bestehende Schönheitsideale, oberflächliche Fernsehformate, falsche Welten auf Social Media und deren Vergleich, Materialismus, Konsum. Auch wenn das alles andere als einfach ist. Gewappnet gegen die Erwartung, als Frau Familie zu gründen, Kinder zu kriegen, Care-Arbeit leisten zu müssen. In Elternzeit zu gehen, Haus und Hof zu hüten, allein verantwortlich zu sein, für den Mental Load. Nach der Eingewöhnung der Kinder nur noch Teilzeit zu arbeiten. Eigenes Wachsen im Job hintenanzustellen.

Du, meine Edith, wirst den Mut haben zu entscheiden, wen und wie du liebst. Wie bunt dein Du, wie bunt dein Leben ist. Wie du dich kleidest, wie du dich fortbewegst, wie du deine Freizeit gestaltest. So dass du dich auf deinem Weg selbst findest. Mit Geduld und Nachsicht. Und du dir selbst genug sein kannst. So wie du bist. Vollkommen.

Deine Mama

In Deutschland werden etwa 5 Prozent weniger Mädchen als Jungen geboren. Zwischen 0,05 bis 1,7 Prozent der Babys kommen mit Geschlechtsmerkmalen zur Welt, die zwischen den Kategorien von Frau und Mann liegen.

Quelle: Statistisches Bundesamt/UN

Bat sheli, meine Tochter,

ich bin fast in der Mitte meiner Schwangerschaft mit dir. Genau jetzt sind deine Gebärmutter, Eierstöcke und Eizellen voll entwickelt. Das bedeutet, dass ich nicht nur dich, sondern auch meine etwaigen Enkelkinder in mir trage. Es lässt mich an meine Großmutter denken, die mich auch schon in sich trug, als sie nach der Vertreibung aus Deutschland durch die Nazis ein neues Leben begonnen hatte; an meine Mutter, die dich in sich trug, während sie unermüdlich daran arbeitete, in Israel eine gerechte Gesellschaft für die kommenden Generationen aufzubauen. Du wirst in Berlin geboren, als Kind einer israelischen Mutter und eines deutschen Vaters. Du bist ein Glied in einer Kette.

Doch du hast mehr Möglichkeiten als jede Frau vor dir. Ich wünsche dir, dass du die richtigen Entscheidungen für dich treffen wirst. Sie werden nicht selbstverständlich sein. Die Welt ist nicht einfacher geworden für Menschen wie uns. Aber wenn ich an unsere Kette denke – bin ich sicher, dass deine Wahl die gerechte und die richtige sein wird.

In Liebe, Ima

Güzel kızım,

eigentlich wusste ich immer schon, dass ich ein Mädchen bekommen würde. Das ist kein Kitsch, sondern einfach Ausdruck davon, dass wir beide untrennbar zusammengehören. Ich habe dich erwartet, bevor greifbar war, ob es dich jemals geben würde.

Du bist noch nicht ganz ein Jahr und schon jetzt eine richtige Persönlichkeit, die mit Tonfall, Gesten und ganzen fünf Worten sehr deutlich zum Ausdruck bringt, was ihre Vorstellung der Dinge ist. Ich hoffe, du bleibst so unbekümmert abgrenzungsstark, so ausdrucksstark und klar. Vor allem als Mädchen und Frau. Und ich wünsche mir, dass ich dich darin bestärken kann.

Es ist nicht deine Aufgabe, lieb zu sein, gehorsam zu sein oder zu gefallen. Aber wenn meine Erfahrung mit deiner vergleichbar ist, dann wird dir noch öfters suggeriert werden, dass du dich mehr anpassen sollst – nicht so aggressiv sein sollst – nicht so laut dein Wissen kundtun sollst. Ich möchte dich davor schützen, dass du dir diese Einschränkungen zu eigen machst.

Und du wirst vielleicht trotzdem gefallen wollen, für das Hübschsein anstatt des Schlauseins Anerkennung bekommen wollen. Auch dieses Gefühl kenne ich nur zu gut. Ich verurteile dich dafür nicht. Und weißt du was: Mein persönliches Fazit wurde irgendwann, dass es genauso bescheuert ist, Frauen auf ihr Aussehen zu reduzieren, wie andere Frauen dafür zu verurteilen, dass sie im konventionellen Sinne hübsch sein möchten.

Jetzt denkst du vielleicht: Mama, verschwende deine Zeilen nicht auf solche Banalitäten! Wo ist die Action, die Politik, das Eingemachte? Na ja, ich habe die Erfahrung gemacht, dass in solchen Themen mehr Politik steckt, als du vielleicht auf den ersten Blick annehmen magst.

Irgendwann wird der Zeitpunkt kommen, zu dem dir bewusst wird, dass du in einer für Männer gemachten Welt lebst. Das ist eine unerträgliche Ungerechtigkeit, die fast alle Bereiche deines Lebens berühren wird und deren Auswirkungen du dich nicht entziehen kannst. Ich werde dich nicht davor schützen können, und das macht mich furchtbar traurig und wütend. Ich will versuchen, deinen Blick für die kleinen und großen Ungleichheiten zu schärfen, wie es meine Mutter mir wiederum beigebracht hat. Lass dich nicht täuschen und lass dir vor allem deine Wut nicht nehmen. Wütende Frauen sind gefährlich, und das ist gut so.

Ich weiß nicht, was die Zeit bringt und wie die Welt aussehen wird, in der du aufwächst. Wenn du in der Welt kämpfen willst, werde ich dich dabei unterstützen. Aber kızım, deine Existenz als türkisch-deutsches Mädchen ist bereits politisch. Du musst keine Heldin für andere sein. Die Kämpfe der anderen werden auch so unaufgefordert an dich heran- und auf dir ausgetragen werden.

Teil dir daher deine Kräfte ein. Such dir die Orte, an denen du mit allen deinen Anteilen sein darfst. Such dir die Menschen, die dich verstehen und weitertragen. Erstreite dir ein Leben, das dir erlaubt gesund und glücklich zu sein. Das ist bereits politisch genug. Und vor allem: hab keine Angst. Es lohnt sich, dem Leben mutig entgegenzutreten.

Du bist das Kostbarste auf der Welt für mich.
Deine Mama

Meine liebe Mila,

wir haben Dich uns so sehr gewünscht, und wenn ich Dich und Deine Schwestern sehe, bin ich voller Freude und Hoffnung. Ihr seid wunderschön, einzigartig und genau richtig. Ich genieße das Bild unserer Familie und noch mehr, wenn ich Dich und viele unserer Freunde, die genauso bunt sind wie wir, gemeinsam sehe.

Dann denke ich, dass so die Zukunft aussieht: bunt, divers, fröhlich und selbstbewusst! Und wir sind so Viele! Da kann ich mir oft gar nicht erklären, wie eine so große Mehrheit politisch ganz anders denkt. Weil ich Mutter von Euch zauberhaften vier Mädchen bin, denke ich auch oft, dass die Zukunft weiblich ist! Das Ganze erinnert mich an Peter Fox, der seit zwei Jahren von der „Zukunft Pink“ singt und den positiven *vibe* meiner Zeit zum Ausdruck bringt.

Genau das wünsche ich mir für Dich: dass Du Du selbst sein darfst und kannst – *unapologetically* – Glücklich sein, Schwarz sein, Weiß sein, Sambisch sein, Deutsch sein, Frau sein und natürlich alles andere, was Du sein möchtest, erreichst. Ich werde mein Bestes geben, Dich so stark zu machen, dass Du Dich nicht einschüchtern oder einschränken lässt. Ich denke, in Deiner Familie gibt es dafür starke Vorbilder.

Deine tschechischen Urgroßeltern überlebten den 2. Weltkrieg, den Kalten Krieg und den Kommunismus. Das hat sie gezeichnet. Deine deutsch-tschechischen Großeltern hatten große Angst vor dem Wiederaufflammen des Antisemitismus und vor dem Nationalsozialismus. Ich habe das Gefühl, dass meine Generation vom Schock über die Grausamkeit des 2. Weltkriegs und vom „Besser-Machen“ geprägt war, und ich sehe so Viele, was sich seit meiner Kindheit verbessert hat: zum Beispiel das Bewusstsein über struktu-

rellen Rassismus, die Anerkennung von Geschlechterrollen und ihrem unterschiedlichen, oft negativen Einfluss auf Männer und Frauen, die festgeschriebene sexuelle Selbstbestimmung ... Das alles ist erst in den letzten 30 Jahren im öffentlichen Diskurs gelandet.

Dein sambischer Vater lebt Dir und Deinen Schwestern das Ideal von Familie, häuslicher Teamarbeit und der Verbundenheit mit Afrika – Deinen zweiten Wurzeln und Vorfahren – vor. Seine Kindheit war vom Ende der britischen Kolonialherrschaft und den Freiheitsbewegungen im südlichen Afrika bestimmt. Auch seine Zeit war voll Hoffnung und Selbstbewusstsein.

Nun bist Du gerade jetzt in eine Zeit geboren und wirst 1 Jahr alt, in der sich sich Fremdenhass und Rassismus wie ein Lauffeuer zu verbreiten und gesellschaftlich durchzusetzen scheinen. Gerade hat der amerikanische Präsident *Diversity*-Förderung beerdigt. Heute macht sich Angst breit, in Deutschland, in Europa, in der Welt, und Angst treibt die Menschen in den Egoismus. Rassismus und Fremdenhass werden leider auf jeden Fall Dein Thema sein. Und etwas ganz Neues, noch verschwommen Bedrohliches, ist die potenziell zukünftig falsche Nutzung von AI.

Trotz allem, ich bin nicht naiv, aber denke positiv, ich bin Idealistin, auch wenn in diesen letzten Monaten und Wochen Vieles Angst macht. Die Angst soll nicht unser Leben bestimmen, der Glaube an Menschenrechte und die Gleichheit und Freiheit aller Menschen soll stärker sein. Ich wünsche mir, dass ihr Schwestern zusammenhaltet und Euch gegen Hass und Populismus stellt.

Deine Mama, die Dich mehr liebt als alles auf der Welt

„Es ist ein Mädchen“

Ohne eigenes Zutun wird ein Kind schon zu etwas, bevor es überhaupt geboren wird. Die Zuschreibung des Geschlechts prägt dabei wie kaum etwas anderes ein Leben. Für ein Mädchen, geboren im Jahr 2025, schafft dies mehr Durcheinander als Ordnung

Ein Essay von **Antje Schrupp**

Wenn ein Mensch zur Welt kommt, schreibt Hannah Arendt, bedeutet das den Eintritt von etwas ganz Neuem in ein bereits vorhandenes „Bezugsge-
webe der menschlichen Angelegenheiten“. Dadurch verändert sich beides: der Mensch, aber auch die Welt.

Wie für alle Menschen seit der Entstehung unserer Spezies, so gibt es auch für ein Mädchen im Jahr 2025 nur einen einzigen Weg, auf die Welt zu kommen: Es muss im Leib eines anderen Menschen heranwachsen. Durch diese Beziehung „ist“ es schon etwas, bevor es überhaupt existiert: Teil einer Familie, Bürgerin eines Staates, reich oder arm, sehnsüchtig erwartet oder ungewolltes Problem in der Lebensplanung einer anderen Person.

Nichts davon hat das Kind selbst gewählt; das meiste wird es jedoch später beeinflussen und vielleicht auch verändern können. Aber noch nicht jetzt. Noch nicht als Baby. Als Baby muss es nehmen, was es kriegt. Nicht nur die Nahrung, mit der man es füttert, die Kleidung, die man ihm anzieht, das Bettchen, in das es gelegt wird, sondern auch die symbolische Ordnung, mit der ihm die Welt erklärt wird. Mama, Papa, Auto, Mädchen.

Ohne die anderen Menschen, aus deren Bezugsgewebe es hervorgegangen ist, wäre das Mädchen kein Mädchen. „Mädchen“ ist eine Zuschreibung, die das Neugeborene in eine bereits vorhandene symbolische Ordnung einfügt. In Deutschland im Jahr 2025 ist das eine Kultur und Gesellschaft, die Menschen nach Geschlechtern unterscheidet, sich aber zugleich laut und nahezu unversöhnlich darüber streitet, ob und wie sie das tun soll.

Was ein „Mädchen“ ist, lässt sich nicht definieren, sondern nur immer wieder neu mit Bedeutung füllen. Mädchensein bedeutet heute etwas anderes als 1950. Dabei kann die Gleichung „Du bist ein Mädchen“ in zwei Richtungen aufgelöst werden: Ein Mädchen zu sein (und/oder als solches wahrgenommen zu werden) wird das Leben eines Kindes so stark prägen wie kaum etwas anderes. Es filtert den Blick der anderen, verzerrt ihn oft, füllt Erwartungen und Ansprüche, Diskriminierungen und Nachteile mit sich, aber auch Chancen und Möglichkeiten. Einerseits. Andererseits beinhaltet der Satz, „Du bist ein Mädchen“ ein Versprechen: „Du“ bist ein Mädchen. Ganz egal was du tust. Du in deiner Einzigartigkeit kannst das Mädchensein mit Leben füllen.

Die Zuschreibung von Weiblichkeit erfolgt nicht willkürlich, sondern anhand der Genitalien. „Es ist ein Mäd-

chen“ wird über jene Babys gesagt, bei denen kein Penis sichtbar ist, und zwar deshalb, weil das ein starker Hinweis darauf ist, dass sie vermutlich einen Uterus haben und später einmal schwanger werden können. „Vermutlich“, denn die Wahrscheinlichkeit ist zwar groß, aber nicht hundert Prozent. Es gibt unzählige Gründe, warum ein mit Vulva geborener Mensch später doch nicht schwanger werden kann – genetische, hormonelle, vielleicht hat sich auch einfach kein Uterus herausgebildet.

Aber so vielfältig die Varianten biologischer Geschlechtlichkeit auch sind, die Trefferquote der „Augenscheinmethode“ ist trotzdem hoch: Über 98 Prozent aller mit Vulva geborenen Menschen können im Alter von 20 Jahren prinzipiell schwanger werden, und nahezu 100 Prozent aller mit Penis geborenen Menschen können es nicht.

Die Praxis, Menschen im Hinblick auf ihre Gebärfähigkeit zu kategorisieren, ist sehr alt, gut 5.000 Jahre, wie die Patriarchatsforscherin Angela Saini schätzt. Damals entstanden die ersten Reiche und damit strukturelle Herrschaft in Form von Sklaverei und Patriarchat. Bei der Sklaverei ging es um die Ausbeutung von Körperkraft für Arbeit und Kriege, beim Patriarchat um die Kontrolle der Reproduktion. Will man die einen körperlich verschleifen und die anderen dazu zwingen, neue Untertanen zu gebären, ist es praktisch, Menschen entlang der reproduktiven Differenz zu unterscheiden. Zum Beispiel kann man dann Kleiderordnungen einführen, die auf den ersten Blick sichtbar machen, ob jemand zu der Gruppe gehört, die womöglich schwanger werden kann, oder nicht.

Das Patriarchat, also die Herrschaft über Menschen mit Uterus zur Kontrolle ihrer Gebärfähigkeit, ist ein universales Phänomen. Die Art und Weise, wie das geschieht, jedoch nicht. Die Vielfalt möglicher Geschlechterordnungen ist so unendlich wie der menschliche Erfindungsgeist. Viele Kulturen kennen mehr als zwei Geschlechtsidentitäten. Andere setzen die Kategorisierung nicht bei der Geburt an, sondern erst bei der Menarche, also der ersten Menstruation, oder sogar erst bei der Heirat, also beim ersten heterosexuellen Geschlechtsverkehr.

Doch egal wie sie konkret aussehen: Geschlechterkonzepte sind niemals „natürlich“. Sie sind immer Ausdruck einer kulturell erzeugten symbolischen Ordnung und müssen durch Religionen, traditionelle Praktiken und Narrative eingeübt und stabilisiert werden.

Die Kultur der europäischen Moderne geht von genau zwei Geschlechtern aus, männlich und weiblich, die



Yusuf. Foto: Annika Weertz

„

Deutschland im Jahr 2025: Eine Kultur, die nach Geschlechtern unterscheidet, aber zugleich laut streitet, ob und wie sie das tun soll

Antje Schrupp ist Politikwissenschaftlerin und Journalistin und lebt in Frankfurt am Main. Sie schreibt zu Philosophie, Feminismus, Religionen und Weltanschauungen sowie zur Geschichte des Sozialismus und Anarchismus.

komplementär aufeinander bezogen sind und das Wesen eines Menschen von der Geburt bis zum Tod prägen. Die Idee speist sich aus drei Traditionen: der griechisch-römischen Philosophie (vor allem Aristoteles), der jüdisch-christlich-muslimischen Religion und dem naturwissenschaftlichen Säkularismus. Alle drei Weltanschauungen verstehen die binäre Geschlechterordnung nicht als kulturelle Praxis, sondern als universale Wahrheit, die von einer höheren Instanz vorgegeben ist und nicht hinterfragt werden darf – der Ordnung der Natur, dem Willen Gottes, der Erkenntnis der Wissenschaft.

Doch es regt sich Widerstand, inzwischen schon seit Jahrzehnten. Er ist maßgeblich getragen von Menschen, die unter dieser Geschlechterordnung leiden: Frauen, denen Möglichkeiten vorenthalten werden, Menschen mit Uterus, denen die reproduktive Selbstbestimmung verweigert wird, trans und intersexuelle Menschen, die gegen ihren Willen in Geschlechterkategorien gepresst werden, in die sie nicht passen.

Doch auch objektive Entwicklungen stellen den Sinn der binären Geschlechterordnung infrage: Warum soll man Menschen nach Geschlecht kategorisieren, wenn man sie dann doch gleich behandeln will? Welchen Sinn hat der Fokus auf die Gebärfähigkeit angesichts verlängerter Lebenserwartung und gesunkener Geburtenraten? Warum die Beschränkung auf zwei Geschlechter, wenn Reproduktionstechnologien vielfältige Formen von Elternschaft möglich machen? Das sind nur einige Fragen, die sich heute stellen.

Die Frauenbewegung hat vorgelebt, dass „Weiblichkeit“ keineswegs ein komplementärer Gegenpart von „Männlichkeit“ sein muss, sondern von realen Frauen ihren eigenen Wünschen entsprechend gefüllt werden kann. Die Queer Theory hat neue Möglich-

keiten ins Spiel gebracht, Geschlecht zu denken, als Spektrum, als persönliche Identität, vor allem aber ohne automatischen Zusammenhang zum Körper, also der Gebärfähigkeit. Beide Bewegungen haben beachtliche politische Erfolge errungen, zuletzt mit der Verabschiedung eines Selbstbestimmungsgesetzes, das in Deutschland seit dem 1. November 2024 Gesetzeslage ist. Gleichzeitig haben aber rechtsextreme und religiös-fundamentalistische Akteur*innen das Thema „Gender“ als Instrument populistischer Hetze und Propaganda entdeckt und machen sich derzeit daran, die freiheitlichen Ansätze der vergangenen Jahrzehnte wieder zurückzudrehen.

Das „Bezugsgebe der menschlichen Angelegenheiten“, in das ein Kind 2025 in Deutschland hineingeboren wird, ist in puncto Geschlechterordnung also maximal komplex. Zwar werden die meisten Babys immer noch entsprechend ihrer Genitalien kategorisiert, aber es gibt auch immer mehr Eltern, die bewusst keine geschlechtliche Einordnung vornehmen, weil sie der Selbstidentifikation ihres Kindes nicht vorgreifen wollen.

Aber auch wenn ein Neugeborenes als „Mädchen“ kategorisiert wird, ist unklar, was das bedeutet. Vielleicht wird es auf traditionelle Weiblichkeitsrollen hin erzogen, oder es wird ihm ein gleichberechtigtes Modell von Frausein vorgelebt, und manche Mädchen haben sogar feministische Mütter, die ihnen von klein auf beibringen, wie man das Patriarchat bekämpft.

Das Einzige, was sicher scheint, ist, dass Geschlechterkonzepte heutzutage weniger Ordnung schaffen als vielmehr Durcheinander. Den Mädchen, die 2025 in Deutschland geboren werden, ist zu wünschen, dass sie sich davon nicht beirren lassen, sondern den Weg gehen, der für sie richtig ist.

4

Rituelle Genitalverstümmelung findet meist im Alter von 4 bis 14 Jahren statt. 2024 waren in Deutschland mindestens 20.219 Mädchen von dieser Praxis bedroht.

Quelle: BMFSFJ



Yusuf Foto: Annika Weertz

Der Graben durch die Stramplerabteilung

Mädchen lieben Rosa, Jungs tragen Blau – so einfach macht es sich die Konsumindustrie auch im Jahr 2025 noch. Warum die „Pink Globalization“ ungebrochen ist

Von Luisa Faust

Montagnachmittag in der Kinderabteilung von H&M: Eine Mutter sucht eine Sporthose für ihr Kind. Die Verkäuferin führt die beiden in die Mädchenabteilung. „Hier haben wir die Leggings; wenn es eher etwas weiter sein soll, gibt es diese pinke Jogginghose.“ Die etwa 10-Jährige presst die Lippen zusammen. „Du wolltest lieber eine andere Farbe, oder?“, fragt die Mutter vorsichtig. Draußen vor der Tür ist Berlin, wo kaum jemand mit der Wimper zuckt, wenn Menschen ihre Identität abseits von binären Geschlechtervorstellungen frei ausdrücken. Aber hier drinnen müssen Kund*innen sich entscheiden: „IST ES EIN JUNGE ODER EIN MÄDCHEN?“, schreit es einen an, sobald man die Kinderabteilung betritt.

Mitten durch die Etage verläuft ein Graben, auf der einen Seite die Rosatöne, Blümchen, Herzen und Rüschen. Auf der anderen ist es blau und grau, Trecker, Dinos und Raketen zieren die Pullover. Zwischentöne gibt es kaum. Während immer mehr Eltern sich darüber Gedanken machen, wie sie ihren Kindern ein Aufwachsen frei von Geschlechterstereotypen ermöglichen können, rollt die „rosa Welle“ weiter ungebrochen durch die Kaufhäuser. Auf ihrem Weg erfasst sie alles, was der Markt für Kinder so zu bieten hat. Die Produktwelten von Barbie oder Lillifee breiten sich ungehindert aus und durchdringen bei Mädchen fast alle Lebensbereiche, von der Zahnbürste zur Bettwäsche, von der Kleidung bis zu Kinderbüchern, Filmen oder Gesellschaftsspielen.

„Pink Globalization“ nennt die Anthropologin Christine Reiko Yano das Phänomen, das uns seit den 90ern begleitet. Sie meint, dass diese Form der Globalisierung, statt abzuflauen, immer weiter Fahrt aufnimmt. Bei den Kleidungsstücken, die in den Kinderabteilungen über den Verkaufstresen gehen, unterscheiden sich nicht nur die Farben und Muster, sondern auch die Schnitte. Für die Jungen gibt es Latzhosen, Jacken aus festem Stoff, für die Mädchen niedliche feine Kleidchen aus Tüll, Miniröcke und Skinny Jeans. Wenn es nach H&M geht, wollen Mädchen der Welt schon ihre Beine präsentieren, wenn sie noch gar nicht richtig laufen können. Sind Kinder im Minirock eigentlich in der Lage, zu rutschen, rennen oder klettern? Passt er

über den Windelpopo? Hat er Taschen, in denen Zweijährige eine Kastanie, einen besonderen Stein oder ein Bonbon aufbewahren können? Designer*innen von Miniröcken für Kleinkinder orientieren sich an Frauenkleidung, die oft körperbetonter ist, tailliert und knapp, also sexualisiert. Ein Krabbelkind im Minirock lernt so, dass auch sein Körper zum Anschauen da ist. Die Kritik daran ist alles andere als neu. Es gibt sogar einen Negativpreis, den Goldenen Zaunpfahl, der besonders schlimme Beispiele des Gender-Marketings auszeichnet. Unzählige wissenschaftliche Studien, Meinungsartikel, Instagram-Posts und Blogbeiträge haben schon lange festgestellt, dass geschlechtsspezifische Klammotten und Spielzeuge Kinder in plumpe Rollenbilder pressen. Dass diese Kategorisierung immer wieder die Annahme reproduziert und zementiert, dass es nur zwei Geschlechter gibt, männlich und weiblich. Dass nicht nur die Farben, sondern auch Formen, Sprüche, Tiere und Symbole Jungen auf Abenteuer, Risiko – und Krieg – vorbereiten und Mädchen aufs Häusliche, aufopfernd Kümmernde.

Konsumartikel, die extra für Jungen oder Mädchen sind, haben eine lange Tradition: Schon die Griechen setzten in der Antike Spielzeug ein, um Jungen zum Krieg zu erziehen, sagt Spielzeugforscher Volker Mehringer. Mit dem Aufkommen des Bürgertums kam die farbliche Geschlechtertrennung dazu. Männer trugen Anzüge in gedeckten Farben, Frauen und Kinder als Wohlstandsnachweis prächtige bunte Kleidung. In den 1930er Jahren entdeckte die US-Bekleidungsindustrie Kinder als Konsument*innen, sagt der Soziologe und Kindheitsforscher Daniel Thomas Cook. In Kaufhäusern entstanden Kinderabteilungen, in denen Konsumgüter für Jungen und Mädchen erstmals räumlich getrennt wurden. In der Wirtschaftskrise nutzte die Kinderbekleidungsindustrie die Differenzierung dann als Marketingstrategie: immer neue Must-haves für jedes Alter, neue Kindergrößen, die sich heute noch in den Kinderabteilungen finden. So wie bei H&M.

Der schwedische Modekonzern selbst erklärt, die getrennten Abteilungen für Mädchen und Jungen diene in erster Linie zur Orientierung der Kund*innen. Diese würden es bevorzugen, so einzukaufen. Die Nachfrage bestimmt das Angebot, erklären auch andere Marken. Die Multi-Milliarden-Konzerne zeigen also auf 4-Jährige und ihre Eltern und sagen: Die da wollen das so! Tatsächlich wünschen sich Kinder oft ihren Geschlechtern zugeordnete Kleidung und Spielzeug. Zwischen 3 und 7 interessierten sie sich meist für die Kategorie Geschlecht, seien auf der Suche nach „Schlüsseln für die Unterschiede“, sagt Entwicklungsforscher Tim Rohrmann. Orientieren würden sie sich an dem, was tatsächlich da ist. Wenn sie also auf

eine Konsumwelt treffen, die durch Werbung, Medien und Produkte in zwei Kategorien geteilt ist, ordnen sie sich zu. Sind Kund*innen ohne rosablau Signale im Kleidungs-geschäft also orientierungslos? Wohl kaum. Viel wahrscheinlicher ist, dass Unternehmen ein finanzielles Interesse daran haben, dass Geschwister Kleidung und Spielzeug nicht teilen können. So steigt der Umsatz auf dem deutschen Kinderkleidungsmarkt konstant um etwa 1,2 Prozent pro Jahr. Etwa 8,24 Milliarden Euro werden dort 2025 umgesetzt, schätzt Statista. „Fast Fashion“, also Mode zum Wegwerfen, ist auch hier angekommen. Ungefähr 16 Teile Kinderkleidung kaufen die Deutschen jährlich pro Kopf, für jedes in Deutschland lebende Kind müssten das beinahe 100 Bekleidungsstücke sein.

„Latzhosen aus festem Stoff versus Miniröcke und Skinny Jeans – für 2-Jährige

Nach dem H&M-Besuch begleiten viele Kinder ihre Eltern noch durch die Konsumwelt der Erwachsenen. In Drogerien und Supermärkten setzt sich das gegenderte Marketing nahtlos fort. Es gibt rosa Rasierer, Shampoo für Frauenhaare und Männerkopfhaut, Hautcreme für echte Kerle, Schokolade aus Blechdosen, die an Werkzeugkästen erinnern. Sogar in der Apotheke liegen krampflösende Tabletten, die gegen Menstruationsschmerzen noch mal in einer pinken Verpackung angeboten werden – mit dem gleichen Wirkstoff, der auch gegen männliche Magenkrämpfe hilft. Studien zeigen, dass Produkte, die für Frauen vermarktet werden, oft teurer verkauft werden. Doch nicht nur Mädchen verlieren durch die Trennung – vor allem für Jungen ist der Konformitätsdruck stark. Mädchen dürfen auch Blau tragen, können mit Werkzeug spielen und bekommen Lob, wenn sie beide Rollen erfüllen, also im Prinzessinnenkleid auf den Baum klettern. Jungen, die Röcke tragen, Nagellack mögen oder mit Puppen spielen wollen, begegnet dagegen oft Spott und Ausgrenzung, von Erwachsenen und von anderen Kindern, die sich in die Rollenbilder eingefunden haben.

„Ich habe mir eine Geschichte geschrieben“
Inga Buhmann

Wir müssen Abschied nehmen von unserer Freundin und Weggefährtin – es war so schön, sie gekannt zu haben -

Inga Buhmann
1940 – 2025

Pia Schmid · Ria Puhl und Robert Bode · Lisa Heidenreich
Ulrike Wimi Wiemann · Ingrid Peikert · Bianca Riemann
Edith Marcello · Renate Sander-Schmidt
Irene Kraushaar-Wiedemann · Cornelia Walther
Mirjam Hilsbecher · Halinka Treperman · Margret Bender
Hanna Mittelstaedt/Edition Nautilus · Christa Quitter
Christine Zaschel-Bode · Mechthild M. Jansen · Sabine Fröhlich
Christa Strack · Dorothea Rein · Dieter Reifarh
Rita und Claudia Böhm

6 Mädchen zwischen 5 und 9 verbringen weltweit schon 30 Prozent mehr Zeit mit Hausarbeit als gleichaltrige Jungen. Auch hierzulande machen Mädchen zwischen 6 und 16 mehr Hausarbeit.

Quelle: Unicef/Staatsinstitut für Familienforschung/World Vision

Die Tiger und Mona Lisa

Die ersten Lebensjahre prägen, wie Kinder über Geschlechterrollen denken. Eine Berliner Kita setzt deshalb auf gendersensible Pädagogik – und wird so zum Schutzraum für Regenbogenfamilien. Die erste queere Kita im Land möchte aber noch viel mehr sein

Von Ralf Pauli

An Dienstagen sind die Rosaroten Tiger immer besonders aufgekratzt. Dann nämlich bekommen die Drei- bis Sechsjährigen Besuch von ihrer „Märchentante“. Und das bedeutet: spannende Geschichten von einer sehr geübten Erzählerin. Zwanzig Jahre hat Mona Lisa als katholischer Priester in Ostfriesland gewirkt, später für die Landes-FDP das große Wort geschwungen. Heute denkt sich die 61-jährige trans* Frau im Rollstuhl Geschichten für Kitakinder in Berlin-Schöneberg aus.

An diesem Februartag fällt den Tigern sofort die Bernsteinkette um Mona Lisas Hals auf. „Ich mag das“, sagt ein Mädchen und fasst die Steine an. „Aus meiner Heimat Mecklenburg“, erwidert Mona Lisa etwas überrascht. In der Hand hält sie eine Tulpe mit rotgelben Blättern, aber auf die spricht sie kein Kind an. Auch nicht auf ihre lackierten Fingernägel, die kennen die Kleinen schon. „Habt ihr gesehen, was ich heute mitgebracht habe?“, fragt Mona Lisa schließlich. „Eine Blume“, rufen die Kinder sofort. Mona Lisa nickt

zufrieden. Jetzt kann die Märchenstunde losgehen.

Mona Lisa kommt jede Woche in die Kita. Sie wohnt direkt über der Einrichtung, in einer von 69 Wohnungen, die die Schwulenberatung Berlin dort für die queere Community bereitstellt. Seit rund zweieinhalb Jahren gibt es den Lebensort Vielfalt nahe dem Bahnhof Südkreuz. Heute gehören dazu ein Restaurant, Büroräume der Schwulenberatung – und eben die Kita Rosarote Tiger samt Krippe für die Ein- bis Dreijährigen, die Gelbgrünen Panther.

„Mit dem Mehrgenerationenhaus und der Kita bieten wir Schutzräume für die Community an“, sagt Christin Richter, die bei der Schwulenberatung für den Bereich Kinder und Jugend zuständig ist. Immer wieder fühlten sich Regenbogeneltern an anderen Kitas nicht akzeptiert. Entsprechend hoch sei die Nachfrage.

Die Kita bleibt dabei nicht unbeobachtet. Die AfD und deren Jugendorganisation „Junge Alternative“ verunglimpften die Einrichtung schon vor der Inbetriebnahme als „Pädo-Kita“ und wetterten gegen eine angebliche „Frühsexualisierung“. Solche Vorwürfe kann Kitaleiterin María Rojas Brahm nicht ernst nehmen: „Wir erziehen hier natürlich kein Kind dazu, schwul oder lesbisch oder sonst was zu sein.“ Das sei Kulturkampf von rechts. Vielmehr gehe es darum, einen vorurteilsbewussten Ort zu schaffen. „Wir wollen Vielfalt vorleben und den Kindern zeigen, dass es auch in Ordnung ist, wenn ein Kind zwei Mütter oder mehr als zwei Elternteile hat“, sagt Rojas Brahm. Am wichtigsten sei, dass die Fachkräfte für das Thema sensibilisiert seien.

Wie die meisten, die hier arbeiten, ist auch Rojas Brahm Teil der queeren Community. Die 37-Jährige betont, dass ihre Kita aber allen Familien offen stehe. Aktuell seien Hetero-Eltern sogar die Mehrheit, und das sei auch gut so: „Unsere Kita soll ja ein Ort sein, wo sich die Kinder von Regenbogen- und Hetero-Familien begegnen.“ Genau so, wie sich in der Kita auch Kinder aus mehr als 15 verschiedenen Herkunftsländern, diversen Glaubensgemeinschaften, mit und ohne Förderbedarf begegneten.

„Diversity Education“ nennen Pädagog:innen das Konzept, dem sich die Kita der Schwulenberatung verschrieben hat. Den deutschen Begriff – Pädagogik der Vielfalt – hat die Erziehungswissenschaftlerin Annedore Prengel in den Achtzigern geprägt, sie warb für ein umfassendes Verständnis von Inklusion. Mit Erfolg: Heute lernen Kinder in vielen Kitas in Deutschland, dass Vielfalt normal ist, vor allem, wenn es um Mehrsprachigkeit oder kulturelle Identität geht. Beim Thema Gender sind die Einrichtungen jedoch weniger sensibel. Das zumindest legt eine der wenigen Studien zu Gender in der Kita nahe. Verfasst wurde sie von der Frankfurter Pädagogikprofessorin Ute Schaich. Sie beobachtete, dass Kita-Fachkräfte Mädchen schon im Krippenalter häufiger für ihr Äußeres loben und Jungen eher für ihren Mut. Die Erzieher:innen reproduzierten somit geschlechterstereotype Zuschreibungen.

Kita-Fachkräfte loben Mädchen häufiger für ihr Äußeres, Jungen eher für ihren Mut

Warum das problematisch ist, kann die Berliner Pädagogikprofessorin Anja Voss beschreiben. „Mit vier Jahren spätestens haben Kinder Bilder von Geschlecht verinnerlicht“, so Voss. Ein Beispiel, das viele Eltern kennen: Jungen wollen irgendwann keine langen Haare mehr tragen, weil sie denken, dass es nicht zu ihrem Rollenbild passt. „Deswegen ist entscheidend, dass die Fachkräfte in den Kitas ihre eigenen Gender-Stereotype reflektieren.“ Aber auch, dass Kitas beispielsweise von Raum- und Spielangeboten wie Puppenecken und anderen geschlechtskonnotierten Praktiken absähen.

Das ist auch der Kita der Schwulenberatung Berlin wichtig. Statt Puppenecke gibt es eine Verkleidungsecke ohne die klassischen Prinzessinnen- oder Cowboy-Outfits. Hier können die Kinder in Tiger- oder Elefantenkostüms

schlüpfen oder sich Clownsnasen und Perücken aufziehen. „Wir haben auch Bücher, die es an anderen Kitas bestimmt nicht gibt“, sagt Sabine Siebiera, eine der Erzieher:innen. Zum Beweis zieht die 29-jährige mehrere Bände aus dem Regal: „Onkel Bobby's Hochzeit“, das schwule Liebe als einen Grund zum Feiern darstellt. Oder „Wie Mama mit der Nase sieht“, in dem eine blinde Mutter ihren Alltag meistert. Das meiste hätte bei den Kindern aber das Buch „Männer weinen“ ausgelöst, so Siebiera. Die Geschichte handelt von einem Vater, der sich von seiner verletzlichen Seite zeigt. „Ich erinnere mich an einen Fünffährigen, der sofort gefragt hat, warum der Junge auf dem Cover weint“, erzählt Siebiera. Er habe, so interpretierte sie in dem Moment, Weinen sofort mit Schwäche in Verbindung gebracht. „Das finde ich ganz schön heftig.“

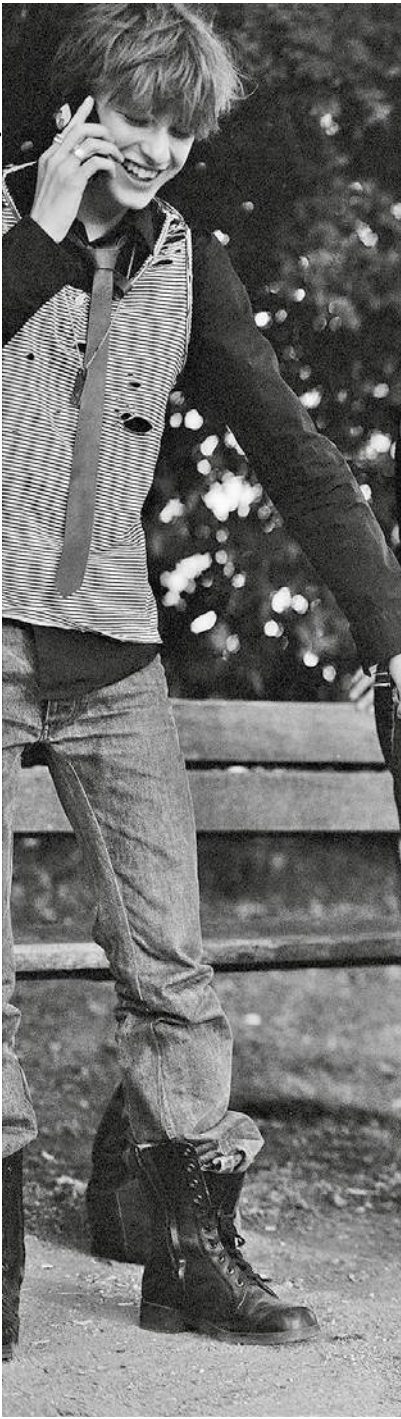
Siebiera denkt vor allem auch an jene Kinder, die sich in den klassischen Rollenbildern unwohl fühlen. „Wenn ein Kind sich gerne Kleider anzieht, obwohl es als Junge gelesen wird, soll es das einfach tun.“ Im Kita-Alltag achtet sie deshalb darauf, keine Pronomen zu verwenden und „untypisches“ Verhalten nicht zu bewerten. Wie die meisten queeren Fachkräfte der Kita hat auch Siebiera am eigenen Leib Ausgrenzung und Mobbing erfahren. „Ich wünsche mir, dass sich Kinder heute frei entfalten können, ohne sich dabei abgewertet zu fühlen“, sagt Siebiera.

Aus der Sicht von Pädagogikprofessorin Voss hat sich vieles in der frühkindlichen Bildung in den vergangenen Jahren zum Positiven verändert. So hätten die Bundesländer gendersensible Pädagogik in ihren Kita-Bildungsplänen verankert. Auch Ausbildungsstätten griffen das Thema zunehmend auf.

An der Alice-Salomon-Hochschule, an der Voss lehrt, sei Gender bereits ein verpflichtendes Thema für alle, die Kindheitspädagogik studieren. Inwiefern Kitas dies im Alltag aber tatsächlich umsetzen können, sei fraglich. „Wir dürfen nicht vergessen, dass Kitas personell chronisch unterversorgt und die Fachkräfte am Limit sind.“

Das ist in der Kita der Schwulenberatung nicht anders. An diesem Mittwoch sind die Fachkräfte doppelt dankbar, dass Mona Lisa da ist. Hoher Krankenstand. Während sich die wenigen Fachkräfte um einzelne Kinder kümmern, sitzen die älteren Tiger im Halbkreis um Mona Lisa und sind voll bei der Sache. „Ist eine Blume ein Lebewesen?“ „Jaaaa.“ „Warum?“ „Weil sie wächst wie wir.“ „Was braucht sie zum Leben?“ „Wasser, Sonne und Wind.“ „Wind ist gut, daran habe ich gar nicht gedacht.“

Zur Belohnung erzählt Mona Lisa eine Geschichte von Tulpenfeldern nahe Amsterdam, die sie mal mit ihren Eltern besucht hat. Als die Kinder unruhig werden, zieht die Märchentante ihr Ass aus dem Ärmel: ein Lied zur Geschichte. „Wenn der Frühling kommt, dann schick' ich dir Tulpen aus Amsterdam.“ Sofort singen die Kinder mit.



freund*innenschaft (1) „Manchmal plappern wir auch viel“

Claire und Lilo (7) kennen sich aus der Kita, seit sie 2 Jahre alt sind – das ist länger, als sie sich erinnern können

Claire (li.) und Lilo im Fotoautomaten
Foto: privat

taz: Wenn ihr aneinander denkt – fällt euch dann was Bestimmtes ein?

Lilo: Mir fällt dann manchmal ein, dass wir beste Freundinnen sind.

Claire: Und mir so, dass wir zusammen lachen.

Die beiden kichern und zutschen an einer Limo. Gestritten haben sie auch schon mal. Aber nicht öfter. Und danach wissen sie schon nicht mehr, worüber. Auf jeden Fall nicht über Spielsachen und erst recht nicht über Jungs. Ob sie überhaupt mal über Jungs reden? Ein abfälliges „Äh-äh“. Die beiden finden Jungs „geht so“. „Manche gut, manche schlecht“, sagt Lilo.

taz: Warum seid ihr beste Freundinnen?

Claire: Ich mag an Lilo, dass sie so nett ist und mir vertraut und so.

Lilo: Ich mag an Claire, dass wir viel gemeinsam haben und dass sie mir vieles zeigt, was ich noch nicht kenne.

taz: Zum Beispiel?

Lilo: Als ich mit Claire ihren Hort besucht habe, hat sie mir ein Geheimversteck gezeigt.

taz: Und was macht ihr, wenn ihr euch zu Hause trifft?

Lilo: Wenn Claire bei mir ist, gehen wir in den sechsten Stock.

Claire: Wir machen witzige Sachen.

Lilo: Im sechsten Stock wohnen so Leute, aber dann ist da auch so ein Schlängel...

Claire: ... eine Treppe, und dann gehen wir da hoch, da ist so ein kleiner Platz, und da sind wir dann oft.

Lilo: Und dann rutschen wir runter.

Claire: Ja!

Lilo: Oben sind keine Leute. Niemand ist da, wo wir sind, deswegen können wir da ganz in Ruhe sein und die Nachbarn belauschen.

Claire: Manchmal verstecken wir uns, und manchmal plappern wir auch viel.

Lilo: Manchmal nehmen wir richtig viele Sachen mit, Decken und so und Kuschtiere und alles Mögliche.

Claire: Manchmal auch Malsachen.

Lilo: Und Essen und Trinken.

Claire: Und manchmal nehmen wir auch den Detektivkoffer mit hoch, den wir am Ende doch nicht benutzen. Also umsonst mit hochgenommen.

taz: Was wollt ihr unbedingt mal zusammen machen?

Claire: Irgendwo alleine zusammen hingehen.

Lilo: Ja! Vielleicht so allein ins Restaurant oder so was. Oder zelten!

Denn Erwachsene nerven die Mädchen leider. Etwa die Erzieher*innen in der Kita: „Wir wollten alleine sein, aber die wollten alle bewachen“, sagt Lilo verständnislos. Wenn sie irgendwann selbst erwachsen sind, wollten sie eigentlich zusammen auf einem Bauernhof wohnen. Aber das geht jetzt nicht mehr, weil beide auch neue beste Freundinnen haben. Grundsätzlich kein Problem, aber mit dem Zusammenwohnen wird's dann halt schwierig. Lilo und Claire haben sich geschworen, für immer Freundinnen zu bleiben.

taz: Was kann ich wohl noch an interessanten Geschichten aus euch herauspressen?

Lilo: Die Limo, die ich gerade getrunken habe.

taz: Danke, lieber nicht.

Interview Katrin Gottschalk

Zwischen fünf und sieben Jahren beginnt die Grundschule. Es ist nachgewiesen, dass Lehrer*innen Mädchen im Bereich Sprache und Jungen in Mathematik besser beurteilen, als es ihre Leistungen in objektiven Tests nahelegen.



Milan, Laura, Matin, Zoe, Lola und Asal Foto: Annika Weertz

„Scham hat ein Geschlecht“

Wann geht das eigentlich los mit diesem unangenehmen Gefühl? Und warum schämen sich Teenager so verdammt oft? Die Soziologin Karin Flaake über Schönheitsideale, beschämende Blicke und den zweifelhaften Nutzen von Scham

Interview **Manuela Heim** und **Franziska Schindler**

taz: Frau Flaake, in welchem Alter beginnt man, sich zu schämen?

Karin Flaake: Das kann schon früh anfangen – sobald ein Kind ein Minimum an Selbstreflexion hat. Bei Scham spielen die Botschaften der sozialen Umgebung eine große Rolle. Wir schämen uns, wenn wir ein Signal von außen bekommen, das unser Selbstbewusstsein beeinträchtigt.

taz: Gibt es im Aufwachsen eine Phase, in der man sich besonders viel schämt?

Flaake: Die Pubertät ist eine Zeit, die mit großer Verunsicherung verbunden ist. Der Körper verändert sich, ganz gleich, ob Jugendliche es wollen oder nicht. Sexuelle Wünsche und Fantasien entwickeln sich. Wofür genau man sich schämt, das ist kulturell bedingt, aber dass man sich schämt, kennen wahrscheinlich die meisten Menschen.

taz: Scham gilt nicht nur als ansozialisiert, sondern auch als Teil der menschlichen Evolutionsgeschichte, unserer Gene. Aber welchen Überlebensvorteil hat dieses unangenehme Gefühl uns denn bitte gebracht?

Flaake: Die hilfreiche Funktion der Scham ist, dass man

für sich behält, was einen verletzlich macht oder angreifbar in einer Gruppe.

taz: Das mag zu früheren Zeiten der Menschheitsgeschichte besonders wichtig gewesen sein, als Alleinsein tödlich enden konnte. Aber können wir uns nicht heute unabhängiger machen von den Blicken und

wofür wir uns schämen:

„Aussehen, Pickel, laut sein, Periode, emotional sein, ungeschminkt sein“

Jugendliche, 16 Jahre

Bewertungen der anderen?

Flaake: Das ist schwierig, weil wir Menschen von Anbeginn des Lebens an in soziale Beziehungen eingebunden und für unsere Entwicklung darauf angewiesen sind, dass wir freundliche, positive Resonanz bekommen.

taz: Scham ist also sozusagen die Schattenseite unseres sozialen Menschseins?

Flaake: So kann man es sagen. **taz:** Ist es auch möglich, sich allein zu schämen?

Flaake: Durchaus. Man kann sich vorstellen, was wäre, wenn ich jetzt mit anderen wäre und die Erwartungen nicht erfülle, die an mich gestellt werden. Ich nehme vorweg, was in der Realität noch gar nicht eingetreten ist und vielleicht auch nie eintreten wird.

taz: Und dann mache ich etwas gar nicht erst, weil ich denke, es könnte eine schamhafte Situation entstehen.

Flaake: Ja, weil es peinlich werden könnte.

taz: Hat Scham ein Geschlecht?

Flaake: In gewisser Weise hat Scham ein Geschlecht, ja. Mädchen in der Pubertät sind besonders von Scham betroffen. Das hängt mit der besonderen gesellschaftlichen Bedeutung des weiblichen Körpers zusammen – er steht in westlichen Kulturen für sexuelle Attraktivität, für die Möglichkeit, begehrt zu werden. Junge Frauen erleben häufig, dass sie mit den körperlichen Veränderungen der Pubertät, zum Beispiel dem Wachsen der Brüste auf sexualisierende Blicke treffen. Viele erleben das zunächst als einen

Übergriff, weil sie noch keine innere Bereitschaft haben – und sie schämen sich für etwas, für das sich der sie Anblickende eigentlich schämen müsste, denn er ist der Übergriffige.

taz: Ist da auch viel fantasierte Scham dabei, weil Schönheitsnormen nahelegen, wie man aussehen müsste? Und dann schäme ich mich, weil ich so nicht bin?

Flaake: Ja und nein. Dass die Körper der Mädchen kommentiert werden, in der Schulklasse, aber auch zu Hause, ist ja real. Zu Hause läuft das dann eher unter dem Motto „lockere Familienkommunikation“. Dass die Mutter zum Beispiel sagt: „Jetzt sieht man ja schon Brüste bei dir.“

taz: Aber eine Brust ist doch ein ganz normales Körperteil. Was spricht denn gegen die Normalisierung von dessen Betrachtung?

Flaake: Es ist eine Gratwanderung. Ich kann das Gefühl von Stolz haben, dass mein Körper jetzt Bildern von Weiblichkeit entspricht. Aber es macht mich auch verletzlicher für die Kommentierungen anderer.

taz: Einerseits sind gerade Mädchen und junge Frauen durch Social Media ständig

der Bewertung ihrer Körper ausgesetzt. Andererseits gab es ja in den vergangenen Jahren eine starke Body-Positivity-Bewegung, die klar sagt: Jeder Körper ist gut so, wie er ist! Welche Seite überwiegt aus ihrer Sicht?

Flaake: Das ist von Mädchen zu Mädchen unterschiedlich. Die jungen Frauen haben es am besten, die in ihrer Familie schon früh ein gutes Selbstbewusstsein mitbekommen haben, die nicht schon als Kind zu oft bewusst oder unbewusst beschämt wurden. Die können dann auch selbstbewusster mit den Veränderungen der Pubertät umgehen.

wofür wir uns schämen:

„Mein Körper, emotional sein (weinen), masturbieren (lol), durchbluten (hihi)“

Jugendliche, 16 Jahre

taz: Schule ist neben Familie sicher der Ort, an dem Menschen am meisten beschämt werden, bis hin zum Mobbing. Hat das auch etwas mit Geschlecht zu tun?

Flaake: Vom Mobbing sind eigentlich alle Geschlechter betroffen, nur die Inhalte sind andere. Die Jungs werden für alles gemobbt, was man an ihnen als weiblich assoziiert. Mädchen werden eher dafür gemobbt, wenn sie Schönheitsidealen nicht entsprechen. Auch für queere Jugendliche sind gesellschaftliche Normalitätserwartungen eine Quelle von Scham.

taz: Inwiefern?

Flaake: All die werden beschämt, die den heteronormativen Vorgaben des Patriarchats nicht entsprechen. Wir müssen uns doch nichts vormachen: Trotz voranschreitender Akzeptanz von Homosexualität und Transidentität erleben queere Jugendliche in der Schule Mobbing dafür, wer sie sind.

taz: Zu dem eh schon niederschmetternden Gefühl der Scham kommen noch die körperlichen Reaktionen: Man wird knallrot, fängt an zu schwitzen, kann nicht mehr klar denken. Dadurch bekommen die anderen das auch noch mit! Wie kommt man da wieder raus?

Flaake: Ich glaube, am besten ist es, die eigene Scham zu benennen: „Oh, das ist mir aber jetzt peinlich!“ Dann fühlt es sich schon nicht mehr ganz so schlimm an. Man macht sich auf diese Weise zur aktiven Gestalterin der Situation und erleidet sie nicht nur passiv. Und das schafft wieder Selbstbewusstsein.

taz: Da gehört aber schon wieder eine Menge Mut dazu.

Flaake: ... oder ein offenes Umfeld, in dem Scham und Beschämung thematisiert werden. Das geht zum Beispiel über Schulprojekte, in denen allen klar wird, dass sich jede und jeder schämt.

taz: Wir erinnern uns selbst noch an Schüler*innen, aber auch an Lehrer*innen, die uns beschämt haben. Glauben Sie, dass die Schulen sich da wirklich weiterentwickelt haben?

Flaake: Das hoffe ich doch sehr für die Jugendlichen!

Karin Flaake ist Soziologin und Professorin i. R. Zum Leben Heranwachsender hat sie mehrere Grundlagenwerke verfasst.

wofür wir uns schämen:

„Überall sehe ich Menschen, die modeln, Leistungssport machen, singen. Ich fühle mich manchmal weniger wert, weil ich kein besonderes Hobby habe“

Jugendliche, 17 Jahre

Anzeige



Mit Ihrer Hilfe machen wir Mädchen in Indien stark!

Ihre Spende schenkt Mädchen in Südinien ein besseres Leben – sie verhindert Zwangsehen und Kinderarbeit, ermöglicht medizinische Versorgung und eröffnet den Zugang zu Bildung.

Indische Mädchen stärken – von Anfang an!

Jetzt scannen für mehr Infos!



www.vfstiftung.de

Spendenkonto

DE61 3605 0105 0008 1039 21
Stichwort: **Frauentag**

Wenn Sie eine Spendenbescheinigung wünschen, geben Sie im Verwendungszweck bitte auch Ihre Postanschrift an.



Wir sind Unterzeichnerin der Initiative Transparente Zivilgesellschaft.



Lola und Zoe Foto: Annika Weertz

9 Jahre war das Mädchen aus Halle, dem ein Mann zwischen 2019 und 2023 sexualisierte Gewalt angetan hat. Die meisten Fälle finden im näheren Umfeld statt.

Quelle: MDR; Hilfe und Information: www.hilfe-portal-missbrauch.de

10 Es ist in Deutschland 6,9 Prozent wahrscheinlicher, dass ein Mädchen zwischen 10 und 12 auf ein Gymnasium wechselt als ein Junge.

Quelle: IFO

Wie der Kampf weitergeht

Instagram-Pranger, Catcalling, klassische Rollenbilder: Was beschäftigt junge Feministinnen in ihrem Alltag? Zu Besuch in einem Mädchentreff, wo rote Nelken noch immer wichtig sind

Aus Berlin **Anna Klöpfer**

Manchmal, sagt Molly, da spüre sie einfach nur „sehr viel Wut“. Sie sagt das eher leise und sehr nüchtern. Der Klassiker, konstatiert Molly: „Wenn dir ein Typ auf der Straße irgendetwas hinterherruft, und dann kann man sich entscheiden, schreie ich die Person jetzt an?“ Denn das sei doch echt zum Verrücktwerden, dieser mangelnde Respekt gegenüber ihr als Person, als Mensch, der da zum Ausdruck komme. Sie habe, sagt die zierliche Abiturientin inzwischen aber eine andere Strategie: „Solidarität ist besser.“ Ein Abend Anfang März im Mädchentreff Mädea in Berlin-Gesundbrunnen, einem Ortsteil im Bezirk Mitte. Hier trifft sich regelmäßig die Frauenkommune, ein loser Zirkel junger Frauen. Man trinkt Tee, liest feministische Texte, heute zum Beispiel, warum im Kapitalismus auch der „Krieg gegen Frauen“ angelegt sei. An diesem Montag geht es nicht nur theoretisch zu: Molly und etwa zehn andere Frauen malen rote Nelken – das Symbol der Frauenbewegung Anfang des 20. Jahrhunderts – auf Pappschilder, während sie dem etwas schwer verdaulichen Text lauschen, den eine der Frauen von ihrem Handy abliest. Die Nelken wollen sie bei den Frauentagsaktionen tragen, die am Samstag auch in Berlin stattfinden. Deshalb will Molly, statt die ausbeuterischen Qualitäten des Patriarchats zu diskutieren, um kurz nach halb sieben vor allem eines wissen: „Ich frag’ mich, ob wir nicht mal langsam anfangen sollen zu cutten, ich glaube, wir haben genug gemalt.“ Das Zusammenkommen gebe Energie, findet Molly, für all die Kämpfe, die man als junge Frau auszufechten habe im Alltag. Welche das seien? Catcalling. Das Gefühl, in der Klasse viel mehr als die Jungs in Diskussionen darum kämpfen zu müssen, gehört zu

werden. Das Gefühl, dass es für Jungs eher akzeptiert sei, laut zu sein. Der übergriffige Fahrlehrer, der ihr die Hand aufs Bein gelegt habe, ergänzt Lea, die neben Molly auf dem Boden sitzt und an den Umrissen einer Nelke schneidet. Es sei wichtig, über diese Gewalterfahrungen zu reden, sagt Lea – und zwar nicht nur auf Social Media: „Ich glaube, man kann sich auf Instagram und so sehr alleine fühlen.“ Zum Beispiel eine Freundin, erzählt sie, die jobbe im Café. Manchmal seien die Gäste ziemlich übergriffig mit Kommentaren, „sie hat sich dann mit einer anderen Kollegin zusammengetan und sich überlegt, wie sie damit umgehen.“ Verbale Selbstverteidigung im Alltag. Ein Nachmittag einige Tage zuvor im Mädchentreff. Vier noch etwas jüngere Mädchen, alle von einer benachbarten Schule, sitzen im Kreis am Maltisch. Konzentriert pinseln sie glänzende Acrylfarbe auf kleine rechteckige Leinwände, das Programm heute ist freies Arbeiten. Ein Mädchen zeichnet die Palästina-Flagge. Sie habe Verwandte im Libanon, sagt sie. Ob ihnen der Frauentag etwas sagt? Nicken. Ja, klar. Gehen sie auch mit auf die feministische Demo, hier im Stadtteil? Zögern. Mal sehen, wenn die Eltern es erlauben. Lina, die eigentlich anders heißt, zwölf Jahre alt, blonde Haare, sanfter Blick, sagt, sie wisse, warum dort demonstriert werde: „Keine Gewalt an Frauen.“ Was das für sie bedeute, Gewalt? Lina schaut von ihrer Malerei auf und dann erzählt sie, sehr sachlich, über eine ihrer Freundinnen aus der Schule. Die habe einen Freund gehabt. „Der hat sie einmal geschlagen. Und ein anderes Mal gewürgt.“ Sozialarbeiterin Sophie schaut erschrocken und will wissen, was Lina daraufhin gemacht habe? „Ich habe sie getröstet“, sagt das Mädchen schlicht. Die Freundin habe sich dann getrennt. „Das war richtig“, findet Lina.

Müssen die Mädchen heute dieselben Kämpfe ausfechten wie früher ihre Mütter? Oder haben sich Gewalterfahrungen verändert? Sozialpädagogin Eylem Bozkaya arbeitet schon seit 17 Jahren bei Mädea, inzwischen betreut sie dort die zweite Generation Mädchen. Heute wie damals gehe es „um Selbstbehauptung“, sagt sie. Die Themen im Einzelnen mögen sich geändert haben, aber im Kern bleibe dieses: sich als Mädchen, als Frau zu behaupten. Social Media, sagt Bozkaya, sei ein wahnsinniger Faktor in diesem Kampf geworden: „Auf Instagram werden irgendwelche Fotos eines Mädchens hochgeladen, die sie bloßstellen sollen“, sagt sie. So ein Instagram-Pranger hat Wucht. Der

Sich als Mädchen, als Frau zu behaupten, da sei Social Media ein wahnsinniger Faktor geworden, sagt die Sozialpädagogin

Online-Mob, der auf ein Mädchen los geht, das vielleicht doch einen Jungen geküsst hat, obwohl zu Hause die Devise lautet, dass sie eigentlich noch keinen Freund haben darf, ist im Zweifel sehr viel größer als zu früheren Zeiten. Damals musste man sich vielleicht einer Handvoll Jungs auf dem Schulhof erwehren – die Eltern bekamen mangels Social Media oft nichts mit. Jungs würden das machen, dieses Instagram-Mobbing, „aber Mädchen machen mit“, erzählt Bozkaya. Mädchen seien durchaus nicht immer solidarisch untereinander, sagt auch Jenny Fengler, die

das Mädea-Team leitet. Gesundbrunnen, der Berliner Ortsteil, in dem der Mädchentreff liegt, gilt nicht gerade als leichtes Terrain. Viele Familien hier sind arm, knapp die Hälfte der Kinder und Jugendlichen unter 15 Jahre lebt in Haushalten, die auf Jobcenter-Leistungen angewiesen sind. Rund 64 Prozent der Einwohner*innen haben einen Migrationshintergrund. Es gebe äußerst unterschiedliche Rollenbilder in den Elternhäusern, sagt Fengler: liberale Familien, in denen es kein Problem ist, wenn die Tochter einen Freund nach Hause bringt. In anderen Familien sei das Rollenbild traditioneller: „Du musst gut kochen, du musst eine gute Hausfrau sein. Das ist schon auch sehr verbreitet“, berichtet Fengler. Dennoch, sagt die Sozialpädagogin: „Manche der Mädchen hier sind sehr selbstbewusst. Sie fragen: Warum geht mein Vater fremd und meine Mutter soll das nicht dürfen und leidet?“ Es gebe Mädchen, die rundheraus sagen: „Slutshaming ist scheiße.“ Für die einen ist bauchfrei in der Schule okay, für die anderen ein Fall für Instagram. Dazwischen erlaubten sich die Mädchen auch untereinander nicht viel. „Die Mädchen shamen sich sehr oft – obwohl viele die gleichen Struggles haben“, sagt die Mädea-Leiterin. Ihre Arbeit sei es dann, erklärt Fengler, „dieses strikte Entweder-oder zu relativieren. Wir sagen auf keinen Fall: Ihr dürft so nicht leben. Das ist Quatsch. Aber wir fragen: Bist du damit glücklich, wie du lebst? Möchtest du andere Optionen haben?“ Es gehe darum, zu vermitteln: Die eine Art zu leben ist nicht besser als die andere. Es geht um Toleranz, um Freiheit. Und um die Fähigkeit, sich diese Freiheit selbst nehmen zu können. Nur, wie macht man das, so ganz praktisch, wenn der Theorie-Workshop oder das „Mädchenparlament“, das einmal im Monat bei Mädea veranstaltet wird, zu Ende ist?

Sich abgrenzen können, „das ist wichtig“, sagt Tugba Scherfner. Die Mathelehrerin hat fünf Jahre lang an einer Sekundarschule in Kreuzberg gearbeitet, jetzt unterrichtet sie in einem Schulersatzprojekt Jugendliche, die von der regulären Schule nicht mehr erreicht werden. Scherfner sagt, sie werde von ihren Schülern vor dem Fastenmonat Ramadan manchmal neugierig gefragt, „weshalb ich nicht auch faste“. Bei der Gelegenheit geht sie mit den Jugendlichen dann gerne durch, was man unter einer übergriffigen Frage verstehen könnte. Und sie sagt: „Ich begründe mein Nein zum Fasten nicht.“ Abgrenzung, sagt Scherfner, darum gehe es. Und das müssten Mädchen mitunter wirklich dringend lernen: Halt, Stopp, das ist meine Entscheidung, ich erkläre mich dazu jetzt nicht. Scherfner, die sich auch im Berliner Frauensprecherinnen-Rat der Bildungsgewerkschaft GEW engagiert, sagt, sie versuche, da ein Vorbild zu sein: „Abgrenzung ist eine ganz wichtige Voraussetzung für Emanzipation. Wenn ich mich immer erkläre, dann rechtfertige ich mich.“ Tatsächlich sind die Rollenbilder bei Jugendlichen oft genauso klassisch wie in der Generation zuvor, das legt auch die aktuelle Shell-Jugendstudie aus dem vorigen Jahr nahe, eine umfangreiche Datenerhebung unter den 12- bis 25-Jährigen, die alle fünf Jahre erscheint. Rund die Hälfte der jungen Menschen, heißt es dort, wünsche sich „nach wie vor eine eher traditionelle Aufteilung der Erwerbsarbeit mit dem Mann als Hauptverdiener“. Immerhin: Einen Vater in Teilzeit können sich mehr vorstellen als noch fünf Jahre zuvor. Im Mädchentreff ist gleich Aufräumzeit. Mehr als 100 Jahre nach den ersten Frauenprotesten malen junge Frauen immer noch Nelken auf Pappschilder. Sie würde sich, sagt Lea, „aber gerne eine andere Welt vorstellen“.

„Niemand muss Angst vor Mathe haben“

Wo Mädchen noch immer in der Minderheit sind: Klara (12) geht auf ein Gymnasium mit Schwerpunkt Mathe und Naturwissenschaft

An den meisten naturwissenschaftlichen und mathematisch orientierten Schulen sind deutlich mehr Jungs als Mädchen. Genauso wie an meiner Schule. Wir haben 20 Jungs und 10 Mädchen in der Klasse. Der Mangel an Mädchen liegt natürlich nicht daran, dass wir weniger intelligent sind, sondern weil sich einfach mehr Mädchen für andere Dinge wie Sprachen oder Musik interessieren. Oft ist es so, dass sich Jungs für andere Sachen interessieren als Mädchen und wir deshalb manchmal überstimmt werden. Ob das nun ungerecht ist oder nicht, kann man nicht so genau sagen, da natürlich auch Mädchen dieselbe Meinung haben können wie Jungs. Aber im Unterricht sind es eigentlich immer Jungs, die besonders laut sind. Dadurch kriegen wir manchmal mehr Hausaufgaben, auch wenn wir Mädchen nichts gemacht haben. Die Mädchen aus meiner Klasse und ich halten ziemlich

gut zusammen. Wir helfen uns gegenseitig und sind eigentlich alle miteinander befreundet. Es ist schon ein bisschen komisch an einer Schule zu sein, wo so viele Jungs sind, aber so dolle stört es mich eigentlich auch nicht. Ja, ich meine, Jungs können nervig sein, aber man kann es mit ihnen aushalten. Jeden Monat bekommen wir einen neuen Sitzplan. Jeder schreibt auf einen Zettel, neben wem er gerne sitzen würde und neben wem nicht. Mein Klassenlehrer sammelt diese

Zettel ein und erfüllt unsere Wünsche, oder auch nicht. Das ist Zufallssache. Dabei muss immer ein Mädchen neben einem Jungen sitzen, obwohl dann immer noch Jungs neben Jungs sitzen. Ich mag es nicht, neben einem Jungen zu sitzen. Nicht, weil ich sie alle hasse, sondern weil ich mich einfach nicht so richtig mit ihnen verstehe. Man-

che sind auch laut oder nehmen den ganzen Tisch ein. Wir haben nicht nur viel Mathe-, Physik- und Biologieunterricht, sondern auch viele Wettbewerbe. Im Dezember haben wir auch noch „Mathe und Physik im Advent“, was wie ein Adventskalender funktioniert. Das ist eigentlich ganz cool, aber es ist manchmal ein bisschen blöd,

da wir jeden Tag diese Aufgaben machen müssen. Auch wenn so viel mehr Jungs an mathematischen und naturwissenschaftlichen Schulen sind, sollte kein Mädchen Angst haben, dorthin zu gehen. Ich habe mich auch getraut – und jetzt bin ich eigentlich sehr glücklich da. Es wäre schön, wenn sich mehr Mäd-

chen ermutigt fühlten, vielleicht durch diesen Text oder etwas anderes, auf eine solche Schule zu gehen. Ob ich, wenn ich mit der Schule fertig bin, etwas mit Mathe, Bio oder Physik machen möchte, weiß ich noch nicht so genau. Ich mag auch Englisch oder Malen. Vielleicht mache ich einfach beides. Klara, 12 Jahre

11 Die Pubertät setzt immer früher ein. Bei Mädchen im Schnitt mit 10,5 Jahren.

Quelle: Quarks

Für Feminismus - jetzt erst recht!



Reproduktion neu denken:
Zur Demokratisierung reproduktiver Selbstbestimmung
Policy-Paper von Sophie Bauer und Marie Fröhlich



HEINRICH BÖLL STIFTUNG
GUNDA WERNER INSTITUT
Feminismus und Geschlechterdemokratie

Mediathek Antifeminismus begegnen

Antifeminismus-begegnen-Mediathek: Die hier gesammelten Medien setzen sich kritisch mit Antifeminismus auseinander – ein queerer Taschenanker für stürmische Momente, ein Audiobeitrag über die Incel-Community, ein Artikel zu Transhass als Motor des Rechtsrucks, u.v.m. [antifeminismus-begegnen-mediathek.de](#)



Das GWI bei Instagram:
Wir posten regelmäßig intersektional und feministisch. Folgt uns gerne!



gwi-boell.de | gwi@boell.de | @gwi_feminismus
030.285 34-0 | Gunda.Werner.Institut



Lola
Foto: Annika
Weertz

Im Kreis der Eingeweihten

Kind, Teenie, Frau: Gibt es noch Rituale auf dem Weg zum Erwachsensein? Gefei­ert wird jeden­falls. Über die Drachinzeit, die Jugendweihe und die Erstkommunion

„Eine Erfahrung, die ich schütze“

Bei uns in der Gegend, ich komme aus Jena, da gibt es eigentlich immer nur Konfirmation oder Jugendweihe. Hinter der Jugendweihe standen meine Eltern nicht, und das hat ja wirklich etwas Absurdes. Diese große Feier, alle stehen auf der Bühne und bekommen eine Urkunde: So, willkommen, du bist jetzt erwachsen. Den Konfirmationsunterricht habe ich abgebrochen, das fühlte sich gar nicht richtig an. Und dann kam meine Mama mit der Drachinzeit. An der Stelle muss ich fast immer erklären, was das ist. Die Drachinzeit ist ein naturverbundenes Übergangsritual für Mädchen – für Jungs gibt es das Pendant der Phönixzeit. Begleitet von Frauen treffen sich Mädchen im Alter von 13 bis 15 Jahren regelmäßig über ein halbes Jahr. Das ist eine Zeit, in der ja eigentlich die ganze Welt nur aus Fra­ge­zei­chen besteht und man sich superunsicher

fühlt. Am Ende steht ein Ritual, bei dem man eine Nacht und einen Tag alleine im Wald verbringt. Das klingt krass, ist aber keine Mutprobe oder so. Eher eine Markierung, ein symbolischer Punkt im Übergang vom Kind zum Jugendlichen. Da bereitet man sich Stück für Stück darauf vor. Jedes Mädchen bringt auch eine Mentorin mit, eine Frau aus dem Umfeld, aber nicht die Mutter – bei mir war es die Tante, bei anderen die Oma oder die große Schwester. Klar gibt es so Reaktionen: Was ist das für ein Hippiekram? Umarmt ihr da einen Baum und sagt Ommm? Selbst mein Papa konnte das nicht richtig ernst nehmen. Deshalb passe ich auf, wie viel ich davon teile, weil für mich ist das eine ganz wertvolle Erfahrung, die ich auch ein bisschen schütze. Meine intensivste Erinnerung ist die an ein Wochenende an der Ostsee, wir waren das erste Mal

mehrere Nächte zusammen, haben wie immer draußen geschlafen. Das waren für mich ganz wichtige Gespräche. Ich habe so vieles von mir geteilt, was ich vorher mit noch niemandem geteilt habe. Es hat sich einfach und sicher angefühlt, weil du keine blöden Blicke bekommen hast, überhaupt keine blöden Kommentare. Nur Verständnis und das Gefühl, dass du genau so sein darfst, wie du bist. Das war für mich ein Moment, wow! Das hatte ich so noch nie. In den Gesprächen ging es viel um den weiblichen Körper, um Menstruation, um Sex. Ich war 15 und mir war gar nicht bewusst, wie viele Fragen und Unsicherheiten ich noch hatte. Jeder dieser Momente hat mich so bestärkt. Ich will mir überhaupt nicht vorstellen, wie ich mich weiterentwickelt hätte, wäre nicht die Drachinzeit gewesen. Das hat mich super geprägt, gerade auch im Kon-

takt mit anderen Frauen und Mädchen. In vielen sozialen Kontexten war ich dann später die, die ähnliche Gespräche angefangen und anderen ein bisschen Sicherheit gegeben hat. Inzwischen war ich schon mehrfach Jungmentorin bei einem Projekt namens Wildkatzen, das ist auch ein Übergangsritual, aber da spielen die Natur und queere Themen noch eine größere Rolle als bei der Drachinzeit. Das ist für mich auch sehr wichtig, denn dieser Kreis, diese Offenheit, das hat mir gefehlt nach der Drachinzeit. Wenn ich dann mit den Teens und den Frauen am Feuer sitze, das ist so ein Moment, in dem sich der Kreis wieder schließt: Ich habe inzwischen viel mehr erlebt, und jetzt sitzen die Teens vor mir und finden das alles superspannend. Elena, 21, inzwischen in Würzburg (Protokoll: Manuela Heim)

„Ein Akt des bewussten Handelns“

Die Erstkommunion ist mehr als ein feierliches Ritual. So war das auch für mich. Initiationsriten markieren Übergänge und spielen in religiösen Traditionen eine zentrale Rolle. Und in der katholischen Kirche ist die Kommunion der erste Schritt zur Mitgestaltung des kirchlichen Lebens. Es ist ein bedeutender Moment. Kinder, üblicherweise zwischen acht und neun Jahren, empfangen erstmals die Eucharistie und werden in die Glaubensgemeinschaft aufgenommen. Auch hier zeigen sich geschlechtsspezifische Ungleichheiten: Jungen tragen meist dunkle Anzüge oder schlichte Festkleidung, von Mädchen wird in vielen Gemeinden erwartet, dass sie weiße Kleider anziehen. Diese ähneln Hochzeitskleidern. Die Tradition verstärkt stereotypische Rollenbilder und verknüpft Weiblichkeit mit Reinheit und Unschuld, wodurch bereits in jungen Jahren Erwartungen an die Geschlechter manifestiert werden. Bei meiner Erstkommunion entschied ich mich gemeinsam mit Freund*innen gegen dieses traditionelle Bild: Ich trug ein buntes Sommerkleid und während der Messe eine Messdienerkutte. Diese kleine Geste war für mich ein Akt

des bewussten Handelns. Zum ersten Mal wurde mir – mithilfe meiner Mutter – klar, wie wichtig es mir ist, Dinge nicht einfach hinzunehmen, sondern sie mitzugestalten. Indem wir Mädchen ermutigen, an der Liturgie, also den religiösen Zeremonien und Riten im Gottesdienst, teilzunehmen, stärken wir ihr Selbstbewusstsein und fördern eine Kultur des Respekts. Gerade in einer Zeit, in der Geschlechtergerechtigkeit gefordert wird, ist es entscheidend, auch in der Kirche die Weichen für eine gleichberechtigte Zukunft zu stellen. Direkt nach meiner Erstkommunion wollte ich Messdienerin werden. In einer Zeit, in der sich meine Identität formte und ich meine Stärken besser kennenlernte, war es für mich bedeutend, in meiner Gemeinde Verantwortung zu tragen. Doch hierbei blieb mir immer bewusst, dass ich es durfte – trotz meines Frauseins und nicht etwa deshalb. Leider ist es auch heute nicht selbstverständlich, dass sich alle Geschlechter in gleichem Maße beteiligen. Es braucht Menschen, die nicht nur von Glauben sprechen, sondern ihn aktiv leben. Daniela Ordowski

„Dann wird man irgendwie erwachsener“

Vor fünf Jahren, glaube ich, war ich das erste Mal bei einer Jugendweihe, bei meinem Cousin. Drei Jahre später dann bei meiner Cousine. Es war dann klar, dass ich auch bei der Jugendweihe mitmache, am 22. März ist der Termin. Fast alle aus meiner Klasse gehen da hin, außer die paar, die Konfirmation machen. Ich habe erst vor kurzem die Schule gewechselt, in der alten gab es auch so Vorbereitungssachen für die Jugendweihe. Ich hab echt vergessen, was das war, irgendwas mit Benimmregeln oder so? An meiner jetzigen Schule gibt es so was nicht. An dem Tag ist dann da erst die Feierstunde, da erzählt jemand was, über das Leben oder so. Das ist eher förmlicher. Ich werde ein schwarzes Kleid anziehen. Normalerweise trage ich keine Kleider, und die meisten Kleider finde ich auch nicht schön, die sind alle so gleich. Irgendwie aus dem gleichen Stoff und mit dem gleichen Schnitt. Aber mein Kleid ist so bodenlang und glitzert. Das ist schon was Besonderes. Das finde ich ganz cool, dass man sich da so anzieht. Meine Familie kommt, auch meine Oma und mein Opa. Da bekommt man auch Geld geschenkt. Das spielt jetzt

keine große Rolle für mich, aber ich freue mich schon drüber. Das meiste wird gespart, aber ich glaube, ich will mir auch Klamotten kaufen. Und nach der Feierstunde macht meine Klasse eine Feier. Dafür sollte letztens jeder so ein paar Ideen aufschreiben, was wir da machen könnten. Ich hab Musik und Tischtennis aufgeschrieben. Dass die Jugendweihe für den Übergang vom Kind zur Jugend sein soll, ja okay. Aber das hat nicht so richtig eine Bedeutung für mich. Sich dafür feiern, dass man zur Frau wird, das finde ich auch irgendwie komisch. Eigentlich ist das ja was ganz Normales. Klar, in meinem Leben spielt das Erwachsenwerden schon eine Rolle. So mit 13, 14, 15 wird man ja theoretisch vom Kind zur Jugendlichen. Dann wird man irgendwie erwachsener. Das merke ich auch an mir, früher hat man gespielt, und jetzt spielt man nicht mehr. Manchmal finde ich das gut und manchmal nicht. Als Erwachsener hat man ja auch so viele Dinge, die man machen muss. Aber als Jugendliche ... Meine Cousine ist 17, die geht abends oft raus. Das ist noch eine große Lücke zu mir. Aber ich würde schon sagen, dass ich mich darauf freue. Fritzi, 13, aus Leipzig (Protokoll: Manuela Heim)

Stoptaste für die Pubertät

Pubertätsblocker sind umstritten – aber wie funktionieren die Medikamente eigentlich und welche Folgen haben sie für Kinder und Jugendliche?

Von **Franziska Schindler**

Was sind Pubertätsblocker?

Pubertätsblocker sind Medikamente, die einem menschlichen Hormon ähneln. Sie verhindern, dass das Gehirn bestimmte Botenstoffe ausschüttet. Diese wandern in die Hoden und Eierstöcke und sorgen dort dafür, dass in den Hoden Testosteron und in den Eierstöcken Östrogen produziert wird – lösen also die Pubertät aus. Pubertätsblocker hindern sie daran. Sie werden schon seit mehreren Jahrzehnten eingesetzt und per Spritze verabreicht.

Wem werden sie verschrieben?

Kindern, bei denen die Pubertät zu früh einsetzt, die zum Beispiel mit acht Jahren schon ihre Regel haben. Eine weitere Gruppe sind Kinder und Jugendliche, deren zugeschriebenes Geschlecht nicht dem empfundenen Geschlecht entspricht. Sie gewinnen damit Zeit, um sich zu entscheiden, wie sich zum Beispiel ihre Stimme, ihre Brüste, ihr Körperbau verändern. Denn anders als eine Hormontherapie ist die Einnahme von Pubertätsblockern reversibel.

Was heißt reversibel?

Wer Pubertätsblocker absetzt, bei dem*der geht die körperliche Entwicklung weiter: Das Gehirn schüttet Botenstoffe aus, die Pubertät beginnt oder geht weiter. Nehmen Jugendliche Pubertätsblocker heißt das also nicht, dass sie eine Entscheidung getroffen haben, die sich nicht mehr rückgängig machen lässt. Anders ist es, wenn keine Pubertätsblocker genommen werden. Dann verändert sich der Körper auf eine Weise, die sich nicht mehr umkehren lässt – es entwickelt sich Brustgewebe oder eine tiefere Stimme. „Es ist eine enorme Erleichterung für die Jugendlichen, wenn sie nicht jeden Tag beim Blick in den Spiegel Sorge haben müssen, dass es mit ihrem Körper immer schlimmer wird“, sagt Mari Günther, Fachreferentin beim Bundesverband Trans*. „Der geschlechtsdysphorische Leidensdruck wird entaktualisiert.“

Geschlechtsdysphorie? Wie bitte?

Zwei wichtige Fachbegriffe: Geschlechtsinkongruenz bedeutet, dass die Kinder und Jugendlichen sich dauerhaft nicht mit dem Geschlecht identifizieren, das ihnen bei der Geburt zugeschrieben wurde. Das aus der falschen Zuschreibung entstehende psychische Leiden wird als Geschlechtsdysphorie bezeichnet.

Ab wann darf man sie nehmen?

Expert*innen zufolge soll das frühestens ab der Entwicklungsphase beginnen, in der die Pubertät gerade begonnen hat. Weil das je nach Kind zu einem unterschiedlichen Zeitpunkt der Fall ist, ergibt es mehr Sinn, sich an körperlicher und seelischer Entwicklung zu orientieren als am Alter.

Was sind die Voraussetzungen?

„Dafür muss zunächst einmal die Diagnose Geschlechtsinkongruenz vorliegen“, erklärt Sascha Bos, Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeut in der Spezialsprechstunde für Fragen der Geschlechtsidentität im Kindes- und Ju-

gendalter der Berliner Charité. Zudem müssten die Jugendlichen selbst einwilligungsfähig sein. „Dann brauchen die Jugendlichen die Zustimmung der Eltern, die medizinische Einwilligung eine*r Endokrinolog*in und mindestens eine, aber eher zwei psychotherapeutische Stellungnahmen“, erklärt Mari Günther. Die systemische Therapeutin begleitet trans Kinder und Jugendliche. Jeder Stellungnahme geht eine Einzelfallprüfung voraus. Laut Georg Romer, Direktor der Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie in Münster, kann diese sechs bis neun Monate dauern. „Wenn wir von Einzelfällen hören, dass Kollegen bereits nach einmaliger Konsultation Pubertätsblocker verschreiben, nehmen wir das mit größter Sorge zur Kenntnis“, erklärt er im Interview mit RiffReporter. Genau aus diesen Gründen brauche es anerkannte medizinische Leitlinien für Pubertätsblocker, die Sorgfaltsregeln definieren.

Warum sind sie so umstritten?

Es gibt bislang wenig gesicherte Informationen zu Langzeitwirkungen und Nebenwirkungen. Bei der Diskussion über Pubertätsblocker geht es aber nicht nur um das Wohlergehen von trans Kindern und Jugendlichen. Hinzu kommen gesellschaftliche Entwicklungen, nicht nur in Deutschland. In den USA möchte Donald Trump

„Es ist eine enorme Erleichterung, wenn Jugendliche nicht beim Blick in den Spiegel Sorge haben müssen“

Mari Günther, Therapeutin

geschlechtsangleichende Maßnahmen verunmöglichen. In Deutschland will die Union, die wahrscheinlich den nächsten Kanzler stellen wird, das Selbstbestimmungsgesetz in Bezug auf den Geschlechtseintrag rückabwickeln.

Wie ist die Terminlage?

Laut Mari Günther vom Bundesverband Trans* hänge das sehr von der Versorgungslage in der Region ab. Auf drei bis fünf Monate Wartezeit auf ein Erstgespräch bei eine*r Psychotherapeut*in müssten die Jugendlichen sich demnach mindestens einstellen.

Kann es dann schon zu spät sein?

Das kommt auf den Einzelfall an. „Die Pubertätsblocker können die geschlechtliche Vereindeutigung anhalten, aber nicht rückgängig machen“, sagt Sascha Bos. „Es kommt darauf an, mit welchem Körperteil es eine Dysphorie gibt. Der Bartwuchs beginnt bei manchen spät, dann kann es auch zu einem späten Zeitpunkt noch helfen, Pubertätsblocker zu geben.“ In der Sprechstunde werde empfohlen, die Pubertätsblocker „so kurz wie möglich zu geben, weil der Körper die Sexualhormone unter anderem für die Hirnentwicklung braucht.

„Bei uns im Haus sind zwei Jahre das absolute Maximum.“

Welche Nebenwirkungen gibt es?

Pubertätsblocker können zu langsamerem Wachstum führen – allerdings bleiben die Wachstumsfugen in den Knochen länger offen. Gerade bei trans Frauen kann dies nachteilig sein, da sie dadurch unter Umständen noch größer werden als ohne blockierte Pubertät. Mehrere Studien zeigen außerdem, dass die Knochendichte während der Einnahme von Pubertätsblockern deutlich sinkt. Wissenschaftler*innen sind sich uneinig, ob die Knochendichte der trans Jugendlichen im Verlauf der dann folgenden geschlechtsangleichenden Hormonbehandlung das gleiche Niveau wie die Vergleichsgruppe an Cis-Jugendlichen erreicht oder dahinter zurückbleibt, und welche Unterschiede es zwischen trans Mädchen und Jungen gibt.

Und was ist mit Hitzewallungen?

Nehmen Jugendliche Pubertätsblocker zu einem relativ späten Zeitpunkt ein, sind Hitzewallungen und Stimmungsschwankungen möglich. Gleichzeitig gilt: Viele der Studien, die es gibt, basieren auf veralteten Durchführungsprotokollen, sodass sie wenig aussagekräftig sind. In Großbritannien und Schweden wurde ihre Verschreibung auch wegen der unklaren Studienlage stark eingeschränkt. Die neue Leitlinie zu Geschlechtsinkongruenz und -dysphorie bei Kindern und Jugendlichen, die demnächst veröffentlicht werden soll, handhabt den Einsatz von Pubertätsblockern weniger restriktiv. Denn es gibt auch viele Erfahrungen aus der klinischen Praxis, an denen man sich orientieren kann. Am Ende ist es immer eine Risiko-Nutzen-Abwägung im Einzelfall, ob Pubertätsblocker die richtige Entscheidung sind.

Wie ist also das Fazit?

Auf der einen Seite stehen die möglichen Nebenwirkungen von Pubertätsblockern. Auf der anderen die psychischen Folgen, wenn Jugendliche die Pubertät in einem Körper durchlaufen, der sich nicht wie der richtige anfühlt. „Für trans Kinder und Jugendliche, die eine Hormontherapie nach rechtzeitig angehaltener Pubertät durchlaufen, bedeutet das später die Freiheit zu entscheiden, wann und vor wem sie sich als trans outen wollen“, erklärt Günther. „Sie haben dann einen besseren Zugang zu ihrem Körper. Sexualität und Intimität mit anderen Menschen fallen viel leichter und sind weniger mit geschlechtsdysphorischen Gefühlen verbunden.“ Zugleich erspare rechtzeitig Blockieren der Pubertät einen Teil der geschlechtsangleichenden Operationen. Von Mitmenschen so wahrgenommen zu werden, wie man auch wirklich ist, schütze zudem vor Diskriminierung – in der Arbeitswelt, beim Sport, im öffentlichen Raum. Studien aus den USA belegen, dass das extrem erhöhte Suizidrisiko von trans Personen massiv sinkt, wenn sie ab dem Jugendalter Zugang zu geschlechtsangleichenden Hormonen haben. Dem geht in vielen Fällen eine Behandlung durch Pubertätsblocker voraus.



Lieber unerkannt bleiben – Mai und Paula
Foto: privat

Mai: Ich fand schon immer, dass Paula irgendwie cool aussieht, weil sie nicht so bauchfreie Sachen trägt, wie alle anderen das machen.

Paula: Ich habe immer viele schwarze Sachen getragen.

Mai: Und ich mochte auch gleich an dir, dass du ruhiger bist als die anderen, dich nicht so in Szene setzen musst.

Paula: Manchmal gibt's Menschen, mit denen man sich einfach versteht. Mit dir konnte man sich einfach gut unterhalten.

Mai: Paula ist so nett. Ich mag nette Leute. Ich mag die ganzen coolen Leute an unserer Schule nicht.

Paula: Ich auch nicht.

Mai: Und wir sind beide ein bisschen komisch.

Paula: Für andere Leute, ja! Da kommt man in seinem Komischsein gut zusammen.

Mai: Also ich war Mobbingopfer, ganz extrem. Ich habe deswegen sogar die Klasse gewechselt. Ich denke ein bisschen anders, ich benehme mich ein bisschen anders, und ich ziehe mich sehr anders an

freund*innenschaft (2)

„Wir sind beide echt gerne füreinander da“

Paula und Mai kennen sich ewig von der Schule, aber beste Freundinnen sind sie erst jetzt geworden.

Weil sie anders, „komisch“ sind?
Ein Gespräch

als andere Leute in meinem Alter.

Paula: Am Gymnasium sind die Leute einfach nicht nett. Die interessieren sich nur für Style und teilweise für gute Noten, aber das war's.

Mai: Die sind alle irgendwie gleich, so Kopien voneinander, alle mit blonden Haaren, bauchfreien T-Shirts, hellblauen Jeans, die weit sind, gleiches Make-up ...

Paula: Hast du die ganzen Jungs mit ihren Wasserrutschenfrisuren gesehen?

Mai: Und dann die Hoodies mit den weiten Jeans dazu. So Gruppentiere. Ich hab auch ein Problem mit den Mädchen, die so zusammenstehen, und alles, was sie machen, ist andere Leute fertigmachen.

Paula: Bodyshaming, das geht gar nicht ...

Mai: Deswegen haben wir uns gefunden.

Paula: Coolsein, das ist ja auch, was man draus macht. Aber in der Schule gibt es so 'ne Hierarchie. Da sind die cool, die sich gut darstellen und immer 'ne schlagfertige Antwort parat haben, aber das ist hauptsächlich 'ne Performance, 'ne Maske ...

Mai: Sie stellen sich über andere, dadurch werden die zu diesen coolen Leuten, weil jeder Angst hat, sich mit ihnen anzulegen. Das ist ein riesiges Netz an Leuten, die alle Angst haben, sich miteinander anzulegen.

Paula: Wenn ich mich selbst als komisch bezeichne, dann meine ich damit gar nicht, dass ich schlecht komisch bin, sondern einfach nur anders als die anderen.

Mai: Ich finde es wichtig, Schwäche zeigen zu können. Ich bin schon durch ziemlich viele schlimme Dinge durchgegangen. Ich mag es, andere zu beschützen, für sie die Person zu sein, die ich nie hatte.

Paula: Weißt du, ich glaube, ich bin auch so eine Person, die gern für andere da ist. Dann können wir das gegenseitig füreinander sein.

Protokoll: Franziska Schindler

Das Mädchen und der Metal

Zwischen Schwibbügen und harten Gitarrenriffs, AfD-Wähler*innen und zarten Bleistiftzeichnungen: Wie lebt es sich als junges Mädchen im ländlichen Sachsen? Ein Besuch bei der 16-jährigen Leni Noske im Erzgebirge

Aus Thum **Katrin Gottschalk**

Wenn Leni Noske abschalten will, geht sie in Richtung dunklen Wald. Sie lässt dann ihren Heimatort hinter sich und läuft über ein freies Feld. Ohne Handylicht, ohne Taschenlampe. Was wohl vielen Großstadtkids Angst macht, braucht Leni Noske zum Runterkommen. Auf die Nachfrage, ob die Leere und Dunkelheit hier draußen ihr nicht Unbehagen bereite, muss die 16-Jährige lachen: „Ich laufe hier ständig lang mit meinem Hund.“ Hier, das ist Thum im Erzgebirge.

An einem Donnerstag Ende Januar leuchten in Thum – wenn man nicht gerade auf den Feldern unterwegs ist – noch die Schwibbügen in den Fenstern, einige sind in großer Ausführung an die Außenfassaden der Häuser montiert. Über der Bushaltestelle im Ortszentrum prangt das ganze Jahr über ein Exemplar. Thum gehört zu einem alten Bergbaugebiet. Hier wird die traditionelle Weihnachtsdekoration erst ausgeknipst, wenn Anfang Februar Lichtmess ist. „Viele grüßen sich noch mit ‚Glück auf‘“, erzählt Leni, selbst allen Personen ein „Hallo“ zurufend, mit wachen Augen hinter einer unauffälligen Brille.

Das sächsische Thum mit seinen 4.700 Einwohner*innen liegt nahe der tschechischen Grenze, der Bus ins 15 Kilometer entfernte Chemnitz fährt jede Stunde. Der Ort wirkt lebendig. Im Zentrum hat abends der Ratskeller geöffnet, im Schnitzer Stübl gibt es erzgebirgische Holzkunst, drei Bäckereien konkurrieren um die besten Brötchen, ein großer Su-

permarkt und ein Tante-Emma-Laden liegen fußläufig, und im modernen Gymnasium ist Platz für aktuell 400 Lernende. Auch Leni geht hier zur Schule. Bis 14.15 Uhr hatte sie heute Unterricht, dann war sie im Jugendclub und zeigt jetzt der Reporterin ihre Stadt. Wie wächst ein Mädchen im ostdeutschen, ländlichen Raum auf?

Dort im Volkshaus hat sie früher gebastelt, erzählt Leni. Ums Eck liegt der Tierpark, in dem ihre Mutter mal gearbeitet hat. Hier ist der Garten ihrer Familie mit der Meerschweinchenzucht, dort leuchten Puppenstuben in Wohnungsfenstern für die Nachbar*innen. Leni kennt Thum in- und auswendig und erzählt seit über vier Stunden aus ihrem Leben hier. Über ihre Banknachbarin und beste Freundin, die sie so akzeptiert, wie sie ist, und mit der sie Tampo-pons unterm Tisch dealt „wie Drogen“. Über ihre Menstruations-schmerzen, die kaum auszuhalten sind. Und über ihre Lieblingsmusik: Metal. Oder besser gesagt: Death Metal. Bands, die sie hört, heißen Kanonenfieber oder Lorna Shore.

Rammstein auf dem Weg zur Kita

„Rammstein und AC/DC liefen bei meinem Vater immer im Auto auf dem Weg zur Kita, ich bin damit aufgewachsen“, erzählt das Mädchen im schwarzen Hoodie mit den vielen Aufnähern stolz. Im Juli 2023 stand die damals 14-jährige Leni in der dritten Reihe des Rammstein-Konzerts im Berliner Olympiastadion. Es war ihr zweites Konzert überhaupt, ihren Vater hatte sie vorher in der Menge verloren. Gestört habe sie das

nicht. Das Publikum sei wie eine große Familie, erzählt Leni mit strahlenden Augen. Beim Konzert habe sie eine Autogrammkarte gefangen, ein Mann nahm sie ihr weg, ein anderer fragte nach: „Die hast du zuerst bekommen, oder?“ Ein paar Sekunden später habe sie ihre Karte zurückgehabt.

Ein anderes Mal sei ihr auf einem Konzert so heiß gewesen, sie musste ihren Pulli aus- und das T-Shirt in ihrer Tasche anziehen. Also habe sie ein paar junge Frauen gefragt, ob sie einen Kreis um sie bilden könnten. So machten sie’s – Leni habe sich geschützt vor Blicken umziehen können. „Ich habe nur positive Erfahrungen gemacht.“ Sie kennt den Vorwurf, Till Lindemann, der Sänger der Band, habe mehrfach weibliche Fans missbraucht. Eine aus ihrer Klasse habe deswegen aufgehört, Rammstein zu hören, weil sie die Vorwürfe für wahr hält.

Leni Vater, so erzählt sie, halte die Anschuldigungen für den Auswuchs geltungssüchtiger Frauen. Er sei schon bei Rammstein-Konzerten gewesen, als die Band noch in Chemnitzer Turnhallen spielte. Leni selbst will sich dazu nicht festlegen: „Man nimmt sich zehn Artikel und in jedem steht etwas anderes drin.“ Für jede Meinung gebe es ein passendes Video, einen möglichen Link. Keine der Positionen trägt Leni mit besonderer Leidenschaft vor, wägt alle gleichermaßen ab und hält für sich grundsätzlich fest: „Ich trenne Musik vom Künstler und zu der Band gehört auch nicht nur der Sänger.“

Den härteren Musikgeschmack teilt Leni mit der Sozialarbeiterin Sina Schubert. Seit einem Jahr begegnen sich die beiden im Thumer Jugendclub regelmäßig, stehen sich nah. „Manchmal braucht Leni jemanden zum Reden, wir quatschen viel“, erzählt Schubert am Telefon. Die 34-Jährige ist hier in vier Orten für die Kinder-, Jugend- und Familienarbeit zuständig und hat den Jugendclub in Thum aufgebaut. Sie kommt selbst aus der Gegend, wollte nie hier weg, weil „wenn alle wegziehen, ändert sich nichts.“ Demokratische Bildung ist ihr ein Anliegen, in einem ihrer Projekte beschäftigen sich Jugendliche mit der nationalsozialistischen Vergangenheit direkt vor der Haustür.

Seit einem Jahr hat der Thumer Jugendclub Erreichbar zweimal in der Woche geöffnet. Die Teenager wechseln dann von den Straßen- in die Hausschuhe und können im Club zusammen kochen, zocken oder quatschen. Auf Zetteln im Hauptraum hängen Ideen der Jugendlichen für 2025: eine Tischtennisplatte, eine Dartscheibe, eine Disco-

kugel. Sina Schubert ist wichtig, dass sich die Jugendlichen hier wohlfühlen. „Dann kommt man auch miteinander ins Gespräch und kann nachfragen, wie sie die ein oder andere Formulierung eigentlich meinen“, erzählt Schubert. „Oft steckt nichts dahinter, sie übernehmen Sätze von den Eltern, aus ihrem Umfeld.“

Viele aus der Klasse finden die AfD gut

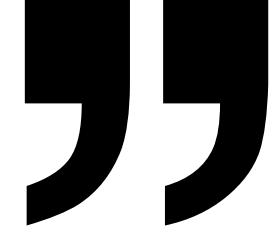
Bei der Bundestagswahl Ende Februar gewann der AfD-Direktkandidat in Thum mit 43,7 Prozent, auf die AfD selbst entfielen 45,8 Prozent aller Zweitstimmen. Bei der U18-Wahl kurz zuvor stimmten 31,6 Prozent der Jugendlichen für die AfD – im Gegensatz zum bundesdeutschen Ergebnis, in dem die Linke vorne lag.

Viele in ihrer Klasse würden die AfD für „die einzige Lösung“ halten, erzählt Leni. Sie selbst hat weder bei dieser noch bei der U18-Wahl davor mit abgestimmt, will sich auch bei diesem Thema nicht festlegen, aber denkt schon, dass die Migration ohne Papiere begrenzt werden müsse und rechte Parteien legitime Ansätze hätten. Wenn es Abend wird, sagt Leni, sei Chemnitz ein Grauen und am Hauptbahnhof fühle sie sich dann nicht wohl mit den Ausländern.

Leni spricht ohne Pause, aber nicht auf die Plattwalzenart, die keine Luft für Entgegnungen oder Nachfragen lässt. Auf die Frage, ob Migration wirklich das drängendste Thema sei, schwenkt sie um. Klar, der Klimawandel sei auch ein großes, aber den würde ja keine der großen Parteien für Quatsch erklären. Auf den Hinweis, dass die AfD genau das tue und die Parteivorsitzende Alice Weidel am liebsten alle Windräder abreißen würde, überlegt Leni kurz. Das könne ja nur Getöse sein, so wie bei Trump, wohin sollte man denn allein mit dem ganzen Material von den abgebauten Windrädern?

Leni verliert ihr Gegenüber beim Sprechen nie aus dem Blick, sie will keinen Streit. Die Sozialarbeiterin Sina Schubert beschreibt die Jugendliche so: „Sie gibt einem ein gutes Gefühl, gibt immer irgendwas zurück. Leni ist ein toller Mensch. Wenn ich weiß, dass sie vorbeikommt, freue ich mich.“

Mit sechs Jahren, so erzählt Leni es, brachte sie sich selbst das Lesen bei. Mit ihrer zehn Jahre älteren Halbschwester spielte sie immer Super Mario, aber wenn die Schwester nicht da war, musste sie ihre Eltern fragen, was da in den Sprechblasen stand. Im Spaß hätten die gesagt: Lern’s doch. Aus einer ähnlichen Motivation brachte sie sich später selbst Englisch bei.



Der Song „Demons are a girl’s best friend“ von der Band Powerwolf, den Leni bei Youtube teilt, passt zu ihr. Die Diamanten aus dem Originallied sind für die normalen Mädchen

Lenis Mutter arbeitet in einer Zoohandlung, ihr Vater als freier Fotograf. Einmal die Woche geht sie mit ihm auch ins Fitnessstudio. Manchmal kommt ihr Freund aus Leipzig mit, den sie ansonsten am Wochenende besucht und wann immer es geht.

Lenis Tage sind neben der Schule gut gefüllt. Leni zockt Videospiele und zeichnet zarte und präzise Bilder mit Bleistift. Ins Familienzentrum in Thum ging sie viele Jahre zum Basteln. Für Handwerkliches hat sie Talent. Mit zehn Jahren bekommt sie eine Nähmaschine und seit-her schneidert sie sich die Kostüme selbst für die Theatergruppe, bei der sie schon lange mitmacht. Nach dem Sommer kommt sie in die elfte Klasse. Für die Theatergruppe wird Leni dann keine Zeit mehr haben. Sie spielt auch noch E-Gitarre und füttert einen kleinen Youtube-Kanal mit harten Riffs.

Der Song „Demons are a girl’s best friend“ von der Metal-Band Powerwolf, den sie bei Youtube teilt, passt zu ihr. Die Diamanten aus dem Originallied sind für die normalen Mädchen. Die, die Taylor Swift hören und bauchfreie Tops tragen. Leni zeigt ihren Körper nicht gerne, trägt lieber weite Klamotten, Schwarz statt Pink. Auf Instagram zog sie regelmäßig ihre selbst gebastelten Tiermasken auf. So gut gearbeitet sind die, dass sie auf Tiktok schon 6.000 Follower auf ihrem Kanal hatte. Aber sie hat den geschlossen, zu sehr habe sie das absorbiert. Und ein Mann habe sie dort belästigt. Leni achtet auf sich. Deshalb auch die Waldspaziergänge zum Runterkommen.

Sozialarbeiterin Sina Schubert wird ab 1. April den Jugendclub in Thum verlassen, dann wird sie stellvertretende Leiterin eines Clubs im Nachbarort. Sie wolle sich auf einen Ort konzentrieren, keine Einzelkämpferin mehr sein, sagt Schubert. Leni hatte über ihre Schwester schon von dem Wechsel gehört, ist nicht mehr überrascht, als die Sozialarbeiterin jetzt davon erzählt. Das Reden, der Austausch, das wird Leni allerdings fehlen.

Gedanklich zieht aber auch die 16-Jährige weiter. Nicht in die Ferne, sondern nach Annaberg, wo sie ihre Ausbildung zur Tiererzthelferin machen möchte. Vielleicht auch nach Leipzig, wo ihr Freund wohnt. Die weite Welt reizt Leni nicht sonderlich, große Orte wie Berlin sind ihr zu voll. Sie will in Sachsen bleiben. Auf dem Spaziergang zum Runterkommen zeigt sie am Ende noch ihre alte Grundschule, gleich fußläufig von ihrem Zuhause. „Man hatte es nicht schlecht“, sagt Leni. Aber hier in Thum, da kennt sie eben doch schon alles.



FRAUENRECHTE SCHREIBEN WIR UNS NICHT AUF DIE FAHNE

Wir hissen ihnen eine eigene! Und das schon seit über 30 Jahren.

In der taz Genossenschaft bewegt dein Geld etwas – gegen Rechtsruck und für eine stabile Demokratie. Keine 2,5% Zinsen, dafür 100% Einsatz für unabhängigen Journalismus und eine offene Gesellschaft.

Bereits ab 500 Euro gehört dir so ein Teil der taz und du wirst Miteigentümer*in. Alle Infos auf taz.de/genossenschaft



Matin. Foto: Annika Weertz

15 Jahre ist das Alter, ab dem psychische Auffälligkeiten bei Mädchen in Deutschland häufiger sind als bei Jungen.

Quelle: RKI

16 Zwischen 16 und 18 ist Instagram die zweitbeliebteste App. Besonders junge Frauen vergleichen sich dort auf negative Weise.

Quelle: Bitkom/Hans-Bredow-Institut



Illustration: Ruth Hebler

Irgendwas mit freundlich

Lächeln, aufräumen, verbinden – die Verbreitung typischer Berufsbilder zeigt uns: Frauen sind einfach die Besten, wenn es darum geht, das Aufregende und Gefährliche im Leben von Männern zu beruhigen

Von Jenni Zylka

Eine Dr. Oetker-Backpulverwerbung aus den 1950ern: „Sie wissen ja“, erklärt die Männerstimme aus dem Off, während eine „Renate“ am Herd steht und versonnen im Puddingtopf rührt, „eine Frau hat zwei Lebensfragen: Was soll ich anziehen, und was soll ich kochen?“ Dabei ist es nicht so, als habe „Renate“ im Werbespot gar nichts zu melden, sie bekommt

sogar eine eigene Zeile: „Das Allerwichtigste für ihn ist der Pudding.“ Für den braucht man Puddingpulver – ebenso wie jenes Backpulver für den Kuchen. Denn, so heißt es weiter aus dem Off, „Kuchen macht uns Männer sanft und verträglich.“ Heute ist vieles anders. Was man anziehen soll, wissen Influencerinnen. Und kochen oder backen muss man auch nicht mehr, stattdessen transportieren schlechtbezahlte Fahrrad-

kuriere den Pudding und den Kuchen durch die SUV-Abgase direkt bis zum Mann. Das allerdings kann länger dauern. Kein Wunder, dass es unter den herrschenden Bedingungen zuweilen vorbei ist mit der sanften Verträglichkeit: Rasend vor Hunger (sic), steuern Männer ihren SUV in einen Fahrradkurier. Oder eine Kurierin. Dabei bräuchten Männer sich eigentlich gar nicht aufzuregen. Denn auch jene jungen Frauen, die sich gegen die Hausfrauenkarriere entscheiden, nutzen durchaus noch die Möglichkeit, Männer zu Diensten zu sein, sie zu umsorgen, um Wutausbrüche zu vermeiden. Zum Beispiel als Büromanagerin (früher sagte man Chefsekretärin), seit Jahrzehnten auf Platz 1 der Liste weiblicher Lieblingsberufe oder als medizinische Fachangestellte (Platz 2). Frauen, so zeigen es aktuelle Statistiken immer wieder, können nach wie vor gut aufräumen, pflegen – und beruhigen, was Männer sich in ihrem Leben als Kraftfahrzeugmechaniker, Fachinformatiker oder Heizungsmechaniker (Top 3 der männlichen

Liebingsberufe) alles Gefährliches und Aufregendes zugemutet haben. Während der Kraftfahrzeugmechaniker also den Stadtgeländewagen repariert hat, **Männer schießen, Frauen verbinden – das alte Muster aus dem Bereich der fiktionalen Erzählung hat nichts von seiner Gültigkeit verloren**

der nach dem Zusammenstoß mit dem Fahrradkurier glücklicherweise nur minimal verbeult ist, ordnet die Büromanagerin ihrem Autowerkchef die Dateien, und legt ihm dabei vorausschauend die neuesten Kataloge über Modelle mit noch sportlicherer Fahrdynamik auf

den Schreibtisch, gleich neben die Tasse mit dem frisch gebrühten Kaffee. Und falls der Fahrradkurier überlebt, und nur seine obere Zahnleiste verloren hat, könnte ihm die zahnmedizinische Fachangestellte behutsam dieses komische, grüne Abformsilikon in den Mund drücken. Männer schießen, Frauen verbinden – das alte Muster aus dem Bereich der fiktionalen Erzählung hat nichts von seiner empirisch beobachtbaren Gültigkeit verloren. Natürlich machen sich moderne Frauen auch gut in der Hotelbranche, oder als Verkäuferinnen – mit anderen Worten: überall dort, wo man freundlich sein muss. „IMM“, lautet der berufliche Fachbegriff dazu, „irgendwas mit Menschen“, seit einiger Zeit steht das zwar auch für „irgendwas mit Medien“, aber Sorgen muss man sich keine machen: Selbst bei den bevorzugten Medienberufen bleiben Frauen in der Kommunikationsebene, lernen also zum Beispiel das Image jenes Autowerks, das die Modelle mit der noch sportlicheren Fahrdynamik herstellt, freundlich zu

kommunizieren. Oder als PR-Agentin einen berühmten, aber cholerischen und unberechenbaren Mann zu betreuen (da kommen dann alle Fähigkeiten zusammen). Denn Frauen lächeln einfach am besten. Das beweist eine Stichprobe bei Google: Gibt man „hübsches Lächeln“ ein, wird man mit Bildern von jungen blonden Frauen überhäuft, die ihre weißen Zähne zeigen (selbstverständlich liebevoll und für wenig Geld gebleicht von der zahnmedizinischen Fachangestellten). Und Frauen können nicht nur dafür sorgen, dass sie selbst gut aussehen (siehe „Was soll ich anziehen?“), andere aufhübschen können sie auch: Friseurin befindet sich weiterhin in den Top Ten der meist gewählten Ausbildungsberufe. Allerdings werden Frauen keine „Star-Friseure“ – dieses Privileg ist weiterhin Männern vorbehalten. Denn das ultimative Urteil darüber, was bei einer Frau gut aussieht und was nicht, ist und bleibt ein Männerprivileg. Wo kämen wir denn bitte sonst hin.

taz talk

Live und im Stream

Freitag, 7. März, 19 Uhr

Reden wir übers Patriarchat

Feminist*innen kämpfen seit Jahrhunderten für mehr Frauenrechte, doch Egalität ist längst nicht in Sicht. Sollten Frauen, ob cis oder trans, endlich das Ruder übernehmen? Wie würde ein Patriarchat eigentlich aussehen?

Donnerstag, 13. März, 19 Uhr

Die Zukunft des Musikjournalismus

Das Musikmagazin GROOVE gründete letztes Jahr den Verein für Technojournalismus. Welche Rolle spielt der Musik- und Kulturjournalismus im digitalen Zeitalter?

Dienstag, 25. März, 19 Uhr

Wer hat Teil an der Stadt?

Die „Urbane Praxis“ setzt auf die Zivilgesellschaft als zentrale Akteurin für ein besseres Leben und Wohnen in der Stadt, anstatt auf traditionelle Stadtplanungsprozesse. Sie ist jedoch von Kürzungen bedroht. Und nun?

Ausführliche Informationen unter taz.de/talk

17

In Deutschland erleben 70 Prozent der Frauen ohne Migrationsgeschichte ihr erstes Mal mit 17. Bei Migrantinnen sind es 37 Prozent, sie geben mehrheitlich an, noch zu jung zu sein.

Quelle: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung



Zum internationalen Frauentag ein Miniabo der taz + Schal:

10 x wochentaz + 10 Wochen
taz digital + Fanschal
taz.de/frauentag-abo

**Schal +
taz nur
22 €**



Mit dem ultimativen Fanschal für alle,
die nicht alleine für den Feminismus kämpfen!

(Maße ca. 160 x 17 cm; solange der Vorrat reicht)



Fototrecke von Lea Greub

18-29 Jahre

Volljährig! Junge Frauen entdecken die Welt – die für sie längst nicht nur einen Rosengarten bereithält. In dem einen Moment testen sie eigene Grenzen lustvoll aus, im nächsten überschreitet jemand diese gewaltvoll. Wichtigste Begleitung: gute Musik und beste Freund*innen. Mit einer Fotoreihe von Lea Greub über die Graffiti-Crew PMSultras

Für manche ist es Vandalismus, für andere Kunst oder politischer Ausdruck. Die FLINTA*-Graffiti-Crew PMSultras marodiert durch Berlin, um die männerdominierte Sprayerszene anzupupsen. Die Fotografin Lea Greub, geboren 1998, hat sie begleitet.
Foto: Lea Greub



Mayra, 18, zweifache Mutter

Während andere junge Frauen in ihrem Alter auf Selbstsuche und Partys sind, navigiert Mayra sich durch den Alltag mit Baby – und kämpft dafür, ihre ältere Tochter zu sich zu holen

Aus Berlin **Sophie Fichtner**

Mayra sitzt auf dem gemachten Doppelbett und steckt ihrer Tochter den Schnuller immer wieder zurück in den Mund. „Das klingt ein bisschen schlimm, aber das ist schon mein zweites Kind“, sagt sie nüchtern. Mayra ist 18, ihre Tochter Nola ist vier Monate alt. Nola röchelt und gluckst abwechselnd, seit einem Monat schleppt sie eine Erkältung rum. Sie dreht ihren Kopf zum Fernseher. „Der ist aus, du musst da gar nicht so hingucken“, sagt Mayra. „Seit zwei Tagen kann sich Nola vom Bauch auf den Rücken drehen. Das ist früh für ihr Alter.“ Die Mutter klingt stolz.

Mayra, glatte braune Haare, Jogginghose, Einhornhausschuhe, wohnt in einer Einrichtung für junge Mütter und Väter in Berlin-Tempelhof. Damit ihre Geschichte nicht für immer zu finden ist, wird sie hier nur mit Vornamen genannt. Im Türrahmen hängt eine Federwiege, die automatisch hoch und runter wippen kann. Auf die habe sie gespart und dann für 70 Euro bei Kleinanzeigen ergattert. Der Platz ist knapp in der Zweizimmerwohnung, in der auch ihr Freund wohnt. Er arbeitet in einem Dekogeschäft und ist gerade nicht zu Hause. Einen Tisch gibt es nicht, dafür hat Nola ein eigenes, rosa gestrichenes Zimmer. Das ist Mayra wichtig, „damit sie weiß, dass sie immer einen Rückzugsort hat“.

Das Handy klingelt, ihr Exfreund ruft an. Er winkt Nola über den Bildschirm zu. Wie es seiner kleinen Schwester gehe, will Mayra wissen, ist sie immer noch schwanger? „Jaja, die ist noch schwanger. Hast du das neue Red Bull schon probiert?“, will der 20-Jährige wissen. „War langweilig“, sagt Mayra. Die beiden haben viel Kontakt, weil sie ein gemeinsames Kind haben. „Nein, nicht 11.30 Uhr, um 13.30 Uhr ist der Termin“, sagt sie. Sie haben heute eine Besprechung mit der Elternberaterin wegen ihrer ersten Tochter. Emilia ist zwei und wohnt in einer Pflegefamilie. Als sie fünf Monate alt war, hat das Jugendamt entschieden, dass sie erst mal nicht bei ihrer noch minderjährigen Mutter aufwächst. Deshalb sieht Mayra ihre ältere Tochter nur alle vier Wochen für ein paar Stunden. Der Vater möchte das Sorgerecht nicht übernehmen.

Mit 16 wurde Mayra zum ersten Mal schwanger. Sie war in der zehnten Klasse und bereitete sich auf ihren Hauptschulabschluss vor, aber dann sollte sie plötzlich Mutter werden, von Zwillingen. Nach sechs Wochen verlor sie eines der Babys. Emilia kam dann schon in der 28. Schwangerschaftswoche auf die Welt, rund drei Monate zu früh. Sie lag im Brutkasten, war an Schläuche angeschlossen und wurde durch eine Magensonde ernährt. „Wenn ich andere Eltern gesehen habe, die ihre Kinder in den Arm nehmen durften, war ich richtig genervt. Ich konnte nichts machen“, sagt Mayra.

Nach drei Monaten wurde Emilia aus dem Krankenhaus entlassen, Mayra zog mit ihr in eine Mutter-Kind-Einrichtung. Am Anfang musste sie ihre Tochter alle zwei, drei Stunden wecken, um sie zu füttern. Durch die Sonde hatte Emilia noch kein Hungergefühl entwickelt und hätte immer weitergeschlafen. Rund um die Uhr habe Mayra ein Babyphone laufen lassen müssen, um den Betreuer:innen zu zeigen, dass sie sich gut um ihre Tochter kümmere. Emilia brauchte Ergotherapie, Physiotherapie, spezielle Frühchennahrung. „Mit 16 war ich überfordert“, sagt Mayra. Sie habe gewusst, dass das Jugendamt ihr das Kind wegnehmen würde. „Als sie eine Unterkunft gefunden haben, hatte ich 20 Minuten, um mich zu verabschieden“, sagt sie. Aber bald will Mayra ihre Tochter zu sich zurückholen.

Mayra war auch Heimkind. Mit sieben ist sie dorthin gekommen, weil ihre Eltern sich nicht mehr um sie kümmern konnten. Ihre Mutter ist psychisch krank, der Vater hat ein Alkoholproblem. Sie habe mit vielen anderen Kindern zusammen gewohnt, es sei immer laut gewesen, trübelig. Irgendwann sei ihr das zu viel geworden, zu dem Zeitpunkt habe sie mit elf anderen Kindern in der Unterkunft gelebt. „Das war schlimmer als zu Hause“, sagt sie. Also wollte sie dorthin zurück, damals war sie 14. Wieder zu Hause hat sie sich um ihre Mutter gekümmert, die Wohnung geputzt, war einkaufen. Freunde habe sie nie mitgebracht, weil ihr das Chaos peinlich war, sagt sie. Gerade war sie noch ein Teenie, plötzlich übernimmt sie die Rolle der Erwachsenen.

Wenn Mayra davon spricht, klingt sie nicht bedrückt. Eher so, als hätte sie all das akzeptiert. Als sei es ihr Normal.

Nach ihrem Schulabschluss wollte Mayra eine Ausbildung in der Pflege machen, „weil da gerade Bedarf ist“. Oder im Einzelhandel arbeiten, aber dann ist sie bei ihrem zweiten Anlauf für den Hauptschulabschluss auch zum zweiten Mal schwanger geworden – mit Nola. Hat sie damals über einen Schwangerschaftsabbruch nachgedacht? „Sie konnte sich ja nicht aussuchen, dass sie da ist“, sagt Mayra. Also hat sie Nola bekommen.

Mayra balanciert Nola auf dem Oberschenkel, während sie ihre kleine Geschirrspülmaschine ausräumt. Ein Geschenk von ihrem besten Freund, damit ihr der Haushalt leichter fällt. Das Baby hickst, und Milch kleckert auf den Boden. „Sag doch, dass du spucken musst.“ Mayra krault ihr den Rücken, wischt die Flecken weg und stellt den Wasserkocher auf 40 Grad. „Wenn das Wasser zu kalt ist, kriegen Babys Bauchschmerzen, Muttermilch ist ja auch warm“, sagt sie und füllt eine Thermoskanne für unterwegs auf. Dann steckt sie Nola in einen rosa Ganzkörperanzug mit Teddyohren und wuchtet sie in der Kinderwagenschale die fünf Etagen hinunter, um zur Elternberatung zu gehen.

Bei ihr im Umfeld sei es normal, früh ein Kind zu bekommen. Viele sehen es bei anderen und wollen dann auch ein Baby. 70 Prozent ihrer Freund:innen hätten ein Kind oder würden bald Eltern, schätzt Mayra. An einer roten Ampel bleibt sie stehen und wippt den Kinderwagen weiter hin und her, damit Nola einschläft. „Wenn ich draußen unterwegs bin, fragen die Leute oft nach meinem und dann nach ihrem Alter.“ Kränken würde sie das nicht. Einmal hätte eine ältere Frau sie angesprochen und ihr erzählt, dass sie auch mit 17 Mutter geworden sei. Ihre Tochter sei heute 42 Jahre alt. Das habe sie gefreut.

Sie glaubt, sie habe mehr Energie als ältere Mütter. Ihre eigene Mutter sei viel schneller gestresst gewesen. Trotzdem vermisse sie es manchmal, auszugehen. Damit meint sie, draußen Freunde zu treffen, etwas zu trinken. In Clubs würde sie eh nicht gerne gehen, sie habe Angst, dass ihr jemand etwas in den Drink schüttet.

19

Mit 19 Jahren ist Caroline Candels aus Roscheid in der Eifel die jüngste Bürgermeisterin Deutschlands. Der Parteilosen sitzt ein rein männlicher Gemeinderat gegenüber. Nur 13,5 Prozent der Bürgermeister*innen sind Frauen.

Quelle: Deutscher Städte und Gemeindebund

An der Endstation steigt sie aus. Hier in Berlin-Marzahn kurz vor der Stadtgrenze ist Mayra aufgewachsen. DDR-Platten reihen sich aneinander, ein Shisha-Shop, eine Dönerbude, Rewe und Lidl. Der knallblaue Himmel wirkt unecht zwischen den Hochhauswänden. Vorsichtig läuft sie die vereisten Wege entlang, „hier wird nicht geräumt, hier ist fast Dorf“. Die Linke hat kurz vor der Bundestagswahl groß plakatiert: „Wir legen uns mit den Reichen an“. Mayra zuckt mit den Schultern. Sie habe einen Flyer von denen im Briefkasten gehabt. Ein paar Punkte finde sie gut, bezahlbare Mieten zum Beispiel. „Aber ich wähle eh die AfD, weil mein Freund das macht“, sagt sie.

Vor einem dunkelbraunen Bau mit kleinen Fenstern bleibt sie stehen und wartet auf den Vater von Emilia. Er wohnt bei seinen Eltern. Kurze Umarmung, dann bemerkt er, dass er keine Zigaretten dabei hat, „du weißt, ohne geh ich nicht aus dem Haus“. Er rennt noch mal hoch.

Was wünscht sich Mayra, wenn sie an die Zukunft denkt? „Ich will unbedingt arbeiten, nicht wie meine Eltern die ganze Zeit zu Hause sitzen.“ Sie würde ihren Schulabschluss gerne nachholen. Die Prüfungen habe sie damals bestanden, aber sie hatte zu viele Fehltagewegen der Schwangerschaft. An manchen Tagen sei sie zu erschöpft gewesen, um aufzustehen. „Und einen Führerschein machen“, sagt sie, „aber der kostet vier Scheine“. Auf ihrem Handy zeigt sie ihr Traumauto, einen Toyota C-HR, einen kleinen SUV. Darin habe sie schon mal gegessen.

Im Jugendzentrum sind dichte Bäume und Märchenfiguren an die Wände gemalt. Die Türen sind mit dicken Scharnieren versehen, es soll wie in einer Burg aussehen. „Ich könnte schwören, jedes Mal, wenn ich Nola sehe, ist sie einen Zentimeter größer“, sagt die Elternberaterin zur Begrüßung. Sie verantwortet die Unterbringung der ersten Tochter Emilia. Wie es ihnen gehe, wie es Nola gehe, will sie wissen. In dem großen Raum stehen zwei Sessel und ein Ledersofa. In einem Metallspind sind Spielsachen weggeschlossen. Hier finden auch die „Umgänge“ statt. Im Amtssprech heißen so die Treffen, bei denen Mayra ihre erste Tochter sehen darf.

„Hat sich das Jugendamt schon bei euch gemeldet“, fragt die Beraterin vorsichtig nach. „Nein? Okay, dann erzähle ich es euch jetzt.“ Sie macht eine Pause, legt sich Worte zurecht. Emilia habe

„

„Wenn ich draußen mit Nola unterwegs bin, fragen die Leute oft nach meinem und dann nach ihrem Alter“, sagt Mayra. Das kränke sie aber nicht

Schwierigkeiten in ihrer Pflegefamilie, manchmal schreie sie ohne Grund 20 Minuten lang. Sie würde das Essen verweigern, wenn die anderen zwei Kinder mit ihr am Tisch sitzen, auch nicht mit ihnen spielen. „Ihr geht es nicht gut“, sagt die Beraterin. Mayra ist überrascht. „Aber wenn ich sie gesehen habe, war sie doch nicht so“, sagt sie.

„Wahrnehmungsstörung.“ „Bindungsstörung.“ „Sie beißt sich die Lippen blutig.“ „Die anderen Kinder.“ „Ihre Bedürfnisse.“ „Die Erziehungskräfte.“ „Alles versucht.“ „Alles zu viel.“ „Eins-zu-eins-Betreuung.“ Baby Nola gluckst zwischen den Worten der Elternberaterin, wippt auf dem Schoß ihrer Mutter hoch und runter, als wolle sie die schlechten Nachrichten überspielen.

„Wir vermuten eine Art von Autismus, aber die Diagnose läuft noch“, sagt die Beraterin. „Jeder Tag ist gerade sehr anstrengend für Emilia.“ Sie glaubt, es wäre am besten, wenn die Zweijährige allein betreut würde. Es sei ihr nicht leicht gefallen, sie nehme Kinder ungern aus ihrem gewohnten Umfeld raus. Dann sagt sie: „Ich habe das Jugendamt informiert, damit eine neue Unterbringung für Emilia gefunden

wird.“ Keine Reaktion. „Habt ihr das verstanden?“

Emilias Vater sippt an einem Energydrink. „Also ist sie ein Problem“, fasst er zusammen. „Nein, sie hat ein Problem“, sagt die Elternberaterin. „Sie ist bestimmt nicht das Problem.“ Sie wolle ihr gerecht werden, das Beste für sie, und das ginge unter diesen Umständen nicht. „Soll ich es noch mal erklären?“, fragt sie, „das waren jetzt viele Informationen auf einmal.“ „Ich habe es verstanden, ich bin damit aufgewachsen“, sagt Mayra.

Was Mayra nicht versteht: wieso Emilia bei ihr anders ist. Letztens konnte sie ihre Tochter als Einzige überzeugen, das Spielzeug aufzuräumen. Vielleicht liegt es nur an den Kindern, mit denen sie zusammenwohnt? Eigentlich will sie Emilia doch eh wieder zu sich holen. Was bedeutet das jetzt?

„Ich glaube, dass ihr euch einen größeren Gefallen tut, wenn ihr noch nicht zusammenwohnt“, sagt die Beraterin. Wer weiß, wie Emilia auf ihre kleine Schwester reagiere. Mit zwei Kindern zu Hause würde Mayra unter viel größerem Druck stehen. Die Abstände zwischen den Treffen mit Emilia könnten sie verkleinern, schlägt die Elternberaterin vor, alle zwei Wochen statt alle vier.

Auf dem Nachhauseweg ist Mayra wortkarg. „Das macht mich nachdenklich“, sagt sie. Sie will mit ihrem Freund darüber reden, vielleicht könnten sie Emilia doch schon früher zu sich holen. „Aber dann muss ich aus meiner Wohnung raus“, denkt sie laut nach und hält kurz die Luft an. Hektisch tippt sie Nachrichten an ihren Freund. In der Einrichtung darf sie nur mit einem Kind wohnen.

Manchmal sei das ganz schön viel, für wen sie alles da sein müsse. Ihre Mutter besuchen, ihren Vater besuchen, Emilia sehen, für ihren Freund da sein, für Nola natürlich. Um sich selbst müsse sie sich eigentlich auch noch kümmern.

Wiederholt sich hier die Geschichte? Sie war selbst im Heim, ihre Tochter wächst auch nicht bei ihr auf. „Das kommt darauf an, wie ich mich entscheide. Wenn ich es mache wie meine Mutter – ja. Aber wenn ich für Emilia kämpfe, dann nicht.“

Sie kauft sich einen Fahrschein, drückt aus Gewohnheit auf „Ermäßigungstarif“ für Jugendliche. „Mist“, sagt sie, aber zu spät, der Automat druckt schon. Bis vor Kurzem hätte sie mit dem Ticket noch fahren können.

freund*innenschaft (3)

Tausend Kilometer zwischen uns

Wie bewahren beste Freundinnen die Nähe, wenn sie ganz weit entfernt leben? Lada und Ivona kennen sich aus Serbien

Für mich war Ivona immer meine Komplizin. Die krassste Aktion war wahrscheinlich die, als sie ihre Mutter überredet hat, meine Eltern anzurufen und ihnen zu sagen, dass ich übers Wochenende mit ihnen in die Berge fahren würde. Dabei bin ich stattdessen nach Berlin geflogen, um meinen Freund zu besuchen. Ich habe keine Ahnung, wie Ivona das hinbekommen hat. „Wehe du machst da irgendwas Dummes!“, hat sie mir vor meinem Abflug in Belgrad gesagt.

Damals war ich 17, von dem Freund wussten meine Eltern nichts. Mittlerweile lebe ich mit ihm zusammen. Letzten Oktober bin ich nach Berlin gezogen, um Bühnen- und Kostümbeschäft an der Weißensee Kunsthochschule zu studieren. In meiner Heimatstadt wäre das nicht möglich gewesen. In Belgrad musst du die richtigen Leute kennen, um einen der wenigen Kunststudienplätze zu bekommen. Außerdem schauen sie dort mehr auf die handwerklichen Skills. Hier in Berlin zählt auch Kreativität. Die ganze Stadt strahlt das aus. Das mag ich.

Nach der Uni bin ich oft allein. Ich lerne zwar Leute kennen, aber irgendwie wird nie mehr als Smalltalk daraus. Ich vermisse Ivona und meine ganze Freundesgruppe. Sich nachmittags auf einen Kaffee treffen und dann irgendwann auf die Uhr schauen und merken, dass schon Abend ist. „Kommst du noch mit zu mir und wir kochen zusammen?“ Solche Sachen.

Ivona und ich sind nicht so gut im Chatten. Wir müssen das echt mal lernen, hat sie mir vor Kurzem am Telefon gesagt, damit wir nicht die Nähe zueinander verlieren. Davor habe ich manchmal Angst, obwohl es eigentlich unvorstellbar ist. Mindestens alle zwei Wochen verabreden wir uns online zum Gamen. Wir spielen League of Legends oder irgendein dummes Spiel wie Roblox. Dabei sprechen wir, drei, vier Stunden lang. Irgendwann spielen wir gar nicht mehr, sondern unterhalten uns nur noch. Wir kennen das noch aus der Pandemie. Damals haben wir irgendwie auch schon eine Fernbeziehung geführt, obwohl wir noch in derselben Stadt gewohnt haben.

Vor Kurzem war ich zu Besuch in Belgrad. Ich bin mit meinen Freunden zu den Studierendenprotesten gegangen. Sie sind dort jeden Tag, seit Monaten schon. Wenn ich in Berlin bin, habe ich manchmal ein schlechtes Gefühl und denke, dass ich eigentlich dort sein sollte, um mein Land zu verändern. Aber wenn ich in Serbien bin, habe ich das Gefühl zu ersticken. In Belgrad leben zwei Millionen Menschen, doch für mich fühlt es sich manchmal an, als wären es nur Hundert – und ich kenne sie alle. Bei meinem letzten Besuch war ich nur vier Tage da.

Ivona und ich hatten unseren ersten Streit: Ich habe sie nicht wie verabredet von der Arbeit abgeholt, weil ich zufällig einem Freund begegnet bin und mit ihm einen Kaffee getrunken habe. „Komm doch eben dazu“, hab ich ihr geschrieben. „Das ist eine halbe Stunde Fahrt!“, hat sie geantwortet. Ich bin schon zu sehr an die Berliner Distanzen gewöhnt und dachte: Ja, und? Später habe ich sie angerufen und ihr gesagt, dass ich sie unbedingt sehen möchte. Wir haben am Telefon geweint und uns gesagt, wie wichtig wir uns sind. Es war wie in einem kitschigen Film. Dann bin ich zu ihr gefahren, und wir waren bis spät in die Nacht unterwegs. Protokoll: Marie Gogoll



Lada (22) will Ivona mehr schreiben Foto: privat



playlist

„Wenn ich nicht tanzen kann, ist es nicht meine Revolution.“ Diesen Satz hat die Feministin Emma Goldman zwar wohl nie so gesagt, er ist aber trotzdem zum geflügelten Wort auf den Demos geworden, auf denen die Wagen mit tanzbarer Musik nicht fehlen dürfen. Hier kommen zehn feministische Hits aus den vergangenen Jahrzehnten, die Kämpfer*innen im Alter von 18 bis 29 Jahren veröffentlicht haben.

„Brutal“ von Olivia Rodrigo: Die US-Amerikanerin war gerade 18 geworden, als 2021 ihre vertonte Wutrede als Song erschien: „Where’s my fucking teenage dream?“ Auch für Ältere relatable.

„Rebel Girl“ von Bikini Kill: Absoluter Riot-Grrrl-Klassiker aus den 90ern, mit Karacho für Frauensolidarität: „When she talks, I hear the revolution / In her kiss, I taste the revolution.“

„Fotzen im Club“ von SXTN: Feiern mit den Friends – großes Thema in diesem Alter! Dresscode: „Genau zwei Pobacken, alles was man braucht / Und die kann man auch shaken ohne Kleidchen und hohe Hacken.“

„Linda“ von Rosalía und Tokischa: Eine Ode an Freundschaft, bei der auch Küssen erlaubt ist, vom spanischen Superstar Rosalía und der dominikanischen Rapperin Tokischa. Hauptsache, Spaß haben!

„Ladies First“ von Queen Latifah ft. Monie Love: Dass Rap von Frauen heute normal ist, hat mit Pionierinnen wie Queen Latifah zu tun. Diese Hymne von 1989 ist immer noch fresh.

„Tristesse“ von Zaho de Sagazan: Frausein bedeutet nicht immer eitel Sonnenschein. Frankreichs neue große Chansonnière besingt, dass Traurigkeit zur Stärke dazu gehört.

„Super Graphic Ultra Modern Girl“ von Chappell Roan: Manchmal sind es ja leider einfach die Männer, die eine so runterziehen. Roan feiert ihre Unabhängigkeit.

„Fuck You“ von Lily Allen: Die Britin ruft allen unmöglichen Menschen ein fröhliches „Fuck you“ hinterher. Frauen sollen ja immer lächeln! Kann man bei diesem Song ganz wunderbar.

„Denial Is a River“ von DoeChii: Sich nicht den Erwartungen anderer beugen, Sachen an sich abprallen lassen, davon handelt der Song der US-amerikanischen Rapperin.

Bonustrack: „Ain’t No Use“ von Nina Simone: Wenn es keinen Sinn mehr macht, sich mit dem Mann herumzuplagen, dann geht frau ihrer eigenen Wege. Mit dieser wunderschönen Musik von Nina Simone, die etwas über 30 war, als sie den Song schrieb. Katrin Gottschalk

21 23.700 Sexarbeiter*innen waren 2021 in Deutschland gemeldet, die überwiegende Mehrzahl ist weiblich. 78 Prozent sind zwischen 21 und 44 Jahre alt. 417 Opfer von sexueller Ausbeutung wurden im selben Jahr registriert. Das Dunkelfeld in allen Bereichen ist enorm.

Sie nannte ihn Opa

Frauen mit Behinderung werden deutlich häufiger Opfer von sexualisierter Gewalt als Frauen ohne Behinderung. Gleichzeitig werden die Täter noch seltener verurteilt. Im Fall von Jovita S. ist das anders

Aus München **Anne Fromm**

Das Verbrechen, das Jovita S. angetan wurde, hatte die besten Chancen, niemals aufzufliegen. Eine Frau im Rollstuhl, schwer geistig behindert, wird vergewaltigt von einem Mann, dem sie und ihre Familie voll vertrauen.

Der Mann ist angestellt bei einem Fahrdienst für behinderte Menschen. Jeden Werktag holt er Jovita S. mit seinem Kleinbus ab und fährt sie in das Förderzentrum, in dem sie ihren Alltag verbringt. Die beiden haben ein gutes Verhältnis, „Opa“ nennt sie ihn, „meine Enkelin“ er sie. Er ist 73, sie 23.

Die Vergewaltigung plant er genau. Er präpariert seinen Bus, verdunkelt die Scheiben, sucht sich einen abgelegenen Parkplatz. An einem Nachmittag im Oktober 2023 überrumpelt er sie auf dem Heimweg, verkauft ihr die Vergewaltigung als Spiel. Wehren kann sie sich nicht. Als sie schreit, hält er ihr den Mund zu.

Eineinhalb Jahre später, im Januar 2025, steht der Busfahrer Janusz P. in München vor Gericht. Fünf Tage lang wird das Gericht verhandeln und versuchen zu klären, wie es zu der Vergewaltigung kam. Nicht ob, sondern wie. Denn die Beweislage ist eindeutig.

Frauen und Mädchen mit Behinderungen werden deutlich häufiger Opfer von Gewalt als Frauen ohne Behinderung. Etwa zwei- bis dreimal häufiger erleben sie sexualisierte, körperliche oder psychische Gewalt. Das zeigt eine Studie des Bundesfamilienministeriums aus dem Jahr 2011. Die Dunkelziffer, schätzen Expert*innen, dürfte wesentlich höher liegen, da gerade Frauen mit geistiger Behinderung schwer von der Forschung erreicht werden.

Die Täter kommen oft aus dem nahen Umfeld. Es sind Eltern, Stief- oder Pflegeeltern, Mitbewohner in Behinderten-einrichtungen oder Betreuer in Werkstätten. Trotzdem landen diese Fälle seltener vor Gericht. Wenn sie überhaupt bei der Polizei ankommen, werden sie oft eingestellt, denn vielen Betroffenen fällt es schwer zu beschreiben, was sie erlebt haben. Anderen wird nicht geglaubt oder die Behörden wissen nicht, wie sie mit ihnen umgehen sollen.

Ronska Grimm vertritt als Anwält*in Menschen, die Gewalt erlebt haben. Den Fall in München vertritt Grimm nicht. Aber Grimm kennt ähnliche: Etwa 5 Prozent von Grimms Mandant*innen haben eine Behinderung. Das liege nicht daran, dass es so wenig Fälle gebe, sondern daran, dass die wenigsten überhaupt Anwält*innen wie Grimm erreichen.

„Wenn Menschen mit Behinderung Gewalt erleben, fällt es Ihnen oft schwer, sich Hilfe zu holen“, sagt Grimm. „Viele sind sozial isoliert, wissen nicht, an wen sie sich wenden können. Beratungsstellen sind schwer zu finden oder nicht barrierefrei.“ Ohne eine Person, die hinter den Betroffenen stünde und sie unterstützte, sei es für viele kaum möglich, Hilfe zu finden.

Dass die Vergewaltigung von Jovita S. in München aufgefallen ist, war Zufall. Es ist Mitte Januar im Oberlandesgericht München. Janusz P. wird im Rollstuhl in den Gerichtssaal gefahren. Ein alter Mann, das Gehen fällt ihm schwer. Das lange, graue Haar hat er zum Zopf gebunden. Er spricht nur Polnisch, eine Dolmetscherin übersetzt für ihn.

Janusz P. sitzt seit der Vergewaltigung in Untersuchungshaft. An jenem Nachmittag im Oktober 2023 hatte eine Nachbarin beobachtet, wie P. seinen Kleintransporter auf einem Parkplatz geparkt hat. Wie er die Fensterscheiben mit Decken abgehängt hat, während hinten im Wagen noch eine kleine Person saß. Dann, als alles abgedunkelt war, begann das Auto zu wackeln. Die Nachbarin rief die Polizei, die erwischte P. schließlich mit heruntergelassener Hose nach dem Samenerguss.

In den Prozess geht er dennoch trotz. Am ersten Prozesstag streckt er den anwesenden Journalist*innen die Zunge raus und den Mittelfinger entgegen. So berichten es verschiedene Medien. Die *Bild*-Zeitung zeigt ein Foto von P. mit herausgestreckter Zunge. Den „Ekel-Busfahrer“ nennt sie ihn. Außerdem will sich Janusz P. zunächst nicht. Die Staatsanwaltschaft geht davon aus, dass Janusz P. die wehrlose Lage von Jovita S. ausgenutzt hat. Dass er ihr Vertrauen missbraucht und seine Tat geplant hat.

Jovita S. wird in dem Prozess nicht auftauchen. Sie weiß nicht einmal, dass die Tat heute verhandelt wird. Sie lebe, so beschreibt das ihre Psychologin vor Gericht, in der Gegenwart. Die Vergewaltigung habe sie 2023 sehr verstört. In den Wochen danach habe sie sich geschämt, geekelt und Angst gehabt. Heute, eineinhalb Jahre später, rede sie nicht mehr davon.

Was Janusz P. ihr angetan hat, hat sie der Polizei erzählt, ihrer Psychologin, einem Richter. Im Gerichtssaal in München wird sie es nicht noch einmal erzählen. Von der Vernehmung wird ein Video gezeigt, unter Ausschluss der Öffentlichkeit. Auch für diesen Text hat sie nicht noch einmal gesprochen. Al-

les, was hier steht, basiert auf den Aussagen vor Gericht.

Jovita S. kam als Kleinkind mit ihrer Familie aus der Türkei. Die Eltern sind getrennt, aufgewachsen ist sie mit ihrem Vater und ihrem Bruder. Mit ihrem Vater wohnt sie noch heute in einer Wohnung im dritten Stock eines Mehrfamilienhauses. Jeden Tag trägt der Vater die Frau die Treppe hoch und runter. Ihre Tage verbringt sie in einem Förderzentrum in München. Die Psychologin beschreibt Jovita S. als eine Frau, die „allgemein belastet“ sei. Aber auch als eine Frau, die gern Körperkontakt habe. Sie wolle von ihrer Psychologin häufig umarmt werden, suche die Nähe von Menschen, die ihr vertraut sind.

Ausführlich erzählt die Psychologin, wie Jovita S. ihr von der Tat erzählt hat. Dem Richter und den Verteidigern von Janusz P. geht es dabei um Details: Mit welchen Worten hat sie beschrieben, was passiert ist? Wie gut kann sie sich erinnern? Kann sie zwischen Film und Realität unterscheiden?

Liebe, sagt die Psychologin, das sei für Jovita S. wie ein Bollywoodfilm. „Wenn man sich küsst, fliegen Tauben und Herzen, denkt sie.“ Im Förderzentrum habe sie einen Freund, mit dem knutsche sie. Hat sie eine Vorstellung von Sexualität, fragt der Richter. „Sie wünscht sich eine Beziehung“, antwortet die Psychologin. „Aber das muss ja nicht Sexualität sein. Hat sie ein Verständnis von Geschlechtsverkehr?“, will der Richter wissen. Die Psychologin zögert. „Ganz wahrscheinlich nicht“, sagt sie schließlich. „Sie ist eher wie ein Teenager, der ein Bedürfnis hat, aber nicht weiß, was es alles gibt.“

Ronska Grimm arbeitet seit zehn Jahren als Anwält*in in Berlin und vertritt Menschen mit Behinderung. „Ich habe es in meiner Arbeit bei Aussage-gegen-Aussage-Delikten noch nie erlebt, dass jemand dafür verurteilt wird, einem Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen Gewalt angetan zu haben“, sagt Grimm.

Das liege daran, dass Staatsanwaltschaften die Verfahren häufig einstellen, bevor sie überhaupt vor Gericht landen. Was wiederum daran liege, dass oftmals schon die Polizei die ers-

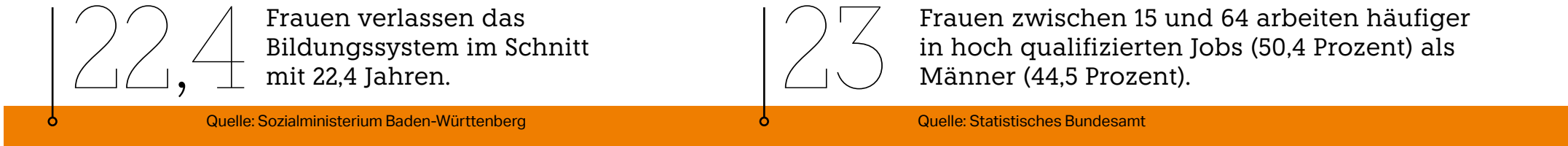
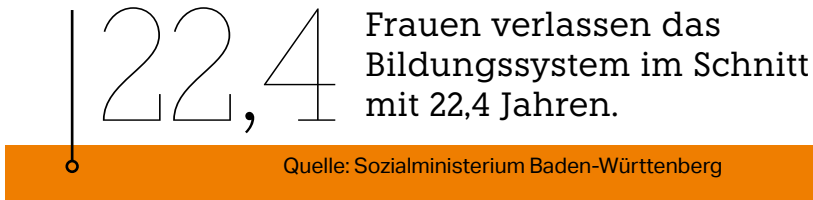
ten Fehler mache. „Ich beobachte beispielsweise immer wieder, dass Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen postalisch einen Fragebogen für die Polizei ausfüllen sollen, in dem sie ihr Erlebtes aufschreiben. Aber die meisten können das gar nicht“, sagt Grimm. Stattdessen müssten die Aussagen von Menschen mit Behinderung mit Video- oder Tonaufnahmen dokumentiert werden. Passiere das nicht, sei die Aussage praktisch wertlos und das Strafverfahren an dieser Stelle aussichtslos.

Bei dem Prozess in München ist dagegen vieles richtig gemacht worden. Die Polizei hat direkt nach der Tat Beweise gesichert, etwa die DNA-Spuren von Jovita S. und Janusz P. Jovita S. wurde per Video vernommen, eine Glaubhaftigkeitsgutachterin schätzt ihre Aussage später vor Gericht ein. Damit bestehen kaum noch Zweifel daran, dass der Angeklagte Jovita S. Gewalt angetan hat.

Das Gericht wird ihn schließlich zu vier Jahren und sechs Monaten Haft verurteilen, wegen Vergewaltigung und sexuellen Missbrauchs unter Ausnutzung eines Betreuungsverhältnisses. Janusz P. kommt zugute, dass er sich doch entschlossen hatte auszusagen.

Am vierten Verhandlungstag vor dem Münchner Oberlandesgericht ergreift sein Anwalt das Wort. Er beschreibt die Tat so, wie sie in der Anklageschrift steht. Er trägt vor, dass Janusz P. sein Auto präpariert und geparkt habe, um Jovita S. zu vergewaltigen. P. habe kein Verständnis für das, was er gemacht habe, es tue ihm leid, er sei so dumm. Es gebe keine Erklärung für sein Handeln.

Nach der Erklärung des Anwalts ist es kurz still in dem Gerichtssaal. Dann fragt der Richter Janusz P., ob er es nicht für eine gute Idee halte, sich zu entschuldigen, bei Jovita S., und ihrem Vater. Der Vater mache sich schwere Vorwürfe, er quäle sich mit der Frage, warum er seine Tochter nicht habe schützen können. Ja, sagt der Anwalt von Janusz P. Es tue seinem Mandanten leid. Janusz P. hat die Hände verschränkt und schaut zu Boden. Er schweigt.



WOZU KINDER?

Kinder und Jugendliche sind die politisch ignorierteste Randgruppe der Gesellschaft. Dabei muss diese Minigruppe demnächst die vielen Renten bezahlen und den ganzen Laden am Laufen halten. Was muss sich ändern?

Mit: Aladin El-Mafaalani, Marlene Engelhorn, Arno Frank, Ruth Fuentes, Maja Göpel, Robert Habeck, Celine Keller, Wolf Lotter, Lily Mauch, Luisa Neubauer, Henrike von Scheliha, Stephan Wackwitz und Harald Welzer

taz FUTUREZWEI
Magazin für Zukunft und Politik



Die neue taz FUTUREZWEI
jetzt vorbestellen ab 11.3. erhältlich
+ Aboprämie
Wir können auch anders
das aktuelle Buch
von Maja Göpel



Liege ich zu gerne unten?

Die meiste Zeit bekämpft unsere Autorin das Patriarchat, im Bett überlässt sie dem Mann oft die Kontrolle. Wie politisch ist unsere Lust?

Ein Essay von **Lola Sinn**

Auf 90 Zentimeter gequetscht lagen wir einander gegenüber. Gerade mit so viel Abstand, um uns im Halbdunkeln ins Gesicht schauen zu können. Ich war 19, er vier Jahre älter, mein erstes Mal damals knapp ein Jahr her. „Sag mir, was du tun möchtest“, forderte er mich auf. Bisher hatte mich noch nie jemand gefragt, worauf ich stehe.

Fuck, dachte ich völlig überfordert, ich muss doch wissen, was mich anmacht. Alles, was mir einfiel, waren Bilder und Beschreibungen aus Pornos. Ich dachte an Stellungen, Doggy oder ich ihn reitend, Missionar – aber ist das nicht langweilig? Vanilla-Sex? Ich wusste nicht, was ich antworten sollte. Also machte er Vorschläge: „Wie findest du Sex, der etwas härter ist?“ Er wollte dominant sein und mit Schmerz spielen. Ich war experimentierfreudig, aber spürte noch etwas: Druck, bloß nicht prüde rüberzukommen.

Bei meinen ersten Malen bin ich meinen männlichen Sexualpartnern gefolgt, ihren Bedürfnissen, ihrer Fantasie. Aber seine Frage hat etwas losgetreten: Was gefällt mir eigentlich?

Ich mag es, sein Körpergewicht auf mir zu spüren. Die Kraft beruhigt mich, wie eine schwere Decke. Ich genieße den leichten Schmerz, wenn er an meinen Nippeln zieht. Er fasst mich an – mehr als ich ihn. Ich weiß nicht ganz, wohin mit mir. Aber ich genieße seine Berührungen.

Es gefällt mir, wenn jemand anderes die Kontrolle übernimmt. Und der andere war bisher immer ein Mann. Ist das nicht total patriarchal? Ein Mann als Kämpfer und Beschützer. Der, im intimen Raum zwischen Lust und Unsicherheit, mit der Fackel den Weg ausleuchtet und sicher durch den Akt geleitet. Bis er mit dem Höhepunkt belohnt wird – oder was?

Das Bild vom starken Mann ist doch genau das, was ich außerhalb des Betts bekämpfen möchte; damit ich über mich selbst bestimmen kann, frei sein kann, Männer eben nicht die Vormachtstellung haben. Die Dinge, die meinem Schleimbereich (Danke für den Begriff an die Autor*innen von „Wir kommen“) gefallen, findet mein Kopf irgendwie falsch.

Im Grunde geht es darum, inwiefern unser politisches Verständnis unsere Lust beeinflussen darf. Dabei ist es nicht nur Sexismus, der sich in den Raum zwischen nackte Körper drängen kann. Wenn ein weißer Typ total auf meinen Arsch fixiert ist und immer

wieder betont, wie geil der bei Schwarzen Frauen ist. Wenn einer erzählt, dass er unbedingt mal mit einer Schwarzen Frau schlafen will, als sei Schwarzsein ein Faktor, der es zu einer ganz anderen Erfahrung macht. Wenn die Vorstellung existiert, Schwarze seien wilder oder Asiat*innen unterwürfiger. Dann ist das exotisierend und vor allem rassistisch und beeinflusst nicht nur, wer mit wem Sex hat, sondern auch wie.

Dass das scheiße ist, da sind wir uns mehr oder weniger einig geworden. Gelöst haben wir das Problem nicht, aber es kommt mir zumindest so vor, als würde es weniger kontrovers diskutiert. Warum ist das beim Thema Sexismus anders? Und warum liege ich, wie so viele Frauen, doch mehr unten?

Bis heute hat sich das Verständnis der sexpositiven Bewegung aus dem Dritte-Welle-Feminismus gehalten: Beim Sex ist alles erlaubt, solange alle Beteiligten dem zustimmen. In ihrem Essay „Does anyone have the right to sex?“ wagt die Philosophin Amia Srinivasan eine ambivalentere Haltung. In

Ich genieße den leichten Schmerz, wenn er an meinen Nippeln zieht. Er fasst mich an, mehr als ich ihn

ihrem Essay aus dem Jahr 2018 schreibt sie, wie wichtig der feministische und queere Kampf war, Sex von Scham, Stigma, Zwang und unerwünschtem Schmerz zu befreien. Sagen zu können, mein Begehren ist mein Begehren, es gehört zu meiner Identität – *I’m born this way*.

Trotzdem wäre es falsch, die Entstehung unserer Begierde gar nicht zu hinterfragen, sagt Srinivasan. Sonst sei jede Präferenz nur noch etwas Natürliches und nicht mehr auch politisch. Ein allein auf Consent basierter Feminismus laufe Gefahr, unter dem Deckmantel der persönlichen Vorliebe Frauenfeindlichkeit, Rassismus, Behinderungenfeindlichkeit, Transphobie oder Fettfeindlichkeit zuzulassen.

Worauf wir stehen, was uns sexuelle Lust bereitet, ist ziemlich komplex, weil Lust im Unterbewusstsein fußt. Wir wissen aber, dass die Gesellschaft, in der wir leben, und Erfahrungen, die wir machen, unsere Vorlieben und Fanta-

sien prägen. Für sie kann niemand etwas. Vielleicht hätte ich gar keine Vorliebe, dominiert zu werden, wenn sich Hetero-Sex weniger um Penetration und den Mann drehen würde. Vielleicht wäre es anders in einer feministischen Utopie, in der keinem Geschlecht Stärke oder Schwäche, Dominanz oder Passivität zugeordnet wäre.

Srinivasan schreibt, der Feminismus solle in der Lage sein, die Gründe des Begehrens zu hinterfragen, aber ohne autoritär oder moralistisch zu werden, ohne Slut-Shaming, Prüderie oder Selbstverleugnung. Stimmt, denke ich: Anderen Personen ihre Lust abzusprechen und ihnen vorzuschreiben, was sie idealerweise geil finden, wie sie zu vögeln haben – das ist ja mal so was von unfeministisch.

Gleichzeitig finde ich das alles ziemlich verkopft. Ich fühle mich unter Druck gesetzt, und noch mehr Druck kann dieses Thema nicht gebrauchen. Wie oft haben sich meine Gedanken beim Sex schon überschlagen? Während er zwischen meinen Beinen liegt, kann ich die Berührungen nicht einfach genießen. Ich muss auch performen – und einen Orgasmus haben.

Als Frau verdiene ich ihn, denn guter gleichberechtigter Sex ist, wenn beide kommen. Als Feministin habe ich zu kommen, vorausgesetzt er macht es richtig – Stichwort Orgasm Gap. Und ja, das tut er, es fühlt sich gut an, er gibt sich Mühe, er will, dass ich komme. Auch, weil er sich so vergewissern kann, dass er gut im Bett ist. Aber genau dann klappt es nicht. Deshalb wünsche ich mir Sex, der mit weniger Erwartungen aufgeladen ist, der auf keiner Seite ein Anrecht auf Orgasmus braucht, um sich als Sex zu definieren.

Ich hoffe weitere Antworten bei der Kulturwissenschaftlerin Beate Absalon zu finden, die auch Workshops zu queer-feministischer Sexualität leitet.

Sie hat zuletzt das Buch „Not giving a fuck“ geschrieben, in dem sie einlädt, gesellschaftliche Zwänge abzuschütteln, um Lust und Intimität erfinderischer anzugehen. Klingt nach dem passenden Perspektivwechsel.

Absalon erinnert an die Vielseitigkeit von Sex und daran, warum wir überhaupt Sex haben. Aus einem Bedürfnis nach Nähe zum Beispiel, gegen Stress, aus Neugierde nach etwas vermeintlich Verbotenem. „Oft wollen wir durch Sex unser Selbst stabilisieren, wollen normal, geliebt, gesund oder bewundert sein. Nur macht unser Begehren dem oft einen Strich durch die Rechnung, weil es so ambivalent ist und über bloßes Wohlfühlen hinaus-schießt“, sagt sie.

Sexuelle Fantasien wirkten bisweilen irritierend. Auch, weil es eine psychische Strategie sein kann, Gewalt- und Traumaerfahrungen zu sexualisieren, um sie zu verarbeiten. „Das widerspricht den sauberen und einfachen Kategorien, in die Sex so oft gesteckt wird.“ Umso schlimmer, findet sie, wenn Fantasien als „unfeministisch“ bewertet werden. Und regt an, sich zu fragen, woher der Wunsch nach feministischem Sex kommt. Gehe es darum, Unterdrückung zu bekämpfen, oder darum, wie nach einem „Reinheitsgebot“, auf der vermeintlich „richtigen“ Seite zu stehen?

Sex zu instrumentalisieren, werde im Feminismus oft kritisiert. „Das heißt aber auch, dass Sex nicht als Mittel für Empowerment und Gleichberechtigung herhalten sollte“, sagt sie. Da ist etwas dran, denke ich. Nur aus einem feministischen Gedanken heraus sollte ich weder Sex haben noch auf ihn verzichten. Dafür ist Sex viel zu intim.

Für Absalon ist Sex gerade dann am schönsten, wenn er nicht effizient sein muss. „Weil wir in ihm Lebendigkeit fühlen können: Lust, Unlust, Lan-

geweile, Geilheit, Scham, Trost, Albernheiten, Traurigkeit, Awkwardness.“ Was bringe uns denn Perfektionismus beim Sex? In den komischen Momenten könnten wir unsere eigene Unvollkommenheit erleben und damit irgendwo auch das Menschsein.

Sich mit dem Patriarchat im Bett auseinanderzusetzen, heißt für mich, über die Machtdynamiken, die mein Gegenüber und ich mitbringen – Mann/Frau, schwarz/weiß, erfahren oder nicht –, sprechen zu können. Die Freiheit zu haben, Sex gemeinsam immer wieder neu zu definieren.

In letzter Zeit erlebe ich Sex viel spielerischer. Meine Finger tanzen über seinen Körper, erkunden ihn und fragen tastend, wie ich sich das anfühlt – bis auch mein Mund die Frage ausspricht. Wir kriechen ineinander, ohne einzudringen, lassen unsere Körper treiben. Wir wissen, wir könnten sofort aufhören, wenn sich etwas nicht gut anfühlt. Ob einer von uns oder beide einen Orgasmus haben, wir einen Lachanfall bekommen oder uns zärtlich in den Armen liegen, spielt keine Rolle.

Unser Begehren liegt nicht fertig gebacken in uns, schreibt Katharina Angel in ihrem Buch „Tomorrow Sex Will Be Good Again“. Das glaube ich auch. Es zu erkunden, ist kein abgeschlossener Prozess. Wir können unsere Muster verstehen und auflösen.

Wenn wir nackt wresteln und ich den Kampf darum, wer oben liegt, gewinne, finde ich es schön, zur Geberin zu werden. Und ich mag es weiterhin, wenn er die Kontrolle übernimmt und ich mich fallen lassen kann, das Schwirren meiner Gedanken pausiert. Das hat, egal, wie es von außen wirken mag, nichts Patriarchales. Denn der entscheidende Unterschied liegt darin, ob ich nur konsumiert werde oder wir den Sex gemeinsam gestalten – und ich mich aktiv hingebe.



Foto: Lea Greub



Foto: Lea Greub

taz: Wenn dich jemand auf einer Party fragt, was du machst – was sagst du dann, Lilith?

Lilith Wittmann: Wenn die Leute mich gar nicht kennen, versuche ich eher einen Bogen um das Thema zu machen. Dann sage ich, dass ich mich damit beschäftige, wie man digitale Ökosysteme designt. Das stimmt im weitesten Sinne auch. Dann ist das Thema glücklicherweise meist beendet.

taz: Wenn du dich als Hackerin vorstellen würdest, bekommen die Leute vielleicht Angst, dass du sie durchleuchten könntest?

Wittmann: Ja, genau solche Sachen kommen dann. Auch wenn ich in einem Café bin und jemand fragt mich, was ich da am Laptop mache, dann sage ich nicht, dass ich gerade was hacke.

taz: Macht dir Hacken Spaß? Es sieht jedenfalls so aus, wenn man Videos anschaut, in denen du über deinen Aktivismus sprichst.

Wittmann: Meine Vorträge komprimieren monatelange Recherchen – und das möglichst lustig, schließlich will ich die Leute für Themen interessieren, von denen sie noch nie gehört haben. Der Teil davor, das Hacken, ist eher langweilig. An manchen Tagen finde ich nichts oder stelle nur 100 Informationsfreiheitsgesetz-Anfragen. Einen Adrenalinrausch habe ich, wenn ich wochenlang darüber gegrübelt habe, wie ich Daten aus einem System befreien kann und dann klappt das. Danach beginnt die eigentliche Arbeit: Beweise sichern, Anbietern Bescheid sagen, einen Report schreiben, Datenschutzbehörden informieren, mit meinem Anwalt und teilweise mit Medien reden.

taz: Auf welche Recherche bist du besonders stolz?

Wittmann: Darauf, drei geheime Außendienststellen des Verfassungsschutzes enttarnt zu haben. Ich beschäftige mich häufig mit Institutionen unserer Gesellschaft, die mir Unbehagen machen: die Schufa, die Knastindustrie oder eben den Verfassungsschutz.

taz: Wie bist du auf die Recherche gekommen?

Wittmann: Ich wollte eigentlich per maschinellern Lernen, also mithilfe einer künstlichen Intelligenz, ein für alle lesbares Organigramm der Bundesverwaltung bauen. Niemand hat einen Überblick, welche Bundesbehörden es gibt und wie die strukturiert sind.

Manchmal kostet es mehr Zeit, Männer davon zu überzeugen, dass sie ein Problem haben, als die Problemlösung selbst

Das zu recherchieren dauert Wochen. Das habe ich gemacht und angefangen, öffentlich zugängliche Verzeichnisse der Bundesverwaltung durchzugehen. Da drin war eine Behörde, die hieß Bundesservice Telekommunikation. Ich beschäftige mich viel mit der Verwaltung und hätte von dieser Behörde schon mal gehört haben müssen. Also bin ich an den Ort gefahren, wo das sein sollte: Da stand Bundesinnenministerium an der Tür.

taz: Und dann?

Wittmann: Dann habe ich andere öffentliche Register abgefragt, wie etwa

das, wo alle IP-Adressen gespeichert sind. Ich habe dann immer mehr Verbindungen ziehen können und konnte am Ende nachweisen, dass Post an das BMI Treptow am Ende beim Bundesverfassungsschutz landet. Ich habe denen einen Airtag, ein kleines Ortungsgerät, geschickt, mit dem ich die Post nachverfolgen konnte. Insgesamt konnte ich nachweisen, dass das Bundesamt für Verfassungsschutz an insgesamt vier unterschiedlichen Adressen in Berlin Büros besitzt, die mit unterschiedlichen Behördennamen gedeckt waren. Darauf bin ich stolz.

taz: Man könnte das auch problematisch finden, weil der Verfassungsschutz uns ja schützen soll und du seine Arbeit gefährdet hast.

Wittmann: Wir wissen im Grunde nicht, wie sehr der Verfassungsschutz uns schützt. Er ist darüber nicht rechenschaftspflichtig. Aus seinen jährlichen Berichten schließe ich, dass die Zivilgesellschaft gerade gegen rechts eine deutlich bessere Arbeit macht. Selbst wenn der Verfassungsschutz Tausende Anschläge verhindert hätte, kann man noch immer fragen, ob es richtig ist, dass ein Geheimdienst das tut statt eine Polizei mit gewissen Rechenschaftspflichten.

taz: Wo kommt deine Liebe zur Bundesverwaltung her?

Wittmann: Am Ende des Tages müssen wir uns fragen, ob wir in einer Gesellschaft leben wollen, in der die Verwaltung nicht funktioniert. Die Verwaltung ist aus meiner Sicht oft interessanter als die Politik, denn hier wird mit den Gesetzen gearbeitet. Viele schauen nicht hin, deshalb mache ich das. Ich glaube auch nicht, dass Privatisierung da irgendwas besser macht; wir brauchen einen starken Staat. Heutzu-

„Ich versuche, eine Frau als Vorgesetzte zu haben“

Lilith Wittmann bezeichnet sich selbst als „Krawall-Influencerin“. Ihr Hobby: Sicherheitslücken bei Behörden und Firmen aufdecken. Ein Gespräch über den Spaß beim Hacken, ihre Motivation und Männer in IT-Berufen

Interview **Katrin Gottschalk**

tage bedeutet das, dass wir Dinge automatisieren oder digitalisieren sollten, aber dabei auch aufpassen, dass keine großen Fehler gemacht werden. Wenn Fehler passieren, betrifft das viele Menschen. Daher ist es wichtig, der Verwaltung auf die Finger zu schauen und sie nach Informationen zu fragen, bis es nervt.

taz: Brauchen wir ein Digitalisierungsministerium?

Wittmann: Ich halte überhaupt gar nichts davon zu sagen: Wir haben einen Ort für die Schienen, einen für die Bildung und jetzt noch einen Ort für das Digitale. Am Ende des Tages ist das ein Querschnittsthema und betrifft alle. Meine Kernforderung ist seit vielen Jahren, dass sich ein Teil der Verwaltung permanent mit der eigenen Digitalisierung beschäftigt. Aktuell haben die meisten, die in den Ministerien arbeiten, einen Background in Jura oder Verwaltungswissenschaften – Digitalwissen kaufen sie als externe Beratung ein. Jedes einzelne Referat braucht aber auch Menschen, die sich mit Technik auskennen.

taz: Dann braucht es eine ITler-Quote?

Wittmann: Ja, warum nicht? Mindestens 10 Prozent der Menschen sollten irgendeine Form von IT-Background haben – das wäre auf jeden Fall eine bessere Idee als ein Digitalministerium mit lauter Juristen.

taz: Du könntest die Verwaltung ja auch beraten, anstatt ihre Anwendungen zu hacken?

Wittmann: Wenn ich in Beratungen sage, dass ein System unsicher ist, sagen sie in der Regel: Da wurde noch nicht genug geforscht oder man muss auch mal Risiken eingehen. Also muss ich denen beweisen, dass sie ein Problem haben – und dann hören sie zu.

taz: Was ist der eine Job, den du unbedingt einmal machen willst?

Wittmann: Ich habe Markus Richter, Beauftragter der Bundesregierung für Informationstechnik, mal damit geärgert, dass ich seinen Job machen könnte. Würde mir jemand diese Position anbieten, würde ich nicht Nein sagen. Ich möchte an diesen Themen aber eigentlich lieber wie bisher in meiner Freizeit arbeiten. Derzeit arbeite ich bei einem internationalen Konzern und hacke nur am Wochenende.

taz: Du hast mit 16 die Schule abgebrochen und eine Ausbildung zur Softwareentwicklerin gemacht.

Wittmann: Ich bin in einem Dorf in Rheinland-Pfalz groß geworden, da gab es nicht so viel Interessantes. Dann habe ich Onlinespiele gespielt, da gab es Gruppen von technikinteressierten Leuten.

taz: Hat Geschlecht eine Rolle gespielt?

Wittmann: Das war das Tolle: Nein. Ich hing mit Leuten in Chats und habe über Themen diskutiert, oft ohne dass man das Alter und Geschlecht voneinander kannte. Wenn man dann Kontakt mit der ganzen Szene hat, merkt man, dass das mit der Realität nicht viel zu tun hat.

taz: Kannst du Hacking als Berufswahl für junge Frauen empfehlen?

Wittmann: Hacking ist ein schrecklicher Beruf. Man arbeitet in der Regel mit irgendwelchen Technik-Dudes, kommt dann als Externe für eine Sicherheitsprüfung dazu, hackt deren System und dann muss man diesen Männern erklären, warum sie wirklich ein Problem haben. Manchmal kostet es mehr Zeit, Männer davon zu überzeugen, dass sie ein Problem haben, als die Problemlösung selbst.

taz: Männer, die anerkennen müssen, dass eine jüngere Frau schlauer ist als sie ...

Wittmann: Auch jetzt erlebe ich noch manchmal Typen, die mich nicht ernst nehmen und denken, dass sie mir erklären können, warum die Sicherheitslücke bei ihnen jetzt doch kein Problem ist. Mit 21 habe ich als Teamleiterin bei einer großen internationalen Wirtschaftsberatung angefangen und wurde oft genug behandelt wie die Praktikantin. Um dem etwas entgegenzusetzen, habe ich mich vor Beratungsterminen stundenlang in das Geschäftsmodell der Firmen eingearbeitet, denen ich zuarbeiten sollte.

taz: Also eher keine Empfehlung?

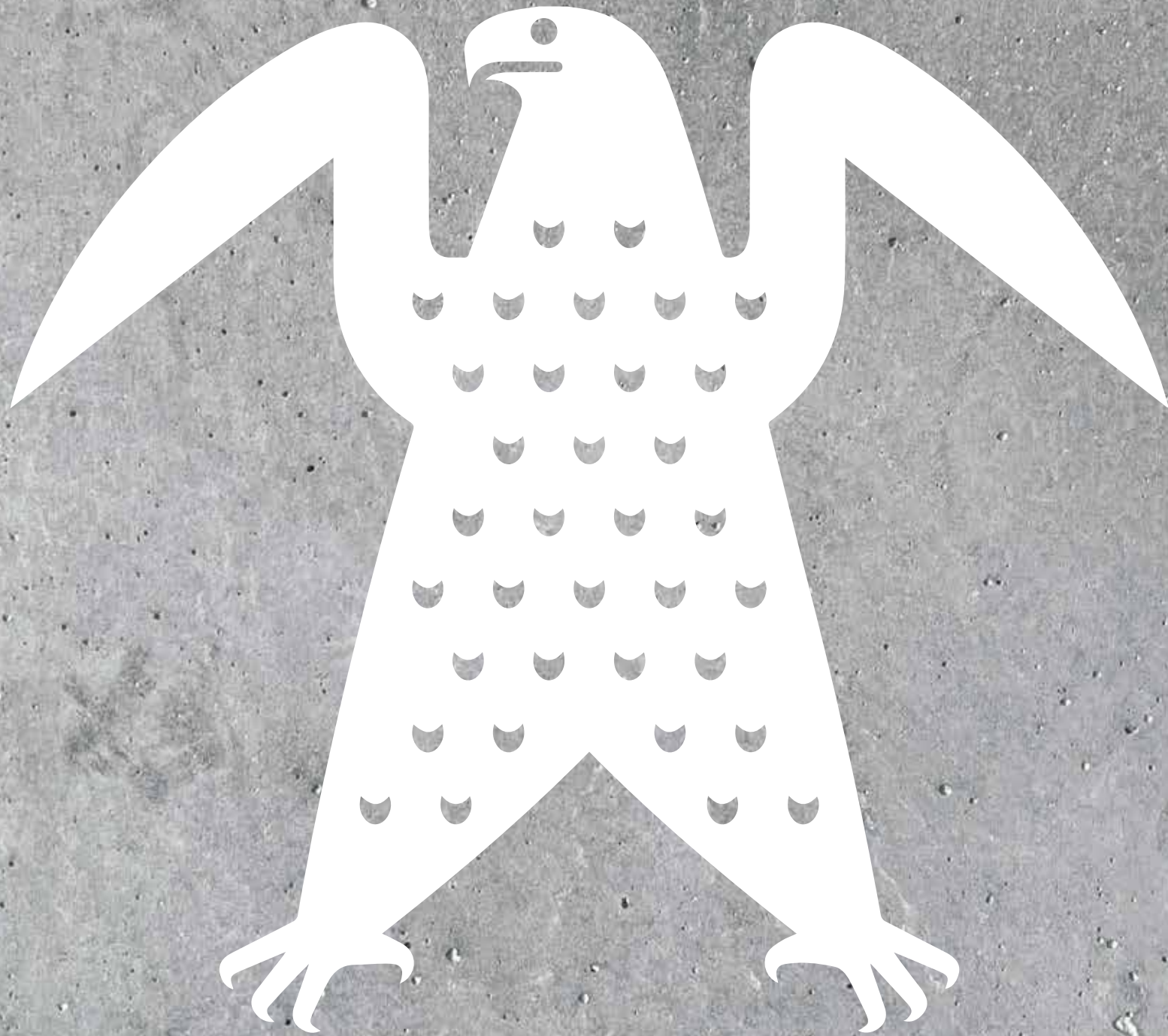
Wittmann: Grundsätzlich kann man in der Branche tolle Sachen machen und da müssen diversere Menschen rein, denn wenn man Technologie baut, sollte die für alle funktionieren. Und Produktentwicklung mache ich auch bis heute gerne! Ich habe über die Jahre nur gelernt, dass ich besser versuche, eine Frau als Vorgesetzte zu haben. Dann weiß ich, es hat jemand schon weiter im Unternehmen geschafft und man ist auf jeden Fall nicht die Erste.

taz: Du wirst dieses Jahr 30 – ändert sich dann was bei dir?

Wittmann: Irgendwann muss ich mit diesem öffentlichkeitswirksamen Ding aufhören oder zumindest die Aktionsform ändern. Ich glaube, wenn ich mit 50 noch immer genau dasselbe wie jetzt mache, wäre mir das peinlich.

Lilith Wittmann, 30, ist Softwareentwicklerin und IT-Expertin. Ihre Recherchen, zuletzt unter anderem zur Schufa und zu Gefängnissen, veröffentlicht sie auf ihrem Blog.

bundes **talk** 



bundestalk

Krach zwischen der Ukraine und USA

Über die Spannungen spricht **Bernd Pickert** mit der ukrainischen Journalistin **Anastasia Magasowa** und den taz-Korrespondent*innen **Inna Hartwich** aus Moskau und **Eric Bonse** aus Brüssel.

Jetzt hören!



Me, running, 2024
Fotostrecke: Isabelle Wenzel

30-49 Jahre

Es ist Halbzeit, aber keine Pause in Sicht. Der Erfahrungsschatz wächst – mit und ohne Kinder, in weiblichen Netzwerken, in Sachen Geld. Über Spitzenpolitik, Kampfsport und das große Beben, das alles auf den Kopf stellt. Mit Bildern der Fotografin und Akrobatin Isabelle Wenzel, die mit ihrem Körper vor der Kamera experimentiert

Die Halbzeit-Ansprache

Wir haben sechs prominente Frauen zwischen 35 und 45 gefragt, was sie Jüngerer mit auf den Weg geben wollen

„Du schuldest niemandem Aufmerksamkeit, Nachhilfe oder Schönheit.“

Samira El Ouassil, 40,
Autorin, Schauspielerin
und Musikerin

„Der ‚gute Geschmack‘ und das ‚gute Benehmen‘ sind auch nur elitäre Kontrollfantasien mit Scham als Druckmittel. Dann lieber vulgär und lustvoll.“

Jovana Reisiniger, 35,
Schriftstellerin, Filmemacherin und Schauspielerin

„Hört auf euer Bauchgefühl – seid ehrlich mit euch selbst. Tut es nicht für Anerkennung – sondern aus Neugier oder Überzeugung.“

Sooke, 41,
Rapperin, Autorin und Aktivistin

freund*innenschaft (4)

„Ich kann mich euch zumuten“

Im Rheinland betreiben Freund*innen gemeinsam das queerfeministische Bildungszentrum lila_bunt. Was bedeutet Freund*innenschaft für sie?

In Züllich, einem kleinen Ort im Kreis Euskirchen, gleich weit entfernt von Köln und Bonn, steht das queerfeministische Bildungszentrum lila_bunt. Es ist auf einem alten Fachwerkhof beheimatet, in dem dazugehörigen Garten befinden sich Feuerstelle, Sauna, Werkstatt, Hängematten. Aus der Freund*innenschaft ist hier ein gemeinsames Projekt entstanden, das für seine Gäste, meist Gruppen, die Bildungsarbeit leisten, einen geschützten Raum bieten soll. Beim Kochen in der Küche tanzen, nach der Sauna durch den Garten rennen, zusammen am Lagerfeuer sitzen – das alles gehört hier dazu. Und jeden Dienstagabend zum Onlineplenum zu erscheinen, auch wenn der Tag davor schon lang war.

taz: Gibt es Momente, in denen ihr euch miteinander besonders geborgen gefühlt habt?

Es wird kurz still, alle denken nach. Lotte sagt, sie brauche noch mehr Bedenkzeit, und ist dann doch die Erste, die spricht:

Lotte: Während der Coronazeit hat mir die Verbindung zu euch so viel Sicherheit gegeben. In der ganzen Schrecklichkeit um uns herum war das einfach wahnsinnig schön.

Linda: Ja, daran erinnere ich mich. Mir fallen Alltagssituationen ein: Wenn ich morgens um 7 Uhr Hausdienst habe, unausgeschlafen vor der Kaffeemaschine stehe, dann weiß ich, dass wir füreinander sorgen, wenn die Welt da draußen es schon nicht tut.

Ricci: Ihr wisst ja, dass ich immer wieder depressive Phasen habe. Ich hatte am Anfang Angst, ob es möglich ist, ein Teil des Kollektivs zu sein. Aber ich habe gemerkt, dass ich mit euch einfach sein darf. Und die Hoffnung, die in unserer Arbeit und in diesem Haus steckt, hilft mir.

Lila_bunt hat einen großen Unterstützer*innenkreis. Das Haus liegt im Hochwassergebiet von 2021, das Projekt war von der Flut betroffen. Helfer*innen kamen direkt nach dem Unglück ane.

Sinah: Zusammen sein war nach dem Hochwasser das Wichtigste. Es waren plötzlich so viele Menschen da, die sich mit dem Ort verbunden fühlten. Menschen, die früher mal im Haus gearbeitet haben, und andere, die ganz neu dazugekommen sind und auch jetzt noch dabeigebblieben sind. Allen war klar, wir müssen diesen Ort erhalten. Wir lassen uns nicht alleine.

Philian: Ich habe hier gemerkt: Wenn ich nach Hilfe frage, dann kommt die sofort, und zwar doppelt. Erinnert ihr euch, als ich neu dabei war und auf dem Weg zum Haus eine Autopanne hatte? Ich habe euch angerufen und ihr kamt nicht nur mit einem Auto, sondern direkt mit zwei.

Meltem: Ich kann mich euch zumuten, das habe ich gelernt, als mein Vater gestorben ist. Trauer kommt ja in Wellen. Ich konnte mit allem davon bei euch sein. Wir können miteinander nämlich beides teilen, die Schwere und die Freude.

taz: In eurem Haus sind immer wieder Gruppen zu Besuch, für Seminare oder Bildungsreisen. Seid ihr andere Gastgeber*innen, weil ihr Freund*innen seid?

Meltem: Auf jeden Fall. Wir sind ein Ort, der Beziehungen politisch denkt. Das, was wir miteinander haben, wollen wir auch mit denen teilen, die zu uns kommen. Und ich glaube, das merken die Gäst*innen: Wir haben so viel Liebe, dass sie quasi überschwappt.

Das Projekt Lila_bunt beherbergt bis zu 32 Gäst*innen, die zu Seminaren, Fortbildungen oder Bildungsurlaube kommen. Sie werden vor allem für FLINTA*-Personen angeboten. Interview: Luisa Faust

„Gleichberechtigung fällt nicht vom Himmel. Dass Frauen die gleichen Chancen haben, ist eine Illusion. Deshalb: Seid laut! Kämpft für eure Rechte! Seid solidarisch mit anderen Frauen!“

Ferda Ataman, 45,
Unabhängige Bundesbeauftragte
für Antidiskriminierung (noch)

„In einer patriarchalen Welt wird versucht werden, dich kleinzuhalten. Bleib laut. Bleib sichtbar. Deine Wahrheit zählt. Deine Wut ist berechtigt. Deine Freude ist radikal.“

Tupoka Ogette, 44,
Autorin und Beraterin für Rassismuskritik
und Antirassismus



Das lila_bunt-Kollektiv
Foto: privat

30

Jahre sind Frauen in Deutschland durchschnittlich alt, wenn sie ihr erstes Kind bekommen. Das ist deutlich später als in der Vergangenheit. 30 Prozent der Frauen erleben verbale und physische Gewalt oder Vernachlässigung während der Geburt. 42,8 Prozent erfahren Eingriffe, denen sie nicht zugestimmt haben.

Kohlrabi gibt es erst später

Bürgergeld, alleinerziehend, zwei Kinder: Unsere Autorin spart, wo sie kann. Doch manchmal müssen Schuhe auch neu sein. Wenigstens für die Kinder

Von Katharina Schwedt

Eine Gurke für 1,25 Euro. Ich schlucke, lege sie zurück und hoffe, dass sie in ein oder zwei Wochen wieder günstiger wird. Normalerweise vertilgen meine Kinder fast eine Gurke am Tag. Ich schaue weiter: ein kleiner Kohlrabi für 89 Cent. Ich greife nach dem größten Exemplar und lege ihn dann doch wieder zurück. Bei Kohlrabi weiß ich inzwischen, dass er in ein paar Tagen wieder 20 Cent günstiger sein kann.

Ich verkaufe meine Daten gegen Coupons, um die Minitomaten mit der entsprechenden App für 1,99 Euro zu bekommen. Denn die Minitomaten essen die Kinder gern. Wenn sie 2,26 Euro kosten, verzichte ich, weil wieder neue Turnschuhe anstehen und die Geburtstage der Kinder nahe. So läuft das Einkaufen mittlerweile ab.

Die Vorstellung, dass man aus Armut und Bürgergeldbezug mit der richtigen Anstrengung und dem nötigen Eifer selbst wieder herauskommt, verkennt die Situation vieler. Vor allem alleinerziehende Mütter wie ich sind von Armut betroffen – eben weil sie alleinerziehend sind und ihnen sowohl Zeit wie auch ein zweites Einkommen fehlen. Es gibt in Deutschland 1,7 Millionen Alleinerziehende, die meisten von ihnen sind Frauen. Ganze 41 Prozent der Alleinerziehenden mit minderjährigen Kindern gelten laut einer Studie im Auftrag der Bertelsmann-Stiftung als armutsgefährdet. Und es ist eben nicht möglich, dieser Armut mal eben zu entkommen.

Ich stamme aus einer Arbeiterfamilie und bin die erste, die studiert hat. Schon während meines Masterstudiums habe ich als wissenschaftliche Mitarbeiterin ordentlich verdient. Es ging mir gut.

Ohne in einer Partnerschaft zu sein, entschied ich mich, Mutter zu werden. Unterhalt oder Unterhaltsvorschuss sind in meiner Konstellation ausgeschlossen. Noch bin ich in Elternzeit, aber wenn ich für das Kleine einen Kita-Platz habe, werde ich wieder arbeiten gehen. In einem anderen Job als bisher. Denn als wissenschaftliche Mitarbeiterin hätte ich zu viele Nachmittagstermine, das lässt sich mit der Kinderbetreuung nicht vereinbaren.

Eines meiner Kinder hat einen Pflegegrad. Zwei Kinder zu versorgen, die Miete zu stemmen, Strom und Heizung zu bezahlen, die alltäglichen Dinge anzuschaffen – das ist mit einem Teilzeitjob kaum zu schaffen. Von Reisen will ich gar nicht sprechen. Um über die Runden zu kommen, werde ich aufstocken müssen. Ich werde etwas mehr haben als jetzt, aber gelte weiterhin als arm.

Bislang fühle ich mich trotz allem privilegiert. Ich habe studiert, hatte im-

„

Wütend bin ich schon länger nicht mehr. Ich habe mich irgendwie an die Armut gewöhnt. Nur im direkten Vergleich mit anderen Familien, die sich auf Spielplätzen über Urlaubsziele unterhalten, fühle ich sie

mer gut bezahlte Jobs, ich kenne meine Rechte und weiß, wie man Widersprüche formuliert.

Doch im Wahlkampf wurde wieder viel auf Bürgergeldempfänger*innen geschimpft. Die Aussagen der vergangenen Wochen machen mir Angst. Ich erhalte Bürgergeld – noch. Ich weiß nicht, ob eine neue Bundesregierung die Leistung möglicherweise verringern wird.

Bürgergeld sei ein Anreiz zur Faulheit, lautete sinngemäß die Botschaft von Friedrich Merz, der nun wohl bald Kanzler wird. 2024 wurden die Regelsätze zuletzt erhöht. Ob Merz versuchen wird, das rückgängig zu machen oder die Leistungen auf anderem Weg zu verringern? Das wäre fatal, schließlich wurden die Beträge lediglich an die hohe Inflation angepasst. Wenn Lebensmittel und andere Dinge im Preis steigen, ändert sich auch der Betrag des Existenzminimums.

Vielleicht werden auch wie von Merz angekündigt die Sanktionen verschärft. Dabei weiß jede*r, der oder die sich mit der Materie Bürgergeld beschäftigt, dass sogenannte Totalverweigerer extrem selten sind. Die meisten Empfänger*innen haben schwere Erkrankungen, Süchte, massive psychische Probleme, besuchen Deutschkurse, sind alleinerziehend, stocken auf oder sind eben Kinder. Kinder kosten.

Fortsetzung auf Seite 27

32

Aminata Touré (Grüne) ist 32 und als Sozialministerin Schleswig-Holsteins die jüngste Ministerin Deutschlands. 44 Prozent der Landesminister*innen sind Frauen. Eva Treu (CSU) aus Neu-Ulm ist auch 32 und die jüngste Landrätin. Nur 11,2 Prozent in diesem Amt sind Frauen.

Quelle: Deutscher Landkreistag/Helene-Weber-Kolleg



Demo der
Frauenstreik-
Initiative
Strajk Kobiet

2025 bietet die taz zwei Polen-Reisen beide mit Gabriele Lesser und in beiden gibt es Treffen mit Frauen von Strajk Kobiet, in Warschau bzw. in Breslau

WARSCHAU – LODZ – DANZIG

Unsere klassische Polen-Reise startet in der pulsierenden Hauptstadt, geht dann weiter zur zentralpolnischen Industrie- und Arbeiterstadt Lodz, die gerade ihre Identität als „Stadt der Frauen“ entdeckt, und endet in der Hafenstadt Danzig - drei sehr unterschiedliche Metropolen. Sie werden nicht nur zivilgesellschaftlich engagierte Polen und Polinnen treffen, sondern auch Einblick in das jüdische Erbe der drei Städte erhalten.

31. Juli bis 8. August, 1.790 € (DZ/HP/ohne Anreise)

SCHLESIEN: BRESLAU – SCHWEIDNITZ – OPPELN – KATTOWITZ

Sie übernachten in Breslau und in Oppeln und erkunden andere Orte per Bus und Bahn. Bei der Beschäftigung mit der Geschichte der Region und ihren vielfältigen Umbrüchen kommt auch die jüdische Geschichte in Schlesien zur Sprache und die aktuelle Diskussion über die Identität der Schlesier.

13. bis 21. September, 1.790 € (DZ/HP/ohne Anreise)



Reiseleiterin

**GABRIELE
LESSER**

taz-Korrespondentin
in Warschau

Seit 30 Jahren berichte ich als Korrespondentin aus Polen und seinen östlichen Nachbarn. Geboren wurde ich in Frankfurt/Main. Dass es auch einen „Osten“ gab, wurde mir erst so richtig bewusst, als ich 1980 in Köln die Journalistenschule besuchte und in Polen die Werftarbeiter streikten.

Im damaligen Ostblock begann es zu brodeln, und Köln wurde zu einer Metropole der osteuropäischen Dissidenten. Ich wechselte das Studienfach – statt VWL Osteuropäische Geschichte und Politikwissenschaft.

Nach Aufhalten in Polen, Israel und Großbritannien berichte ich seit 1995 für die taz. Die Faszination „Osten“ hat nie nachgelassen. Ein Schwerpunkt meiner Interessen ist die Beschäftigung mit der jüdischen Kultur und Geschichte in Polen.

Nähere Informationen zu allen taz-Reisen im Internet: www.taz.de/tazreisen oder unter Telefon (0 30) 2 59 02-117

taz Verlags- und Vertriebs-GmbH, Friedrichstraße 21, 10969 Berlin



Du und Ich, 2015 Foto: Isabelle Wenzel

33 Jahre alt ist Mira Sievers, die als erste trans Frau in Deutschland Professorin für islamische Theologie wurde. Eine Erfolgsgeschichte. Allerdings berichten 65 Prozent der trans Frauen in Deutschland von Diskriminierung in den letzten 12 Monaten.

Quelle: EU Agency for Fundamental Rights

Fortsetzung von Seite 25

Die Polizeistation als Weihnachtsgeschenk habe ich gebraucht besorgt, auch Bücher und Kleidung suche ich in Zweite-Hand-Portalen. Doch die Schuhe für das ältere Kind, den Beitrag für die Klassenkasse, den Kinobesuch kann ich nicht gebraucht kaufen. Freizeitpark oder Ferienworkshops sind teuer. Natürlich nutzen wir geförderte Angebote und bekommen durch den Berlinpass, den Kinder erhalten, die Transferleistungen beziehen, vergünstigten Eintritt.

Es gibt aber Situationen, da wollen die Kinder machen, was die anderen Kinder machen: in die Kletterhalle gehen oder auf den Rummel, das Spaßbad mit Riesenrutsche besuchen oder mit dem neuen Fineliner mit Radierfunktion schreiben. Das mag zum Überleben nicht notwendig sein, fürs Dazugehören schon.

Falsches Misstrauen

Vor fast 15 Jahren hat das Bundesverfassungsgericht festgestellt, dass die Regelsätze für Kinder zu niedrig sind und das Existenzminimum von Kindern nicht gedeckt ist. Anstatt den Regelsatz anzuheben, überlegte sich die damalige Familienministerin Ursula von der Leyen von der CDU etwas anderes. Sie rief 2011 das Bildungs- und Teilhabegesetz (BuT) ins Leben. Damit die Eltern das Geld nicht direkt bekommen und davon Bier und Zigaretten kaufen, muss es umständlich beantragt werden. Deshalb und weil viele ihren Rechtsanspruch darauf nicht kennen, wird es kaum abgerufen.

Will ich die 15 Euro, die jedem Kind monatlich zustehen, beispielsweise für den Sportverein in Anspruch nehmen, muss ich die Mitgliedsbescheinigung sowie die Quittung der Überweisung an das Jobcenter schicken. Schon oft musste ich anschließend nachhaken, weil die Bearbeitung solange dauerte. 20 Euro gibt es seit Corona zudem monatlich pro Kind als Sofortzuschlag. Leider frisst die Inflation auch das wieder auf.

Mit dem Geld kommt man nicht weit. Ich musste mir die Frage stellen: Soll das ältere Kind einen Schwimmkurs belegen? Oder soll es weiter zum Selbstverteidigungskurs gehen, den es so gerne macht? Beides kann lebensrettend sein. Aber beides auf einmal geht nicht. Die Leistung BuT ist auch nicht übertragbar vom großen aufs kleine Kind, wenn etwa das Baby keinen Kurs macht. Beim Schwimmen hatte ich Glück, ich ergatterte nach vielen Nachfragen einen Platz beim DLRG – für 50 Euro im Jahr plus Aufnahmegebühr. Bei den Berliner Bäder Betrieben, wo viele in der Stadt ihr Seepferdchen machen, kosten 18 Termine fast 200 Euro.

Das Misstrauen gegenüber den Eltern ist übrigens nicht berechtigt, hat eine weitere Bertelsmann-Studie belegt, Direktzahlungen kommen demnach sehr wohl den Kindern zugute.

Ich selbst zwacke regelmäßig meinen eigenen Regelsatz an, um meinen Kindern das zu kaufen, was sie brauchen, um gesund aufzuwachsen. Ich trinke weder Alkohol noch rauche ich. Ich habe keine teuren Hobbys und wüsste auch nicht, wann ich Zeit dafür

hätte. Ich verzichte: kein Latte Macchiato, damit die Kinder zusammen mit Freunden zum neuen hippen Eisladen mit frischen Waffeln gehen können. „Ich brauche nichts“, sage ich und tupfe dem Kleinkind die Eisschlieren von der Wange. Mit einem Taschentuch in der Hand fühlt sie sich nicht ganz so leer an.

Einen solchen Lebensstil habe ich mir vor meiner Mutterschaft nicht vorstellen können. Als ich noch als wissenschaftliche Mitarbeiterin arbeitete, lud ich meine Freund*innen zum Kaffee, Essen oder einen Drink ein, heute laden sie mich ein. Wenn ich damals etwas wollte, kaufte ich es mir. Ich hatte nicht einmal im Kopf, was eine Gurke so kostet. Sie landete einfach im Einkaufskorb.

Heute bin ich Anfang 40 und finde sparsam sein und nachhaltig leben nicht verkehrt. Auch dem Minimalismuskonzept kann ich etwas abgewinnen. Doch meine Kinder sollen sich nicht abgehängt fühlen, weil sie auf gesunde Lebensmittel, Hobbys oder Ausflüge verzichten müssen. Sie sollen selbst entscheiden, wie der Rucksack oder die Schuhe aussehen – und nicht unbedingt das nehmen müssen, was gerade am Flohmarktstand günstig angeboten wird. Mehr Entscheidungsfreiheit, das wünsche ich mir.

Selbst schuld, werden manche sagen, wenn sie diesen Text lesen. Kinder soll man nur kriegen, wenn man sie sich leisten kann.

Würde man dieser Argumentation folgen, sähe es weltweit schlecht aus mit den Geburtenraten. Kinder kosten den Staat immer. Auch Kindergeld, Schulen und Spielplätze sind volkswirtschaftliche Ausgaben. Aber sie lohnen sich. Wissenschaftler des Instituts für Wirtschaftsforschung ifo haben vorgerechnet, dass Familien mit jedem Kind im Durchschnitt ein kleines Vermögen an den Staatshaushalt transfrieren. Ohne sie würden die Sozialsysteme bald kollabieren. Meine Kinder werden dem Staat aller Wahrscheinlichkeit nach mehr bringen als sie kosten – trotz Bürgergeld.

Ich kann meinen Kindern vielleicht nur wenig Materielles bieten, dafür einen sicheren Hafen und unendlich viel Liebe, damit sie sich zu zufriedenen, resilienten, verantwortlichen, demokratischen und konfliktfähigen Erwachsenen entwickeln. Auch Bildung und Wissen kann ich ihnen weitergeben. Ohne diese Basis würde ihnen auch Reichtum wenig Lebenszufriedenheit bringen.

Die Scham abwehren

Es gibt viele unterschiedliche Leistungen des Staates für Familien, aber Alleinerziehende profitieren wenig von ihnen. Unterhalt, Unterhaltsvorschuss, Kinderzuschlag, Bürgergeld und Wohn-geld fressen sich gegenseitig auf. Das Armutsrisiko für Ein-Eltern-Familien steigt seit Jahren. Die Wissenschaftlerin Eva Maria Hohnerlein vom Max-Planck-Institut spricht von „intransparenten Regelungen und sich cannibalisierenden Wechselwirkungen“.

Wütend bin ich trotzdem schon länger nicht mehr. Ich habe mich irgendwie an die Armut gewöhnt. Nur im di-

rekten Vergleich mit anderen Familien, die sich auf Spielplätzen über Urlaubsziele unterhalten oder in der Whatsapp-Gruppe nach weiteren Kindern für den Theaterworkshop am Wochenende fragen, fühle ich sie: die Armut und das Gefühl, nicht dazuzugehören.

Ich dränge das Gefühl weg. Es wäre zu schmerzhaft, sich permanent damit zu befassen. Auch die Scham versuche ich abzuwehren. Ich sage mir, dass diese Form der Familienpolitik beschämend ist und nicht meine Situation. Und doch ist sie da, wie unter einem riesigen Wäscheberg begraben.

Ich habe im Laufe meiner Mutterschaft sehr viele Diskriminierungserfahrungen diesbezüglich gemacht: weiblich, Mutter, alleinerziehend. Du wirst dann anders gelesen, das bietet viel Angriffsfläche. Alleinerziehende sind eben allein, kein Eltern-Team, das gemeinsam auftritt, und damit sind sie verwundbarer – zumindest fühle ich mich manchmal so.

Ob in Arztpraxen, in der Kita, in Beratungsstellen oder anderen Institutionen – alleinerziehende Frauen können diskriminiert werde. Eine Ursache dafür kann der sogenannte Halo-Effekt sein. Man spricht von ihm, wenn man nur eine oder wenige Informationen über einen Menschen hat, beispielsweise dass jemand alleinerziehend ist, und dann weitere Eigenschaften dazu dichtet. Vielleicht liest die Erzieherin in der Kita das Kind anders, wenn sie weiß, dass es in einer Ein-Eltern-Familie lebt und Bürgergeld bezieht. Zu dem Merkmal alleinerziehend kommen dann andere imaginierte Eigenschaften hinzu wie wenig Bildungsressourcen, Überforderung, Überbehütung, psychisch instabil, weil allein und so weiter.

Aktuell suchen wir einen Kitaplatz. Auch da darf ich erst mal dankbar sein, dass die Betreuung in Berlin grundsätzlich kostenlos ist. Die Suche ist nicht einfach. Ich habe eine Zusage für eine private Kita mit vielen Gütesiegeln bei uns um die Ecke. Die Erzieher*innen fahren mit einem gemieteten Bus alle zwei Wochen auf einen Bauernhof. Nice to have – aber pädagogisch nicht zwingend und für Bürgergeldempfängerkinder wie meine von vornherein ausgeschlossen: Neben dem Mittagessen, das in Berlin für Kinder, die soziale Transferleistungen bekommen, übernommen wird, kostet die Kita 94 Euro im Monat. Das haben wir nicht.

Eine andere Kita, die sich Vielfalt auf die Fahnen geschrieben hat und Regenbogenfamilien, Alleinerziehende und kinderreiche Familie ausdrücklich willkommen heißt, nimmt 64 Euro. Eine soziale Staffelung gibt es auch hier nicht. Es ist zu viel, ich suche weiter. Eine Tagesmutter hat Plätze frei und nimmt nur 12 Euro. Doch da ich als Alleinerziehende die Urlaubs- und Krankentage sowie kürzere Betreuungszeiten nicht abfedern kann, klappt es auch hier nicht.

Schuld an der Armut ist nicht etwa die Arbeitslosigkeit, denn 71 Prozent der alleinerziehenden Mütter und 87 Prozent der alleinerziehenden Väter gehen laut Bertelsmann-Stiftung einer Arbeit nach. Ursächlich dafür scheint ein System zu sein, das immer noch von Zwei-Eltern-Familien ausgeht. Ich bin

„

„Ich brauche nichts“, sage ich und tupfe dem Kleinkind die Eisschlieren von der Wange. Mit einem Taschentuch in der Hand fühlt sie sich nicht ganz so leer an

stolz auf meinen Master mit 1,0, gleichzeitig bin ich stolz auf unsere kleine Familie. „Wir sind gut so, wie wir sind“, versuche ich meinen Kindern zu vermitteln. Doch die angebliche Politik gegen Kinderarmut suggeriert genau das Gegenteil: Das Max-Planck-Institut stellte fest, dass unser System vor allem Ehefamilien privilegiert. Dass die neue Bundesregierung das ändern wird, bezweifle ich.

Und die Kindergrundsicherung? Viele fordern sie, vielleicht ohne zu wissen, dass sie keinen großen Mehrwert für Kinder in Armut hätte. Der Regelsatz bliebe eigentlich gleich, lediglich die Struktur würde verändert. Leistungen sollen leichter beantragt werden können, verschiedene Leistungen würden anders zusammengefasst. Das klingt gut, wäre aber nur eine neue Form, keine neue Leistung. Und selbst das wird mit der neuen Regierung wohl nicht mehr kommen.

Ausnahmsweise mal wirklich neue Schuhe

Charity wie Weihnachtsgeschenke von privaten Organisationen, Lebensmittel von der Tafel und Portale für gebrauchte Dinge lassen jüngere Kinder in dem Glauben, sie würden anderen Kindern in ihrem Umfeld in nichts nachstehen. Spürbar wird Armut bei älteren Kindern.

Mein Schulkind achtet besonders auf seine Schulsachen, weil es weiß, dass sie kosten. Zwischen den Jahren war es besonders hart. Das Schulkind stolperte an einer Baustelle so unglücklich, dass es einen dicken blauen Fleck am Knie bekam und die Sohle vom Winterschuh abbriss.

Das Hämatom verblasste wieder, zum Glück ist nichts Schlimmeres passiert. Aber ich musste nach neuen Winterschuhen für die nur noch wenigen Wochen bis zum Frühling Ausschau halten. Ich verbrachte Stunden am Handy, um günstige zu finden, die noch tragbar waren, was man letztlich erst sicher weiß, wenn sie im Paket ankommen. Das Schulkind wollte mir von seinem Taschengeld etwas dazu geben, was ich empört ablehnte. Abends, in einer ruhigen Minute, überkam mich die Trauer darüber, dass es in eine Verantwortung geht, in die es nicht gehen sollte. Letztlich kaufte ich im Ausverkauf neue Winterschuhe für 38 Euro. Mein Schulkind war sehr glücklich über die ausnahmsweise mal wirklich neuen Schuhe aus einem Karton mit knistern-dem Füllpapier.

In meinem Alltag wird klar, dass die Regelbedarfe viel zu niedrig sind, um unser Existenzminimum sicherzustellen. Will ich gesunde Lebensmittel statt Vitaminpillen aus der Drogerie für meine Kinder, will ich einen Sportverein mit der nötigen Ausrüstung statt darauf zu warten, dass der Hort irgendwann mal irgendeine AG anbietet, will ich einen Musikkurs für mein Kleinkind statt ein Soundbuch mit bunten Knöpfen, dann reicht es nicht.

Wenn eine neue Bundesregierung das Thema Kinderarmut nur mit neuen Labeln versieht oder die Leistungen sogar verringert, bleiben meine Kinder arme Kinder. So wie viele andere auch.

34 Der Gender Care Gap ist im Alter von 34 am größten. Frauen verbringen im Schnitt fast neun Stunden am Tag mit Sorgearbeit, Männer drei.

Quelle: DIW

35 Auch der Gender Pay Gap steigt bis zum Alter von 35 an. Frauen verdienen im Schnitt 18 Prozent weniger als Männer.

Quelle: DIW

Ein Essay von Canset İċpinâr

untitled II, bored
at home, 2019
Foto: Isabelle
Wenzel

Meine Großmutter hat 13 Kinder geboren. Sie war außerdem Hebamme in ihrem anatolischen Dorf und hat vermutlich Hunderte Kinder mit auf die Welt geholt. Meine Mutter wiederum hat drei geboren. Ich habe keine Kinder, aber mein Leben ist nicht kinderlos. Mich umgeben Dutzende Nichten und Neffen, sie sind Blutsverwandte unterschiedlichen Grades oder die Kinder meiner Freund*innen. Während die Reproduktiven in meinem Umfeld den deutschen Durchschnitt von 1,38 Kindern pro Frau locker doppeln, gehöre ich zu den – laut Zensus – 20 Prozent kinderloser Frauen in Deutschland.

Meine Utera hat Fragen

Im Umfeld unserer Autorin haben die meisten Frauen Kinder bekommen – sie nicht. In ihrem Essay entwickelt sie einen eigenen Begriff von Mutterschaft

In meinem sozialen Umfeld ist das kein besonders verbreitetes Phänomen. Die meisten Midlifer, die in den Neunzigerjahren Teenager waren und in den Problemvierteln deutscher Großstädte groß geworden sind, haben Kinder bekommen. Sie gehören multiplen Minoritäten an und sind aus ihren nicht besonders privilegierten Ursprungsmilieus aufgestiegen. Warum das relevant ist? Weil das Nichtkinderkriegen in so einem Umfeld keine Frage ist, die als feministischer Emanzipationsakt verhandelt wird.

In der Mehrheitsgesellschaft verhält sich das offenbar anders. Die Welt scheint voll mit Büchern und Studien von und über Frauen zu sein, die sich kritisch mit dem Muttersein beschäftigen, ihre Mutterschaft bereuen oder ihre Kinderlosigkeit feiern.

Ich bin eine Nichtmutter. Ich bereue nichts. Ich feiere nichts. Ich fühle mich nicht frei, weil ich keine Kinder habe. Ich fühle mich nicht unfrei, weil ich keine Kinder habe. Und doch geistert da ständig diese Frage durch meinen Kopf: Was bedeutet Mutterschaft? Vor allem, was bedeutet Mutterschaft für Frauen, die keine Kinder bekommen?

Die Antwort auf die erste Frage glaubte ich – Tor, wie ich war – recht klar beantworten zu können. Kinderkriegen ist narzisstisch. Etwas, das Menschen tun, weil sie sich selbst so toll finden, dass sie glauben, die Welt bräuchte mehr von ihnen. Da ich allgemein keine gute Meinung über die Menschheit hatte, hielt ich Selbstreferenz für kein gutes Motiv für Fortpflanzung.

Doch in der Mitte der statistischen Midlife verändert sich etwas bei mir. Nach dem Abhaken der Basisfragen auf dem Weg zum Erwachsenwerden öffnet sich nach schweren familiären Verlusten eine existenzielle Tür in mir, und mein Körper entwickelt ein Eigenleben. Meine Utera lässt mich nicht in Ruhe. Sie fragt: Wenn hier nichts passiert, was sollen wir dann mit all dieser Fruchtbarkeitspower?

In der Buchhandlung meines Vertrauens finde ich dazu keine Fachliteratur. Die Händlerin nimmt sich Zeit für mich, sie sucht und sucht und sucht. Vielleicht im englischsprachigen Raum? Oder in der Vorschau? Nein, aber ein paar Romane sind in den vergangenen Jahren erschienen. Ich spazierte nach Hause, tauche durch mein

Unterbewusstsein, streife durch Fakten und Fiktion im Netz.

Ich lese eine Studie der Universität Gera aus dem Jahr 2022, in der 1.110 kinderlose Frauen befragt wurden und die zu dem Ergebnis kommt: Die Motive der Frauen, die sich meist schon vor dem 21. Lebensjahr gegen Kinder entschieden haben, haben nichts mit der Gesellschaft zu tun und seien „zutiefst intrapersonell“, also das Ergebnis eines Prozesses, der innerhalb einer Person stattfindet und nur diese betrifft. Und: Diese Frauen sind glücklich. Das ist schön, denke ich, hilft mir aber nicht wirklich weiter.

In Sheila Hetis Roman „Motherhood“ verhandelt die namenlose Protagonistin die Frage, ob sie Mutter werden soll, indem sie immer wieder eine Goldmünze wirft. Ein uraltes Ritual zur Selbstbefragung, das wir Menschen vermutlich nutzen, seit wir Menschen sind, also ein Bewusstsein haben. Aber ich brauche keine Selbstfindung. Zumindest nicht zu der Frage, die sich Heti stellt. Ich kann keine Münze werfen, es gibt mehr als zwei Antworten darauf, was Mutterschaft ohne Kinder bedeutet. Heti verhandelt aber auch die Last der Verantwortung von jüdischen Nachfahren, sich fortzupflanzen. Das ist selbstverständlich nicht vergleichbar, aber ein für mich nachvollziehbarer Punkt. In privilegierten Gesellschaften können Kinder schnell zu Statussymbolen werden, Einzelprojekte, die man sich im Zuge der gelangweilten Adoleszenz zur Selbstverwirklichung anschafft. In Familien mit Minoritätsbezug bedeuten Kinder oft mehr. Sie sind der Segen des Lebens, des Fortbestehens; die Hoffnung darauf, dass die Herausforderungen der vorigen Generationen sich für sie nicht wiederholen, dass die Folgen struktureller Diskriminierung, Armut, Naturkatastrophen

oder Vertreibung sich endlich verwachsen. Der Wunsch nach Kindern ist irgendwie auch der Wunsch nach Heilung. Individuell, vor allem aber kollektiv. Das fühle ich.

Ich werfe mich dramatisch auf die Couch. In meinem Bücherregal steht „Frausein“ von Mely Kiyak. Darin finde ich den Satz: „Ich wollte nie Kinder, ich wollte immer nur schreiben.“ Da blitzt es in mir auf. Ich erinnere mich an den Moment, als ich diese Zeilen das erste Mal las. Es war, als würde jemand Wasser auf mein glühendes Herz schütten.

Ich bereue nichts.
Ich feiere nichts.
Ich fühle mich nicht frei, weil ich keine Kinder habe

Ich teile nicht ihr Motiv, aber das Buch hätte sicher geholfen, als ich als Teenager sagte, dass ich keine Kinder will. Da haben die Frauen in meiner Familie nur geschmunzelt, sich bedeutsame Blicke zugeworfen, ihre Köpfe bewegt, als würden sie ein Geheimnis darin schütteln, und mir manchmal ein „Du bist noch jung, das wird schon“ zugeworfen. Als meine Freundinnen anfangen, Kinder zu bekommen, teilte sich mein Freundesmeer. In die Hälfte, die sich fortpflanzte, und in die andere Hälfte, die noch suchte. Ich wusste nicht, wonach.

Ich freute mich aufrichtig über jede Schwangerschaftsnachricht, aber mein Interesse für die Belange der Schwangeren hielt sich ehrlicherweise in Grenzen. Als gute Freundin versuchte ich, mit Empathie und Verständnis auf ihre

Bedürfnisse zu reagieren. Mag sein, dass mir das mehr oder weniger gelungen ist. Aber es gab stets eine Grenze. Wenn ihre körperliche Transformation im letzten Trimenon ihren Höhepunkt erreichte, war das im Rückblick der Moment, wo sich entschied, ob die Freundschaft hielt oder nicht.

Ich zweifelte nie an meiner Entscheidung, aber ich verstand, dass es eine Zeit der Distanz geben würde. Und dass wir, wie in jeder Beziehung, die Rahmenbedingungen entlang der neu entstandenen Bedürfnisse verhandeln würden müssen. Mit manchen wurde die Beziehung enger, von anderen entfernte ich mich. Ich erlebte aber auch, wie Freundinnen so eng zusammenwuchsen, dass ein Band fürs Leben geknüpft wurde. Zwischen Frauen, die Kinder haben, und Frauen, die keine Kinder haben.

Langsam erinnere ich mich. In meiner Kindheit war es völlig normal, mehr als nur eine Bezugsfrau zu haben, die sich neben der eigenen Mutter um einen kümmerte. Mütter schlossen sich damals zusammen, um sich gegenseitig zu entlasten. Aber oft gehörten zu diesen Bündnissen auch Frauen, die selbst keine Kinder hatten. Sie übernahmen Verantwortung als Tanten, Großtanten, Schwestern, Cousinsen, Freundinnen oder Nachbarinnen. Jede von ihnen war mir ein feministisches Vorbild. Nicht deshalb, weil sie mit der Verweigerung ihrer Reproduktivität das Patriarchat bekämpften, sondern weil jede auf ihre Art mich das Kämpfen lehrte.

Natürlich haben diese Frauen ihre Bündnisse auch aus der Not heraus gegründet. Wenn man als kinderlose Freundin, Schwester oder Cousine unbezahlt in die Kinderbetreuung mit einsteigt, öffnet das der Selbstausbeutung Tür und Tor. Das darf nicht Sinn der Sache sein. Schön ist aber: Man kann Vorbild für nachkommende Ge-

nerationen sein, die mit dem Selbstverständnis aufwachsen, dass Familie über den biologischen Bezug hinausreicht; dass wir durch Solidarität und Gemeinschaft ein besseres Leben haben können – und dass Unabhängigkeit nicht Vereinzelung bedeutet.

In meinem Umfeld hat der Begriff Mutterschaft gerade erneut Konjunktur – und ich bekomme eine Ahnung davon, was das geschüttelte Geheimnis in den Frauenköpfen meiner Familie gewesen sein könnte. Vielleicht ist das Geheimnis, dass es im Leben um mehr als nur sich selbst geht. Die Lebensmitte ist die perfekte Zeit, sich Gedanken über Mutterschaft zu machen – und zwar nicht nur, weil man sich statistisch Richtung Ende der fertilen Phase bewegt, sondern weil viele von uns zu diesem Zeitpunkt die Ressourcen haben, sich um mehr als um sich selbst zu kümmern. Das wiederum ist ein Gedanke, den sich alle Geschlechter zu Herzen nehmen sollten.

Wir können uns entscheiden. Wir können entscheiden, eine Frau zu sein und als solche ein glückliches Leben mit oder ohne Kinder zu führen. Das ist ein Privileg. Es ist aber auch ein Privileg, in die Zukunft zu investieren. Das geht auf vielen Wegen. Von den kleinen Dingen im Alltag zu den großen Fragen der Welt: Übernimmt Verantwortung, seid Vorbilder und lehrt andere zu kämpfen – werdet geistige Mütter. Wenn ihr euch nicht um Kinder kümmern wollt, legt einen Garten an, gründet Nachbarschaftsvereine, schreibt Bücher, geht in die Politik, rettet das Klima, stellt euch gegen Rassisten. Vielleicht macht es euch jemand nach. Vielleicht wachsen wir.

Canset İċpinâr ist Nachrichtenchefin und Chefin vom Dienst für taz.de und leitet die taz Podcasts



37 Jahre alt ist Marieke Reimann. Mit 30 wurde sie Chefredakteurin von Zett, mit 34 zweite Chefredakteurin des SWR. Die weiblichen Machtanteile in den Leitmedien sind zwar gestiegen, liegen aber immer noch bei nur 38,9 Prozent. 2024 gab auch Reimann ihren Posten wieder ab.

„Politik ist auch heute noch männerdominiert“

Anke Rehlinger (SPD) ist Ministerpräsidentin des Saarlands und Bundesratspräsidentin. Ihr ist es wichtig, dass Frauen sich miteinander vernetzen

Das ist eine LandRATswahl, da müssen wir doch mit einem Mann antreten.“ Kein Scherz, das Argument habe ich vor vielen Jahren wirklich gehört. Es war auch kein Plädoyer fürs Gendern, sondern ernst, wenn auch überhaupt nicht böse gemeint.

Machen wir uns nichts vor: Politik ist in der Vergangenheit und manches Mal auch heute noch männerdominiert. Übrigens: Die weibliche Kandidatin hat die Wahl damals gewonnen und wurde LandRÄTIN. Als Frau in der Politik war ich übrigens recht oft von einer weit überwiegenden Mehrzahl von Männern umgeben. In vielen Bereichen, aber noch nicht über-

all, hat sich das geändert. Als ich Verkehrsministerin wurde, war ich zum Beispiel die einzige Frau unter allen

„Als ich Verkehrsministerin wurde, war ich die einzige Frau unter allen Länderkollegen“

Länderkollegen. Das hat sich mittlerweile verändert. Aber das Bundesverkehrsministerium wurde bis heute noch nie von einer Frau geführt. Wie

übrigens auch das Familienministerium noch nie von einem Mann geführt wurde.

Aber ich war als Wirtschaftsministerin auch häufig bei großen Wirtschaftstreffen, vor allem im Industriebereich. Da kam es immer wieder vor, dass ich – abgesehen von Servicekräften – die einzige Frau im Raum war. Mir war und ist das Ansporn, Frauennetzwerke zu schaffen, sich auszutauschen und Kontakte zu knüpfen. Ich bin deshalb zum Beispiel sehr froh, dass meine Partei immerhin zwei Ministerpräsidentinnen stellt (kurzzeitig waren es sogar schon mal vier), während die Union nur Männer hat.

„Frauenfeindliche Zwischenrufe sind keine Seltenheit“

Dorothee Bär ist stellvertretende Vorsitzende der Unions-Bundestagsfraktion. Durch die AfD habe sich der Ton massiv verschärft

Es ist doch bezeichnend, dass die Frage danach, ob das Geschlecht in der Politik eine Rolle spielt, immer noch gestellt wird. Damit ist die Frage eigentlich schon beantwortet: Ja, das Geschlecht spielt eine Rolle. Leider sind wir noch nicht so weit, dass sich diese Frage gar nicht erst stellt.

In meinem Alltag begegnen mir häufig Beispiele, die das bestätigen. In der vergangenen Legislatur musste ich im Plenarsaal des Deutschen Bundestags direkt neben den Abgeordneten der AfD sitzen und habe daher sehr genau mitbekommen, wie sich diese gegenüber Frauen verhalten haben. Interessanterweise kamen sexistische Aus-

„Es gibt Dutzende Beispiele dafür, dass Frauen von der AfD nur aufgrund ihres Aussehens angegangen wurden“

sagen aber nicht nur von den männlichen Abgeordneten, sondern auch und teilweise gerade von den weiblichen. Aussagen, die mich oft sehr erschüttert haben. Aussagen, mit denen sie versuchen, uns beim Thema Gleichstellung zwischen Mann und Frau, um Jahrzehnte zurückzuwerfen. Es gibt Dutzende Beispiele dafür, dass Frauen von der AfD nur aufgrund ihres Aussehens kritisiert und angegangen wurden. Der Ton im Deutschen Bundestag hat sich massiv verschärft. Frauenfeindliche Zwischenrufe sind keine Seltenheit. Das ist nicht akzeptabel. Dem müssen wir entschieden entgegenreten und einen Riegel verschieben.

Der Internationale Frauentag ist eine gute Möglichkeit, um auf diese Missstände aufmerksam zu machen. Eigentlich sollte jeder Tag dazu genutzt werden. Und auch wenn sich bereits vieles zum Positiven verändert hat, sind wir noch lange nicht dort angekommen, wo wir sein sollten. Die Gleichstellung von Mann und Frau bleibt weiterhin eine der großen Herausforderungen. Ich bin dennoch zuversichtlich, dass der Tag kommen wird, an dem die Frage nach dem Geschlecht keine Rolle mehr spielen wird.

„Die richtig schlimmen Kommentare zeige ich an“

Heidi Reichinnek ist Vorsitzende der Fraktion Die Linke im Bundestag. Sie hat nicht nur im Netz mit Sexismus und Hass zu kämpfen

Es gibt immer wieder Momente, da merke ich, dass ich als Frau anders behandelt werde als meine männlichen Kollegen. Wie oft ich online, in den Medien oder im Plenum des Bundestags für mein Aussehen oder mein Auftreten angegangen werde – so was habe ich bei einem Mann noch nicht erlebt. Mir ist zumindest kein Politiker bekannt, der während einer Rede im Bundestag gefragt wurde, ob er sich mal was Ordentliches anziehen kann.

Aber nicht nur im Plenum selbst, vor allem auch online meinen viele Menschen mir mitteilen zu müssen, dass sie meine Kleidung nicht mögen oder ihnen mein Gesicht nicht passt. „Die sieht total verbraucht aus.“ „Die ist voll hässlich.“ „Sieht extrem scheiße aus.“ „Ganz schöner Zinken.“ Das sind nur ein paar Beispiele, was ich da so lesen muss. Dass sich selbst ernannte Konservative, Liberale und Rechte über meinen Pony („Problem-Pony“) aufregen, bin ich schon gewohnt. Ich finde das ziemlich niveaulos und einfach nur lächerlich. Besonders absurd wird es, wenn eine große Zeitung wie die *Welt* kein besseres Thema hat als einen gesamten Artikel über meine Kleidung und mein Aussehen zu schreiben, der natürlich ein kompletter Verriss ist. Da frage ich mich schon, ob es nichts Inhaltliches gibt, worüber wir diskutieren können.

Man kann auch nach jeder Rede von mir die Uhr danach stellen, dass Leute in meinem Büro anrufen oder Mails schreiben und mir den „gut gemeinten“ Ratschlag geben, doch bitte anders zu sprechen, weil man mich dann besser verstehen würde. Wir können gern über die Inhalte meiner Reden diskutieren, aber mir zu sagen, ich solle mich zügeln und nicht so emotional sein, zeigt doch genau, welches Geschlechterbild dahintersteckt: Die Frau soll sachlich, ruhig und brav ihre Argumente vortragen, sonst ist sie eine hysterische Furie und kann nicht ernstgenommen wer-

den. Und dabei soll ich dann auch noch makellos aussehen.

Ich bin ja sehr aktiv auf Tiktok, und sobald meine Videos die übliche Bubble verlassen, kommen auch die sexistischen und widerlichen Kommentare über mein Auftreten. „Die muss mal wieder richtig durchgefickt werden, damit sie sich nicht so aufregt.“ Ich bin da mittlerweile echt abgestumpft und nehme das nicht so ernst. Aber die richtig schlimmen Kommentare melde ich oder ich zeige sie an, denn ich muss mir nicht alles bieten lassen. Vor allem auch, weil die Kommentare unter meinen Videos ja auch von so vielen jungen Frauen gelesen werden und ich nicht möchte, dass sie dadurch ebenfalls runtergezogen werden.

„Mir ist kein Politiker bekannt, der während einer Rede im Bundestag gefragt wurde, ob er sich was Ordentliches anziehen kann“

Ich werde oft gefragt, wie es als junge Frau in der Politik ist und auch wie man sich selbst politisch engagieren kann. Ich muss dann leider immer antworten, dass man in dieser Hinsicht echt ein dickes Fell braucht. Denn auch wenn man die ganzen Kommentare und Beleidigungen ignoriert, dann ist es trotzdem einfach eine große Ungerechtigkeit, dass wir Frauen da anders behandelt werden. Ich versuche einfach nur, anderen ein gutes Vorbild zu sein, mich nicht auf diese Diskussionen einzulassen und vielleicht auch so ein bisschen den Diskurs zu einem freundlichen Umgang miteinander zu verschieben.

Unter Männern

Der Frauenanteil im neuen Bundestag liegt bei nur noch 32,4 Prozent. Wir haben Spitzenpolitikerinnen gefragt, wann ihr Geschlecht im Arbeitsalltag eine Rolle spielt

„Die richtig schlimmen Kommentare zeige ich an“

Heidi Reichinnek ist Vorsitzende der Fraktion Die Linke im Bundestag. Sie hat nicht nur im Netz mit Sexismus und Hass zu kämpfen

Es gibt immer wieder Momente, da merke ich, dass ich als Frau anders behandelt werde als meine männlichen Kollegen. Wie oft ich online, in den Medien oder im Plenum des Bundestags für mein Aussehen oder mein Auftreten angegangen werde – so was habe ich bei einem Mann noch nicht erlebt. Mir ist zumindest kein Politiker bekannt, der während einer Rede im Bundestag gefragt wurde, ob er sich mal was Ordentliches anziehen kann.

Aber nicht nur im Plenum selbst, vor allem auch online meinen viele Menschen mir mitteilen zu müssen, dass sie meine Kleidung nicht mögen oder ihnen mein Gesicht nicht passt. „Die sieht total verbraucht aus.“ „Die ist voll hässlich.“ „Sieht extrem scheiße aus.“ „Ganz schöner Zinken.“ Das sind nur ein paar Beispiele, was ich da so lesen muss. Dass sich selbst ernannte Konservative, Liberale und Rechte über meinen Pony („Problem-Pony“) aufregen, bin ich schon gewohnt. Ich finde das ziemlich niveaulos und einfach nur lächerlich. Besonders absurd wird es, wenn eine große Zeitung wie die *Welt* kein besseres Thema hat als einen gesamten Artikel über meine Kleidung und mein Aussehen zu schreiben, der natürlich ein kompletter Verriss ist. Da frage ich mich schon, ob es nichts Inhaltliches gibt, worüber wir diskutieren können.

Man kann auch nach jeder Rede von mir die Uhr danach stellen, dass Leute in meinem Büro anrufen oder Mails schreiben und mir den „gut gemeinten“ Ratschlag geben, doch bitte anders zu sprechen, weil man mich dann besser verstehen würde. Wir können gern über die Inhalte meiner Reden diskutieren, aber mir zu sagen, ich solle mich zügeln und nicht so emotional sein, zeigt doch genau, welches Geschlechterbild dahintersteckt: Die Frau soll sachlich, ruhig und brav ihre Argumente vortragen, sonst ist sie eine hysterische Furie und kann nicht ernstgenommen wer-

den. Und dabei soll ich dann auch noch makellos aussehen.

Ich bin ja sehr aktiv auf Tiktok, und sobald meine Videos die übliche Bubble verlassen, kommen auch die sexistischen und widerlichen Kommentare über mein Auftreten. „Die muss mal wieder richtig durchgefickt werden, damit sie sich nicht so aufregt.“ Ich bin da mittlerweile echt abgestumpft und nehme das nicht so ernst. Aber die richtig schlimmen Kommentare melde ich oder ich zeige sie an, denn ich muss mir nicht alles bieten lassen. Vor allem auch, weil die Kommentare unter meinen Videos ja auch von so vielen jungen Frauen gelesen werden und ich nicht möchte, dass sie dadurch ebenfalls runtergezogen werden.

„Mir ist kein Politiker bekannt, der während einer Rede im Bundestag gefragt wurde, ob er sich was Ordentliches anziehen kann“

Ich werde oft gefragt, wie es als junge Frau in der Politik ist und auch wie man sich selbst politisch engagieren kann. Ich muss dann leider immer antworten, dass man in dieser Hinsicht echt ein dickes Fell braucht. Denn auch wenn man die ganzen Kommentare und Beleidigungen ignoriert, dann ist es trotzdem einfach eine große Ungerechtigkeit, dass wir Frauen da anders behandelt werden. Ich versuche einfach nur, anderen ein gutes Vorbild zu sein, mich nicht auf diese Diskussionen einzulassen und vielleicht auch so ein bisschen den Diskurs zu einem freundlichen Umgang miteinander zu verschieben.

38 Jahre war in den 1870ern die Lebenserwartung von Frauen in Deutschland. Jetzt sind die Ziffern umgekehrt: heute geborene Frauen werden im Schnitt 83 Jahre alt.

Quelle: Statistisches Bundesamt

bundes talk

Krach zwischen der Ukraine und USA

Über die Spannungen spricht Bernd Pickert mit der ukrainischen Journalistin Anastasia Magasowa und den taz-Korrespondent*innen Inna Hartwich aus Moskau und Eric Bonse aus Brüssel.



Podcast hören:
www.taz.de/bundestalk

„Wir dürfen uns nicht in erster Linie als Konkurrentinnen sehen“

Isabel Schnabel ist nach Christine Lagarde die wichtigste Frau in der Europäischen Zentralbank. Ein Gespräch über Geldpolitik, Solidarität und Feminismus

Gespräch **Patricia Hecht** und **Beate Willms**

Der Eingang ins Gebäude der Europäischen Zentralbank EZB in Frankfurt am Main ist strikt reglementiert, durch zwei Sicherheitsschleusen hindurch geht es ins Innere. Drin ist es kühl, Stahlstreben und viel Glas prägen die Atmosphäre. Aus der 39. Etage, in der Isabel Schnabel ihr Büro hat, wirkt die unten liegende Stadt im blassen Februarlicht weit weg. Erst als die Tür zum Büro geschlossen ist, wird es fast gemütlich. Da wir das Gespräch vier Wochen vor Erscheinen führen und dazwischen eine Zinsentscheidung ansteht, haben wir vereinbart, die aktuelle Politik der EZB außen vor zu lassen.

taz: Frau Schnabel, erinnern Sie sich daran, wann Sie das erste Mal Geld in der Hand hatten?
Isabel Schnabel: Das muss im Grundschulalter gewesen sein. Ich bin mit meinem Taschengeld oft an die Bude gegangen und habe Süßigkeiten gekauft oder Eis am Stiel.

taz: Geld war für Sie einfach Zahlungsmittel, das Ihnen Konsum ermöglicht hat?
Schnabel: Genau. Mein Vater hat allerdings großen Wert darauf gelegt, dass ich früh anfangen, mich mit Geld zu beschäftigen, obwohl mich das als Jugendliche gar nicht so sehr interessiert hat. Er hat mir dann später eine Banklehre empfohlen, als ich nach der Schule noch nicht so genau wusste, was ich machen wollte. Eines seiner Argumente war, dass ich lernen sollte, wie man mit Geld umgeht.

taz: Hatten Sie den Eindruck, er sorgt sich besonders um Sie als Mädchen?
Schnabel: Meinem Bruder hat er den Vorschlag jedenfalls nicht gemacht. Das hat mich schon ein bisschen geärgert. Bei meinem Bruder wurde es eher als selbstverständlich angenommen, dass er mit Geld umgehen kann. Aber am Ende des Tages war die Empfehlung meines Vaters ja vielleicht ein Grund, warum ich in einem männerdominierten Bereich gelandet bin.

taz: Stimmt es denn, dass sich Frauen zu wenig mit Geld beschäftigen?
Schnabel: Ich glaube schon. Frauen haben im Schnitt eine geringere finanzielle Bildung als Männer. Das ist ein Problem. Es kann dazu führen, dass sie schlechtere finanzielle Entscheidungen treffen und womöglich leichter in eine finanzielle Notlage geraten. Sie sind beispielsweise häufiger von Altersarmut bedroht. Für Frauen ist finanzielle Vorsorge daher besonders wichtig.

taz: Sind Frauen selbst daran schuld, wenn sie finanziell schlechter dastehen?
Schnabel: Es gibt viele strukturelle Gründe wie unterbrochene Erwerbsbiografien aufgrund von Mutterschaft oder der Pflege von Älteren. Außerdem arbeiten Frauen deutlich häufiger in Teilzeit. Solche Faktoren tragen dazu bei, dass Frauen ein niedrigeres Einkommen und eine kleinere Rente haben. Die zu geringe Beschäftigung mit Geldfragen hat auch viel mit dem traditionellen Rollenverständnis zu tun. Aber es gibt eine Eigenverantwortung. Genauso, wie man sich mit der Ge-

sundheit beschäftigt, muss man sich mit den Finanzen beschäftigen. Heute gibt es viele Möglichkeiten, sich zu informieren, zum Beispiel über Podcasts oder Youtube-Kanäle.

taz: Sie selbst bestimmen heute die Finanzierungsbedingungen von 350 Millionen Menschen im Euroraum mit – denn die Aufgabe der EZB ist es, dafür zu sorgen, dass sich die Inflation in Grenzen hält. Von 26 Mitgliedern im Direktorium sind nur zwei Frauen, Christine Lagarde und Sie. Machen Sie eine andere Geldpolitik als Männer?
Schnabel: Die Forschung zeigt, dass sich Männer und Frauen im ökonomischen Bereich durchaus unterschiedlich verhalten. Es kann also schon sein, dass sich Geldpolitik ändert, wenn mehr Frauen in die Gremien kommen. Entscheidend ist die Diversität – auch die Diversität von Sichtweisen und Erfahrungen. Das macht die Entscheidungen robuster.

taz: Was genau machen Frauen in Finanzentscheidungen anders als Männer?
Schnabel: Frauen sind in ihren finanziellen Entscheidungen risikoscheuer und haben eine größere Angst vor Verlusten. Das führt beispielsweise dazu, dass sie weniger am Aktienmarkt investieren und dadurch geringere Renditen erzielen. Frauen trauen sich bei Finanzentscheidungen auch weniger zu. Die Verbesserung der finanziellen Bildung wäre daher für Frauen besonders wichtig.

taz: Gibt es eine feministische Geldpolitik?
Schnabel: Ehrlich gesagt habe ich mich mit der Frage noch nicht beschäftigt. Tatsächlich hat die Geldpolitik früher vor allem auf die Gesamtwirtschaft geschaut, etwa auf das Bruttoinlandsprodukt oder den gesamtwirtschaftlichen Konsum. Mittlerweile hat sich die Forschung weiterentwickelt und blickt mehr auf die sich dahinter verborgende Heterogenität. Wir wissen beispielsweise, dass ärmere Menschen besonders stark von steigenden Energie- und Lebensmittelpreisen betroffen sind. Vermutlich gibt es auch merkliche Unterschiede über die Geschlechter hinweg.

taz: Wie holen Sie mehr Frauen in die EZB?
Schnabel: Wir haben als Institution ein starkes Interesse an Chancengleichheit. Das bedeutet nicht immer eine Fifty-fifty-Verteilung, aber wir haben den Anspruch, die Gesellschaft, für die wir Entscheidungen treffen, auch zu repräsentieren und so alle Talente zu nutzen. Daher haben wir auf allen Hierarchieebenen Zielvorgaben formuliert. Um da tatsächlich hinzukommen, sollen rund die Hälfte der Neueinstellungen und Beförderungen Frauen sein, sofern wir unterhalb der Ziele liegen.

taz: Was tun Sie sonst?
Schnabel: Wir versuchen, Hürden abzubauen. Oft geht es dabei um Hindernisse wie fehlende Kinderbetreuung. Die EZB ist da gut aufgestellt mit Angeboten ab dem Babyalter und einer Eu-

.....
Isabel Schnabel

Karriere
Schnabel ist Professorin für Finanzmarktökonomie an der Rheinischen Wilhelms-Universität in Bonn und Mitglied des Direktoriums der Europäischen Zentralbank.

Position
Von 2014 bis 2019 war sie als eine der sogenannten Wirtschaftsweisen Mitglied im Sachverständigenrat Wirtschaft, der die Bundesregierung berät. Dort stimmte sie anfangs immer auf einer Linie mit der neoklassischen Mehrheit, gegen den von den Gewerkschaften nominierten Keynesianer Peter Bofinger, der beispielsweise Mindestlohn und Konjunkturprogramme forderte.

Flexibilität
2018/19 trat sie dann allerdings mit Bofingers Nachfolger Achim Truger gegen die anderen für eine Reform der Schuldenbremse und eine stärkere Konjunkturpolitik ein. Ihre Positionen passen zum „flexiblen Pragmatismus“, der ebenso auf Markt-Instrumente, wie etwa CO₂-Preise, wie auch auf öffentliche Investitionen oder marktkonforme Sozialleistungen setzt.

Privates
Isabel Schnabel ist mit dem Ökonomen Reinhold Schnabel verheiratet, das Paar hat drei Töchter.
.....

ropäischen Schule. Zudem ist uns aufgefallen, dass sich Frauen seltener für Beförderungen beworben haben. Wenn sie Stellenausschreibungen lesen, zweifeln sie stärker als Männer daran, ob sie alle Kriterien perfekt erfüllen. Wir fordern Frauen heute deutlicher auf, sich zu bewerben. Diese Strategie hat sich als sehr erfolgreich erwiesen.

taz: Sind die Gehaltsunterschiede in der EZB transparent?
Schnabel: Wir sind Teil des öffentlichen Dienstes mit klaren Gehaltsklassen, die bestimmten Qualifikationen und Aufgaben zugeordnet sind. Außerdem gibt es Zulagen, die zum Beispiel von der familiären Situation abhängen, aber nicht vom Geschlecht.

taz: Wie gehen Sie mit der Verantwortung um, dass Ihre Entscheidungen das Leben so vieler Menschen beeinflussen?
Schnabel: Als ich 2019 erfuhr, dass ich für das EZB-Direktorium nominiert würde, kam ich gerade mit dem Zug am Bonner Hauptbahnhof an und sah dort die Menschen, die mir entgegenkamen. Da dachte ich: In Zukunft muss ich Entscheidungen fällen, die alle diese Menschen betreffen! Das ist eine vollkommen andere Rolle als die einer Wissenschaftlerin und mit viel Verantwortung verbunden. Ich nehme meine Arbeit wahnsinnig ernst und versuche, alle Entscheidungen nach bestem Wissen zu treffen.

taz: Sie waren 15 Jahre an verschiedenen Unis in Deutschland und den USA tätig, ab 2007 als Professorin, wurden auch in den Sachverständigenrat der Bundesregierung für Wirtschaftsfragen berufen. Während dieser Karriere waren Sie immer eine von wenigen Frauen, oft die einzige – wie bei den sogenannten Wirtschaftsweisen.
Schnabel: Je weiter man nach oben kommt, desto weniger Frauen gibt es. Das ist noch immer so. Und das prägt die Art der Kommunikation. Ein Beispiel waren die Forschungsseminare an der Uni, wo es damals oft nur männliche Professoren gab. Der Ton war dort oft sehr rau und aggressiv. Mich hat das als junge Wissenschaftlerin gestört, und ich weiß, dass es meinen Kolleginnen ähnlich ging.

taz: Wie sind Sie damit umgegangen?
Schnabel: Ich habe es damals einfach akzeptiert, aber es hat mich verunsichert. Man muss sich eine Karriere zutrauen. Manche Frauen kommen mit einem männerdominierten Umfeld besser klar als andere. Aber es gibt auch Frauen, die von ihrer Persönlichkeit her anders sind. Manche meiner Kolleginnen sind damals von der Universität weggegangen.

taz: Ändert sich der Ton, wenn eine zweite Frau dabei ist?
Schnabel: Ja, dadurch verändert sich die ganze Gesprächsatmosphäre. Das gilt besonders, wenn die Institution oder das Gremium von einer Frau geleitet wird wie hier bei der EZB. Bei uns kann Christine Lagarde den Ton setzen. Es beeindruckt mich sehr, wie es ihr gelingt, ein so inklusives, freundliches Klima zu schaffen.

taz: Gibt es zwischen Ihnen beiden so was wie weibliche Solidarität?
Schnabel: Auf jeden Fall. Wir haben ein enges persönliches Verhältnis. Wir sprechen auch über private Themen und sind uns sehr vertraut. Sie hört mir zu, wenn ich ein Anliegen habe. Ich kann immer zu ihr gehen und sie nimmt sich die Zeit, obwohl sie extrem beschäftigt ist.

taz: Ist das anders mit männlichen Kollegen?
Schnabel: Es gibt eine Reihe von männlichen Kollegen, zu denen ich ein ähnlich vertrauensvolles Verhältnis habe, aber es ist schon anders. Es gibt eine größere emotionale Nähe unter Frauen.

taz: Wie wichtig sind weibliche Netzwerke in Ihrer Branche?
Schnabel: Sehr wichtig. Ich habe lange gebraucht, um das zu verstehen. Heute bin ich in vielen informellen Frauennetzwerken. Ganz wichtig ist, dass man dort auch jüngere Frauen einlädt und sich gegenseitig fördert. Die ehemalige US-Außenministerin Madeleine Albright sagte einmal, für Frauen, die anderen Frauen nicht helfen, sei ein besonderer Platz in der Hölle reserviert. Wir dürfen uns nicht in erster Linie als Konkurrentinnen sehen, sondern müssen uns gegenseitig unterstützen. Ich selbst habe von einer weiblichen Mentorin profitiert, die dann später eine Kollegin an der Universität Mainz wurde.

taz: Sie springen anderen auch zur Seite. Während der Pandemie hat Ihre Kollegin Isabella Weber von der University of Massachusetts, eine linke Ökonomin, damals Mitte 30, vorschlagen, die Inflation mit strategischen Preiskontrollen zu bekämpfen. Weil das allen Lehrbüchern widersprach, hat unter anderem der Wirtschaftsnobelpreisträger Paul Krugman sie öffentlich als „truly stupid“ abgekanzelt.
Schnabel: Ich fand diesen Umgang mit Isabella Weber unerträglich. Und ich hatte den Eindruck, dass man mit einem Mann anders umgegangen wäre. Das darf einfach nicht sein. Ich habe die Meinung zu Preiskontrollen zwar nicht geteilt, aber wir müssen doch auch über unkonventionelle Ideen nachdenken können. Da ging es vermutlich auch um Machterhalt, um Meinungsführerschaft. Generell fände ich es verheerend, wenn sich Frauen deswegen nicht mehr trauen würden, dem Mainstream zu widersprechen.

taz: Hatten Sie selbst auch schon den Eindruck, dass Sie anders behandelt werden, weil Sie eine Frau sind?
Schnabel: In den sozialen Medien erlebe ich das andauernd. Ich werde zum Teil überschüttet mit sexistischen Kommentaren. Ich schalte die Leute dann stumm. In meinem engeren beruflichen Umfeld kenne ich das aber nicht.

taz: Gab es darüber hinaus andere Nachteile, die Sie erlebt haben, weil Sie eine Frau sind?
Schnabel: Zu Beginn meiner Laufbahn, im Studium, war ich fest davon überzeugt, dass es keine Rolle spielt, ob man ein Mann oder eine Frau ist. Ich dachte,

40 Jahre alt war die Frankfurterin, die ihr Mann 2023 mit 60 Messerstichen mutmaßlich heimtückisch ermordete. 938 versuchte Femizide wurden im selben Jahr in Deutschland erfasst, davon endeten 360 tödlich.

Kind und Karriere, Frau sein und Frau bleiben – wie geht das? Die Fotografin Isabelle Wenzel, geboren 1982, ist auch ausgebildete Akrobatin und findet für jede Lebenslage ein Bild. Wenzel treibt stereotype weibliche Rollen (Hausfrau, Sekretärin, Pin-up) auf die Spitze – und macht sie dadurch sichtbar.
Foto: untitled, I fall for you 4, 2024
Isabelle Wenzel

ich muss einfach nur gut genug sein, dann schaffe ich das. Damals stand ich auch der Frauenförderung nicht besonders positiv gegenüber. Es dauerte, bis ich gemerkt habe, dass es eine Reihe von geschlechtsspezifischen Barrieren gibt. Ich hatte zum Beispiel in meiner gesamten Unilaufbahn in Deutschland keine einzige Professorin, ich hatte also keine Rollenvorbilder. Besonders deutlich wurde es dann, als die Kinder kamen. Ich habe drei Töchter, das heißt, dass ich rund sechs Jahre entweder schwanger war oder gestillt habe. Die Zeit zwischen 32 und 38 Jahren war sehr anstrengend für mich. Und das war genau die Zeit, in der man typischerweise akademisch Karriere macht. Wenn ich morgens vollkommen abgehetzt ins Büro kam, hatte ich längst meinen ersten Großeinsatz hinter mir. Damit habe ich manchmal gehadert. Auch das Reisen war nicht einfach, als die Kinder klein waren. Ich hatte auch keine so große Lust darauf, ich wollte ja gerne bei der Familie sein.

taz: Wie haben Sie es trotzdem hinbekommen?

Schnabel: Mein Doktorvater Martin Hellwig hat dabei eine große Rolle gespielt. Schon während meiner Promotion – also vor den Kindern – hat er mir dabei geholfen, Netzwerke aufzubauen. Ich habe damals noch gar nicht verstanden, wie wichtig das ist. Als dann die Kinder kamen, hat er mir vollkommene Flexibilität gelassen.

taz: Wie schnell sind Sie wieder in den Beruf zurück?

Schnabel: Sehr schnell. Beim ersten Kind saß ich direkt wieder am Computer. Beim zweiten habe ich meine Tochter zu Beginn viel mit ins Büro genommen. Und beim dritten war ich schon Professorin, da bin ich dann in der Stillzeit mit Baby mit der Bahn von Bonn nach Mainz gependelt. Allein den Kinderwagen in diese alten Züge hineinzuwuchten war eine echte Herausforderung. Alle Pendler kannten mich – die Frau mit dem Baby! An der Uni hatte ich viele Leute, die mich unterstützt haben. Während der Veranstaltungen habe ich manchmal Studierende eingestellt, die das Baby betreut haben. Ich habe auch in der Sprechstunde gestillt.

taz: Hat Ihr Mann die Kinder auch mit zur Arbeit genommen?

Schnabel: Nein, weil ich ja gestillt habe. Aber ohne ihn wäre es nicht gegangen. Mein Mann hat sich immer sehr stark eingebracht, in den letzten Jahren sogar deutlich mehr als ich. Ich arbeite ja jetzt in Frankfurt, aber unsere Familie ist weiter in Bonn. Außerdem haben wir seit über 20 Jahren eine wunderbare Kinderfrau, die jeden Tag bei uns war und uns unglaublich viel geholfen hat.

taz: Eine Kinderfrau muss man sich aber leisten können.

Schnabel: Am Anfang ging fast ein Gehalt dafür drauf. Aber es wird manchmal übersehen, dass bezahlte Kinderbetreuung auch eine Investition ist. Damit bleibt man auf dem Karrierepfad. Und ich wusste immer, dass meine Kinder sehr gut aufgehoben sind. Deshalb hatte ich auch nur selten ein schlechtes Gewissen.

„Ich habe lange gebraucht, um zu verstehen, wie wichtig weibliche Netzwerke sind“



taz: Mussten Sie wegen der Doppelrolle als Mutter und Ökonomin Kompromisse machen?

Schnabel: Dauern. Man darf nicht den Anspruch haben, in jeder Rolle jederzeit absolut perfekt zu sein, dann scheitert man an seinen eigenen Ansprüchen. Aber leicht ist mir das nicht immer gefallen.

taz: Wo haben Sie Abstriche gemacht?

Schnabel: Vor allem bei mir selbst – viel Zeit für mich hatte ich nicht. Und das selbe galt für meinen Mann. Aber wir haben auch gelernt, effizient zu sein. Abends haben wir unsere Kinder schon mal mit Strumpfhosen ins Bett gelegt, damit es morgens schneller geht.

taz: Haben Sie je den Vorwurf gehört, eine Rabenmutter zu sein?

Schnabel: Unterschwellig ja. Aber den Schuh habe ich mir nicht angezogen. Der Kinderarzt und Autor Remo Largo hat sinngemäß einmal gesagt, es sei vor

allem wichtig, glücklich und ein gutes Vorbild zu sein. Kinder machen nach, was sie sehen. Und ich glaube, ich bin für meine Töchter eine gute Mutter.

taz: Sie haben ein paar Jahre gebraucht, um sich Feministin zu nennen. Wie ist das bei Ihren Töchtern?

Schnabel: Meine Töchter sind mit dem Wissen groß geworden, dass man als Frau alles erreichen kann, was man möchte. Natürlich haben sie sich ab und zu beklagt, dass ich weniger zu Hause bin als andere Mütter. Aber eigentlich finden sie toll, was ich mache, und nehmen es auch als Ansporn. Meine Töchter sind echte Feministinnen, die sich beschweren, wenn sie benachteiligt werden. Das hätte ich mich in ihrem Alter nicht getraut, aber natürlich hat sich die Welt in dieser Hinsicht auch verändert.

taz: Und wie bringen Sie ihnen das Thema Geld näher?

Schnabel: Mein Mann und ich sind beide Ökonomen, und wir haben häufiger über den Umgang mit Geld gesprochen. Aber Geldanlage empfanden sie eher als lästig. Heute studieren zwei meiner Töchter VWL, dadurch sind sie automatisch näher an diese Themen herangerückt.

taz: Mark Zuckerberg hat kürzlich gesagt, es brauche wieder mehr „maskuline Energie“ in Unternehmen. Macht Ihnen das Sorgen, auch in Bezug auf Ihre Töchter?

Schnabel: Das macht mir große Sorgen. Es besteht die Gefahr, dass wir gesellschaftlich wieder Rückschritte machen, obwohl wir bei Weitem noch nicht da angekommen sind, wo wir hinwollen. In den USA ist das im Moment stärker ausgeprägt als bei uns. Aber es schwappt rüber. Für die EZB kann ich sagen, dass wir fest hinter unserer Diversitäts- und Inklusionsstrategie stehen.

41

Ab 40 Jahren verändert sich bei Frauen die Struktur der Knochen, Brüche werden wahrscheinlicher.

Quelle: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung

42

Im Vergleich zu 1990 hat sich die Zahl der Mütter ab 40 in Deutschland fast vervierfacht.

Quelle: Statistisches Bundesamt

Die eigene Stärke fühlen

Kampfsportlerin Julia Schnetzer steigt in den Ring, um sich zu hauen. Der Sport diszipliniert und macht sie auch stark für die Krisen der Welt

Aus Bremen **Tanja Tricarico**

Schmerzen gehören für Julia Schnetzer dazu. Blaue Flecken, ein Bänderriss, ein blaues Auge. „Normal“ in Schnetzers Alltag. Sie ist Kampfsportlerin, vor allem Kickboxerin. Auch in der Disziplin MMA – Mixed Martial Arts – ist sie mittlerweile unterwegs. Dort sind neben Schlägen und Tritten auch Würfe, Würgegriffe und Hebel – erlaubt. Es geht ums Kämpfen, um intimste Situationen. Intim deswegen, weil die Gegnerin oder der Gegner sekundenlang auf dem Gesicht der Kontrahentin sitzen kann. Weil es in manchen Disziplinen dazugehört, mit beiden Armen den Hals zu umklammern, sodass die Blutzufuhr zum Gehirn abgeschnürt wird. Vollkontakt, um die Gegnerin zu bezwingen, bis sie aufgibt.

Schnetzer, ihr dunkelblondes Haar hat sie zum Zopf gebunden, die Seiten rasiert, Tätowierungen zieren ihre Arme und Beine. Ihre Augen leuchten, wenn sie von ihrem Sport erzählt. Was ist ihre Motivation? Das ist doch Gewalt. „Klar ist das Gewalt in diesem Sport, wir hauen uns im Ring“, sagt Schnetzer und lacht. Und manchmal sei es wirklich absurd, wenn sie darüber nachdenkt, dass sie sich genau auf solch eine Situation vorbereitet.

Sie weiß, dass das für Außenstehende irritierend wirken kann. Das hört sie auch aus ihrer Familie. Ihre Mutter macht sich Sorgen, wenn sie kämpft. Wegen der Verletzungen, sagt sie. Und ihr Onkel findet ihre Sportwahl sowieso nicht gut. Zu krass für eine Frau. An-

dererseits bekommt sie von ihren Neffen und Nichten Pluspunkte. „Die finden das cool“, sagt sie. Warum? Geht es darum, Energie loszuwerden oder um Wettkampf: gegeneinander antreten und kämpfen? Eher doch darum, sich selbst zu spüren und die eigene Stärke auszutesten und wahrzunehmen.

Schnetzer hat Tresendienst an diesem Dienstagnachmittag. Die Halle, in der sie trainiert – das Gym, wie die Kampfsportler hier sagen –, liegt in einem Industriegebiet mit wuchtig-nüchternen Containerbauten in Bremen. Vor 20 Jahren war hier der Konzern Siemens angesiedelt, sagt einer der wenigen Passanten, die in dieser Gegend spazieren gehen. Heute sind Start-ups vor Ort, verschiedene Firmen aus der Logistik. Der Luftfahrtkonzern Airbus hat hier einen Standort. Und hier liegt die Trainingshalle von Grapple & Strike.

Drinne kümmert sich Schnetzer um die Trainierenden. Zum Beispiel um die, die ein Probetraining vereinbaren wollen. Und natürlich um die, für die das Gym zum Alltag gehört. Die Stimmung ist herzlich, man kennt sich. Schnetzer ist heute auch Co-Trainerin einer Kickbox-Frauengruppe. Das Training ist als Einstieg in den Sport gedacht. Denn eigentlich sollen Männer und Frauen gemeinsam trainieren. „Wer nicht mit Frauen trainieren will, hat hier keinen Platz“, sagt Schnetzer. Eine Ansage, die in der Kampfsportszene nicht selbstverständlich ist.

3-2-1. Dann läuft der Countdown drei Minuten. Der Ton, der das Ende der Runde einlei-

tet, ist monoton, statisch. Genau das Gegenteil von dem, was auf der Matte passiert. In Bewegung bleiben, keine Diskussion, einfach machen. Fünf Frauen sind heute zum Training gekommen. Zu zweit üben sie, Schläge abzuwehren und auszuteilen, mit den Fäusten, mit den Beinen. „Die Schritte geben uns die Power“, sagt Schnetzer.

Die Gesichter rot angelaufen. Der Schweiß läuft. Trinkpause. Es ist anstrengend, es wird trotzdem – oder vielleicht auch gerade deswegen viel gelacht. Gemeinsam kämpfen, gemeinsam leiden, zusammen Stärke fühlen. Weiter geht's mit der immer gleichen Übung: Links mit der geballten Faust die Gegnerin angreifen, dann mit der rechten, wieder mit der Linken. Dann mit einem Kick mit dem Bein auf den Oberschenkel der Gegnerin zielen. Wer nicht angreift, ist in Abwehr. Dann wird im Team gewechselt.

Knieschoner, Boxhandschuhe, Mundschutz – diese Montur soll den Körper schützen. Aber diesen mit der Ausrüstung in Einklang zu bringen, ist für Anfängerinnen bereits eine Herausforderung. Kampfsport ist Teamwork. Im Training ist es kein gegeneinander, sondern ein miteinander. „Ich lerne von meinem Partner“, sagt Schnetzer.

Schnetzer ist völlig klar in ihren Aussagen, klar in ihrer Haltung. Sie strahlt keine Härte aus, aber Bestimmtheit

Die Koordination von Kopf, Armen und Beinen erfordert Konzentration, Disziplin und blendet alles aus, stoppt das eigene Gedankenkarussell. „Drilling“ nennt Schnetzer die Einheit. Also immer wieder denselben Ablauf zu üben, bis der Körper den „automatisch abspult“. Sonst kann es weh tun. Alle, die zum Training kommen, kennen das. Eine Teilnehmerin hatte vor Kurzem einen Rippenbruch und konnte viele Wochen nicht trainieren. Kampfsport ist kein Hobby, das kurzfristig funktioniert.

Kämpfen, schickt sich das überhaupt für Frauen? Das ist vielleicht eine seltsame Frage im Jahr 2025. Aber an der Sicht, Frauen als weich, zurückhaltend, als lieb zu betrachten, hat sich nicht viel geändert. Aggressive Frauen haben sowieso einen schlechten Ruf. Aber ohne Aggressivität geht es nicht im Kampf. Schnetzer ist klar in ihren Aussagen, klar in ihrer Haltung. Sie strahlt keine Härte aus, aber Bestimmtheit. Bestimmt ist sie auch darin, im Wettkampf siegen zu wollen. „Ich will besser sein, an diesem Tag“, sagt sie. Das ist in fast jedem Hochleistungssport so, auch in dem Sport, bei dem man sich nach Regeln bewusst schlägt.

An diesem Nachmittag ist das Level der Kämpfenden sehr unterschiedlich. Die eine wird im April ihren ersten Kampf bestreiten, hofft Schnetzer. Eine Teilnehmerin ist noch nicht so lange dabei. Und deutlich älter als ihre Trainingspartnerinnen. Ihre Bewegungen sind langsamer, zögerlicher. Grenzt Alter beim Kampfsport aus? Schnetzer ist heute 40. Richtig eingestiegen ist sie erst vor knapp 6 Jahren.

Alter ist ein Thema im Wettbewerb. Sie wurde für ein „match“ im Kickboxen auch schon mal abgelehnt, weil ihre Gegnerin rund 15 Jahre jünger gewesen wäre. Kränkt sie das? Nein, sagt Schnetzer. „Aber ich hätte das gerne selbst entschieden.“ Ohnehin gibt es wenig Frauenkämpfe, da schlicht die Kämpferinnen fehlen. Dreimal hat Schnetzer verloren, einmal gewonnen, einmal ging der Kampf unentschieden aus. Sie will wieder kämpfen. Und zwar bald. Schnetzer tritt in der Gewichtsklasse bis 60 Kilo an. In dieser Liga gibt es zwar mehr Gegnerinnen, aber immer noch zu wenige.

Auf der Matte lobt Schnetzer, motiviert nach jedem Treffer und jeder gelungenen Abwehr. „Viele Frauen brechen nach den ersten Trainingsstunden ab, weil es dauert, bis die Techniken klappen.“ Das liegt nicht nur an der Anstrengung und der Disziplin, sondern auch vor allem an der Atmosphäre, die in vielen Gyms herrscht. Das ist in Bremen anders. Videos und Fotos aus dem Gym, in denen oberkörperfrei rumgeposet wird, soll es aus der Halle, in der Schnetzer trainiert, nicht geben. Trainingserfolge ja, aber keine Angeberei.

Überhaupt: Das Klischee von der modrig-verruchten Untergrundbutze, in der der Schweiß an der Decke klebt und die nur die Härtesten reinlässt, wird im Industriegebiet in Bremen nicht bedient. Stattdessen Tageslicht, ein heller Raum, alles wirkt sehr aufgeräumt und sortiert. Rockymäßig ist in diesem Gym nahezu nichts. Vielleicht noch Schnetzers knallrotsanftschimmernde kurze Hose, die sie im Training trägt.

Aber die Klischeebude kennt sie auch aus eigener Anschauung. 2009 hat sie mit Thai-boxen angefangen. Ein Freund hat sie damals mitgenommen. Frauen waren damals wie heute die Minderheit im Kampfsport. Ihre Trainingspartner: Türsteher, Leute, die zwischendurch mal verschwanden, weil sie im Knast waren. Respekt bekam Schnetzer vor allem, weil sie mit ihm – einem Freund – da war. Dass einem mit Respekt begegnet wird, sei auch eine Motivation, warum sie überhaupt angefangen hat. Früher, sagt sie, war sie nicht so selbstbewusst.

Im anderen Leben ist Schnetzer Meeresbiologin. Sie war auf Forschungsschiffen unterwegs, hat Korallen, Haie beim Tauchen gesehen. Ihre Tätowierungen erzählen die Geschichten ihres Lebens. Zum Beispiel die beiden fliegenden Fische auf ihrem Oberarm, die einen Anker umrunden. Zuletzt war Schnetzer auf Tour im Atlantik. Sie hat beobachtet, dokumentiert, wissenschaftliche Erhebungen gemacht. Passen Forschung und Kampfsport, beide Lebenswelten, zusammen? „Ich kämpfe für den Meeresschutz, ich kämpfe auf der Matte“, sagt sie.

Und: Körperliche Fitness hilft auch auf dem Schiff. „Ich bin bestimmt stärker als andere“, sagt Schnetzer. Und das meint sie ganz praktisch. Wenn sie ein schweres Möbelstück bewegen will, braucht sie keinen Mann um Hilfe zu bitten. Es geht um die Extrameile, darum, die eigene Grenze zu kennen und diese auch ab und an zu überwinden. Ums Durchhalten und ums Nichtaufgeben. „Ich habe die Folgen des Klimawandels gesehen“, sagt Schnetzer. „Mein Sport hilft mir auch, damit besser umzugehen.“



Ich, heute so, 2023 Foto: Isabelle Wenzel

| 43,5

Die bayerischen Lesben, die 2023 heirateten, waren im Schnitt 43,5 Jahre alt und damit knapp zwölf Jahre älter als die Frauen bei Hetero-Hochzeiten. Das lässt sich damit erklären, dass viele gleichgeschlechtliche Paare lange darauf gewartet haben, heiraten zu dürfen.

Quelle: Bayerisches Landesamt für Statistik

Mein bestmöglicher Mann

Eigentlich hat unsere Autorin genug vom Optimierungswahn, bei ihrem Mann versucht sie's trotzdem seit Jahren. Eine Handreichung für Perfektion in allen Lebenslagen

Von **Harriet Wolff**

Das Optimieren, das Verbessern von allem und jedem und jeder habe ich im leicht fortgeschrittenen Alter satt. Nicht wegen der vermeintlichen bis knallharten Widerstände des Gegenübers, die können höchst aufschlussreich sein, ja manchmal regelrecht komisch und entlarvend. Man denke da nur an sich selbst. Stichworte Prokrastinieren, Pünktlichkeit, Serien- oder Schokomüslisucht.

Nein, ich habe das Optimieren satt, weil es letztlich mindestens zwei Folgen hat. Und die sind schlimm genug. Die eine: Optimieren endet nie. Einmal angefangen, komme ich da nicht mehr heraus aus der Nummer. Die andere Folge ist eher eine Frage, die bleibt: Ist das optimierte Gegenüber, so es sich denn tatsächlich hat optimieren lassen, wirklich das bessere Gegenüber? Oder das Verschlimmbesserte? Ein „bildungssprachliches Wort“ übrigens, dieses Optimieren, das

weiß der Duden und er weiß ebenso, dass es ein „schwaches Verb“ ist. So sehe ich das auch – jenseits davon, dass sich der Verbstamm beim Optimieren und bei der Bildung des Präteritums und des Partizipperfekts nicht verändert.

Denn ebenso wenig verändert sich, und da sind wir mitten im Thema, der, die, das Partner, das Gspusi oder die Liebste in einer Beziehung, wenn wir versuchen, zu optimieren. Bleiben wir einfach, zumindest in diesem Text, bei der Optimierung des Mannes. Das Wiktionary teilt uns mit, dass Optimieren bedeute: „etwas weiterverbessern, soweit es nötig und auch möglich ist; etwas in den bestmöglichen Zustand versetzen“. Schauen wir uns an, in welchen Lebensbereichen wir den Mann überhaupt optimieren könnten, wenn wir es denn wollten. Oder ist es hin und wieder sogar ratsam, den Partner auf eine kleine Verbesserungsschleife zu schicken?

Haushalt

Ich teile einen Trauschein mit einem Mann in den allerbesten Wechseljahren. Wir sind beide nicht ordentlich, sind beide keine Messies, aber beide haben wir unterschiedliche Vorstellungen davon, was es heißt, unordentlich ordentlich zu sein.

Aus Gründen meines persönlichen Schönheitsgefühls, das, ich gestehe, auf Außenstehende rührend bis lächerlich wirken muss, versuche ich selbstverständlich meinen Liebsten dahingehend zu optimieren. Er soll mein Prinzip des Haufenmachens bei noch zu lesenden Printmedien, des Ablegens von Kleidung und des Verhüllens von

Unordnung per schnellem Überwurf einer Decke oder eines Tuchs so akribisch befolgen wie ich.

Was soll ich sagen? Wir arbeiten dran, am wichtigsten hier natürlich: Verständnis. Denn für meinen Mann ist es etwa überhaupt kein Problem – obwohl er oft beteuert, wie gern er abwäscht –, dass sich das Geschirr in der Spüle deckennah und dann noch chaotisch, sprich nicht in Reih und Glied stapelt.

Optimierte, ja optimale Lösung? Selbst abwaschen? Nö. Also verbringe ich nicht wenig Zeit damit, das Schmutzgeschirr ästhetisch in der Spüle anzuordnen.

Kulinarik & Klo

Beginnen wir mit der Kulinarik, streifen Kochen und Kühlschrank und enden auf dem Klo. Mein Mann könnte sich definitiv nur von Schokolade, Chips oder Knabbermischung plus Hefeweizen ernähren, ja er könnte so leben, er wäre wohl glücklich. Und? Da geht noch was, weil, mir ist das natürlich nicht ausgewogen genug – und „gesund“ schon gar nicht. Letzteres ein Wort aus meinem Mund, das meinen Mann fix und fertig macht, er isst dann lieber gar nichts und begibt sich gleich ins Bett. Was ich tue, um ihn kulinarisch zu optimieren? Ich füttere ihn mit delikaten Pralinen, ich kitzle mit einem Gianduja-Schlag seine durchaus vorhandenen, nur arg verschütteten

Geschmacksnerven heraus, sodass er regelmäßig verzückt die Augen schließt. Und mir am nächsten Tag mit den originellsten Überbleibseln aus unserem betagten Kühlschrank, nein, keinen Dosen-texaseintopf kocht, sondern sein ganz persönliches köstliches Süppchen, nur für uns zwei. Er ist übrigens ein Spitzenkoch – er denkt leider nur zu selten an diese Gabe. Auch da arbeiten wir dran. Und apropos Klo: Da bin ich fein raus, da muss ich ihn nicht optimieren. Wir haben zwei Toiletten. Er sitzt gefühlt regelmäßig 2,5 Stunden zu WC, ich höchstens zweieinhalb Minuten. Ich weiß nicht, ob wir noch ein Paar wären, wenn wir nur ein Klo hätten.

Reden

Ich erinnere mich gerade an einen alten Lieblingswitz von viel früher. Ein kleiner Junge, der vorher noch nie gesprochen hat, sitzt im Kreise seiner Familie am Esstisch. Plötzlich sagt er: „Salz!“ Die Familie freut sich scheckig, dass er spricht, fragt ihn, warum er bis jetzt nichts gesagt hat. Er antwortet: „Es hat ja nichts gefehlt.“ Mein Mann war früher auch recht einsilbig, mittlerweile lobt meine Schwieger-

mutter seine „liebevollen Sozialkompetenz“, oder so ähnlich. Hat die was mit mir zu tun? Kann sein. Wie ich das optimierend gedrechselt habe, um den Mann auf die doch recht selig machende Schiene der wechselseitigen, ja streckenweise zugewandten Kommunikation zu bringen? Ich interessiere mich für ihn, ich stelle ihm Fragen, ich höre ihm zu. Immer noch, nach all den Jahren. Das färbt ab.

Mode

Mein Mann ist extrem pflegeleicht, was seine Ober- und Unterbekleidung angeht. Ich optimiere ihn in der Wahl seines Outfits, seiner Unter- und Oberhosen, seiner Hemden und Pullis.

Die Optimierung besteht darin, dass ich, ja, ich weiß, total altmodisch, total gerne für ihn Anziehzeug kaufe.

Nicht, dass wir uns falsch verstehen: Ich lege ihm in der Folge nicht abends die

passende Klamotte für den kommenden Tag raus oder packe ihm prophylaktisch seinen Koffer. Bloß nicht! Da muss er schon selber daneben greifen.

Passiert aber nur noch selten, weil: Früher habe ich dahingehend schon optimierend eingewirkt. Die modischen Früchte unserer Beziehung ernte ich nun, na gut, mehr oder weniger. Finde ich ihn fesch? Ja.

Hobbys

Mein Mann hat keine Hobbys. Insofern kann ich ihn da nicht optimieren. Im Grunde hat er sein einziges Hobby schon lange vor meinem Eintritt in sein Leben zur Berufung gemacht. Er zeichnet den ganzen Tag und hat immer einen DIN-A4-Block unliniert dabei.

Davon lebt er, es ist also sein Job, und diesen Job betreibt er

zeitweise in einer Eckkneipe, in der mittenmang ein Baum wächst. Was soll ich da noch optimieren?

Ein Tipp jedoch, den ich von einer Freundin bekam, deren Freund hingebungsvoll leuchtend gelbe Doktorfische sammelt: „Dagegen bist du machtlos. Da hilft, zumindest was das Hobby angeht, nur bedingungslose Liebe.“

Sex

Dieses *eine* Optimierungsthema fehlt Ihnen hier noch? Tja, da muss ich Sie enttäuschen, das bleibt süßes Geheimnis. Nur so viel: Selten optimal optimiert, das mit dem Sex, und das ist in der Theorie auch gut so. Wenn da in der Praxis nur nicht hin und wieder Leistungsdruck herrschte. Wummswumms: Es gibt so viele sexuelle Spielarten, al-

lein, zu zweit, zu Rudel oder gar nicht – denken Sie zur Abwechslung einfach mal nur an sich selbst. Und denken Sie nicht ständig an das sowieso nur bedingt zu optimierende Gegenüber aka Mann – wie hier zu beweisen war. Haben Sie Ihren Spaß. Mit 17, 47, 57 und mit 85 Jahren. Ich zumindest peile ihn auch für dann schon mal an.

Leiser Verlust

Fast jede dritte Frau in Deutschland hat eine Fehlgeburt erlebt. Trotzdem wird das Thema nach wie vor tabuisiert. Weil Betroffene nicht lockerließen, gibt es inzwischen einen etwas besseren Schutz

Von Sarah Ulrich

Naomi Aguilar-Walawski ist in der 14. Schwangerschaftswoche, als sie starke Unterleibsschmerzen bekommt. Eigentlich ist sie zu einer Hochzeit eingeladen, aber wegen der Schmerzen schickt sie ihre Schwester und Mutter alleine dorthin und bleibt im Hotel. Die Krämpfe werden immer stärker, irgendwann drückt sich ein orangengroßer Klumpen aus ihrer Vagina, unter starken Schmerzen und mit extremen Blutungen. Im Bett bleibt eine Blutlache zurück, so groß wie sie selbst.

Es war Aguilar-Walawskis erste Schwangerschaft, sie hatte nicht damit gerechnet, dass sie eine Fehlgeburt haben würde. Und auch nicht damit, dass es nicht ihre einzige Fehlgeburt bleiben würde. Damals im Hotel ruft sie ihre Mutter an, die sofort zu ihr kommt. Den Notarzt holen sie beide nicht. Zu überfordert, zu viel Angst, so erklärt sie das heute. Knapp neun Jahre später schwingt noch immer Aufgewühltheit in ihrer Stimme mit, wenn sie diese Geschichte erzählt.

Laut Schätzungen des Berufsverbands der Frauenärzte erleidet rund jede dritte Frau in ihrem Leben mindestens eine Fehlgeburt. Etwa 10 bis 20 Prozent der bestätigten Schwangerschaften enden mit einem Abort – so der medizinisch korrekte Ausdruck. Viele Schwangerschaften werden auch gar nicht erst bemerkt: Von allen befruchteten Eizellen wächst schätzungsweise etwa die Hälfte nicht zu einem Baby heran.

Obwohl sie so häufig sind, wird über Fehlgeburten selten gesprochen. Bis heute fragt sich Aguilera-Walawski, warum sie über die Möglichkeit einer Fehlgeburt so wenig wusste. So wenig, dass ihr nicht klar war, was sie in einer derartigen Situation tun müsse.

Drei Viertel der Fehlgeburten passieren im ersten Schwangerschaftsdrittel. Eine Unterscheidung machen Medizin und Gesetz bei Föten, die mehr als 500 Gramm wiegen – meist ab der 22. oder 24. Schwangerschaftswoche – und tot geboren werden. In diesem Fall spricht man von einer Totgeburt oder stillen Geburt. Die still geborenen Kinder werden oft Sternenkinder genannt.

Auch Lisa Brahn hat eine Fehlgeburt erlebt. Die 37-Jährige, die eigentlich anders heißt, ist in der siebten Woche schwanger, als ihre Ärztin ihr sagt, der Embryo in ihrem Bauch entwickle sich nicht zeitgerecht. Eine Woche später wird eine *missed abortion* diagnostiziert, also eine Fehlgeburt, bei der der Embryo oder Fötus bis zum Ende des ersten Trimesters nicht weiterwächst. Lisa Brahns Embryo ist nicht mehr am Leben. Die Ärztin überweist sie für eine Ausschabung ins Krankenhaus. „Es war die einzige Möglichkeit, die sie mir ge-

geben hat“, sagt Brahn. „Nach dem Motto: Dann ist das schnell erledigt.“

In Deutschland empfehlen Ärzt*innen oft diese Methode für einen Abort: eine Ausschabung des Uterus, bei der die Gebärmutter ausgekratzt wird. Dass so häufig zu einem raschen operativen Vorgehen geraten wird, liegt auch daran, dass Operationen besser vergütet werden als ambulante Behandlungen. Studienerkenntnisse, die andere Methoden empfehlen, würden zudem nicht konsequent umgesetzt, sagen Fachleute.

Morgens in der Klinik erfährt Brahn, dass sie zuerst eine Voruntersuchung braucht, die Operation könne an dem Tag nicht stattfinden. Während sie untenrum entkleidet auf dem Untersuchungsstuhl liegt, laufen Ärzt*innen und Pfleger*innen vorbei, darunter ihre ehemalige Nachbarin, die im Krankenhaus arbeitet. Türen und Vorhänge gibt es nicht. Sie fühlt sich der Situation ausgeliefert.

„Die Instrumente waren kalt und groß, ganz anders, als ich es von der Gynäkologin kenne“, erinnert sich Brahn. Nach der Untersuchung wird sie allein in ein anderes Gebäude geschickt. Dort angekommen, bricht sie in Tränen aus. Zwei Kinder hat Brahn zu diesem Zeitpunkt schon. „Was wäre, wenn ich mir unbedingt ein weiteres Kind gewünscht hätte?“, fragt sie. „Dieser Umgang hätte ein Weltzusammenbruch sein können.“

Brahn ist verheiratet, berufstätig, steht auf eigenen Beinen. Doch die

Nach der Ausschabung wollte die Ärztin ihr keine Krankschreibung ausstellen. Sie sollte am nächsten Tag wieder arbeiten gehen

Fehlgeburt wirft sie aus der Bahn. Nicht nur wegen des Verlustes an sich, auch wegen dem, was ihr in der medizinischen Behandlung widerfährt. Als grob und empathielos beschreibt Brahn den Umgang im Krankenhaus. Man habe ihr das Gefühl gegeben, überempfindlich zu sein, sagt sie.

Zurück aus der Klinik, noch immer mit dem toten Embryo im Bauch, ruft Brahn ihre Hebamme an. Die ist die Erste, die sie einfühlsam berät und ihr sagt, dass es andere Möglichkeiten als eine Ausschabung gibt. Brahn entscheidet sich dafür, ihrem Körper Zeit

zu geben. Zwei Wochen später geht die Schwangerschaft unter Schmerzen von alleine ab.

So eine „selbstbestimmte Fehlgeburt“ bis zur 12. Schwangerschaftswoche, die auch durch Medikamente eingeleitet werden kann, ist international anerkannt und empfohlen. Denn eine Ausschabung ist wegen der Vollnarkose nicht nur eine Belastung für den Körper, sondern kann auch den Uterus dauerhaft verletzen und einen weiteren Kinderwunsch erschweren. Nicht zuletzt gehen ein solcher Eingriff und insbesondere die mangelnde Aufklärung darüber häufig mit einer psychischen Belastung einher.

Natascha Sagorski kennt das nur zu gut. „Du bekommst das Gefühl, du bist die eine, die sich anstellt, alle anderen stecken das weg“, beschreibt sie ihre eigenen Erfahrungen nach einer Fehlgeburt in der 10. Woche. Auch an ihr wurde unter Narkose eine Ausschabung vorgenommen. Sie habe enorme Schmerzen und lange Blutungen gehabt. Die Fehlgeburt sei „ein großer Verlust“ gewesen, auf das Baby hatte sie sich sehr gefreut. Nach der Ausschabung wollte ihre Ärztin ihr keine Krankschreibung ausstellen. Sie sollte am nächsten Tag wieder arbeiten gehen. Das ist keine Einzelerfahrung bei frühen Fehlgeburten.

Sagorski wollte das nicht hinnehmen. 2022 rief sie eine Kampagne für einen gestaffelten Mutterschutz ins Leben. Drei Jahre kämpfte sie für die Anerkennung einer Fehlgeburt als Grund für einen Mutterschutz, um betroffenen Frauen Zeit zum Heilen zu ermöglichen.

Als der Bundestag am 30. Januar 2025 spätabends einstimmig für die Gesetzesänderung stimmt, sitzt Sa-

gorski auf den grauen Zuschauerrängen und weint. Die Bundestagspräsidentin Aydan Özoğuz (SPD) dankt ihr während der Sitzung persönlich. „Es werden viele Frauen davon profitieren, dass Sie den Mut hatten, diese Initiative anzustoßen“, so Özoğuz. Viele danken Sagorski – vor Ort und online, sie ist in Talkshows zu Gast, Zeitungen drucken Interviews. „Ohne sie gäbe es das Gesetz nicht“, schreibt die *Süddeutsche Zeitung*.

Eigentlich hatte Sagorski die Möglichkeit für Mutterschutz ab der 6. Schwangerschaftswoche gefordert. Dahinter bleibt das Gesetz zurück. Aber immerhin: Ab Juni dieses Jahres wird allen, die ab der 13. Schwangerschaftswoche eine Fehlgeburt erleiden, ein gestaffelter Mutterschutz zugestanden. Sagorskis Kampf zeigt, wie sehr der Schutz von Betroffenen bisher unter dem Radar der Politik lief. Und wie individualisiert das Leid ist.

Viele Fehlgeburten bleiben auch deshalb unsichtbar, weil Schwangere meist geraten wird, erst nach dem ersten Trimester über ihre Schwangerschaft zu sprechen. Also nach den 12 Wochen, in denen die meisten Fehlgeburten passieren. Betroffene berichten häufig, dass sie sich mit ihren Erfahrungen alleine fühlen. Natascha Sagorski machte es anders: Sie ging offen mit ihrem Verlust um und schrieb mit anderen Betroffenen ein Buch über Fehlgeburten.

Auch Naomi Aguilar-Walawski teilt die Erfahrung, dass das Sprechen über ihre Fehlgeburten zunächst schwer war. Viele Freund*innen wussten erst nicht, wie sie mit ihr umgehen sollten, erzählt sie. Als sie selbst begann, über ihren Verlust zu sprechen, öffneten sich auch andere: „Es war erschreckend, wie

viele darüber nicht geredet haben, weil das Thema so tabuisiert ist.“

Vor einem halben Jahr ist Aguilar-Walawski schließlich Mutter geworden. Heute lebt die 32-Jährige mit ihrem Mann und ihrer Tochter in Nürnberg. Doch der Weg dahin war schwer. Insgesamt sechs Fehlgeburten hat sie erlitten, drei davon innerhalb eines Jahres. So häufige Fehlgeburten sind zwar eher selten, aber für Betroffene besonders belastend. Sie versuchte, in einer Kinderwunschklinik schwanger zu werden. Bis sie merkte, dass ihr Körper nicht mehr konnte. Der Rat in der Klinik: Weiter versuchen. Aguilar-Walawski dachte, sie sei einfach nur zu schwach. „Im Nachhinein habe ich mich gefragt, warum niemand mir gesagt hat, dass mein Körper nach vier Fehlgeburten in zwei Jahren mal eine Pause vom Schwangerwerden braucht.“

Einen Ort zum Trauern gibt es für Betroffene oft nicht. Häufig werden Embryos in Krankenhäusern gesammelt bestattet. Erst ab einem Körpergewicht von 500 Gramm werden stille Geburten in Deutschland regulär bestattet. Dafür gibt es Friedhöfe wie etwa den „Garten der Sternenkinder“, einen bunt geschmückten Platz auf dem Alten St.-Matthäus-Kirchhof in Berlin-Schöneberg.

Für diejenigen, die wie Lisa Brahn eine frühe Fehlgeburt erleiden, gibt es nur wenig Angebote. Immerhin begleiten einige Hebammen betroffene Frauen auch nach einer Fehlgeburt und helfen ihnen durch den Trauerprozess.

Aguilar-Walawski hat einen eigenen Weg gefunden: Sie hat jedes ihrer Sternenkinder im Wald beerdigt. Sechs Föten, die nicht zu einem Baby heranwachsen konnten. Jede Fehlgeburt hat so ihren Platz zum Trauern bekommen.



Red, blue, yellow, 2014 Foto: Isabelle Wenzel

44,3 Jahre alt sind in Deutschland die Patient*innen bei Schönheits-OPs im Schnitt. 84,9 Prozent davon sind Frauen.

Quelle: DGÄPC

44,8 sind die Frauen im neuen Bundestag durchschnittlich alt. Ihr Anteil ist um 2,3 Prozentpunkte gesunken.

Quelle: Deutscher Bundestag

Wären Geburten im Matriarchat schmerzfrei, Frau Mangler?

Je mehr Wert ein Land auf Frauengesundheit legt, desto zivilisierter und demokratischer ist es, sagt die Chefärztin für Gynäkologie und Geburtshilfe Mandy Mangler. In Deutschland sieht sie große Lücken

Interview **Anne Fromm**

taz: Ihr Buch beginnt mit dem Satz: „Manchmal ist es eine Herausforderung, einen weiblichen Körper zu haben.“ Wo liegt die Herausforderung?

Mandy Mangler: Wir Menschen sind alle Säugetiere, Männer und Frauen. Mit diesem Körper müssen wir umgehen. Wir Frauen haben die zusätzlichen Themen des Zyklus: Menstruation, Verhütung, Schwangerschaft, Schwangerschaftsverluste, Geburt, Menopause.

taz: Das klingt anstrengend. Ist es schwer, eine Frau zu sein?

Mangler: So würde ich das nicht sagen. Ich finde alles, was mit Weiblichkeit zusammenhängt, stark. Wir als Gesellschaft erkennen viel zu wenig an, was Frauenkörper leisten: Allein die 400 Zyklen, die eine Frau durchschnittlich in ihrem Leben durchläuft – was für eine Kraft. Aber es kann für eine Frau herausfordernd sein, wenn sie sich nicht auskennt und ihrem Körper ausgeliefert ist. Je mehr wir darüber wissen, desto mehr können wir unseren Körper als etwas Starkes, Gutes begreifen.

taz: Kennen sich Frauen heute nicht besser aus als je zuvor?

Mangler: Das Wissen ist heute viel zugänglicher als früher. Trotzdem stelle ich immer wieder fest, wie viel Wissen dadurch verloren gegangen ist, dass wir nicht mehr im großen Familienverband leben.

taz: Zum Beispiel?

Mangler: Nehmen wir die Geburt und alles drumherum. Eine Freundin von mir hat ein Kind bekommen und war völlig überrascht vom Wochenfluss. Darauf wäre sie früher vielleicht von Schwestern, Tanten, Cousinen vorbereitet worden.

taz: Vor welchen Herausforderungen stehen Frauen zwischen 30 und 49?

Mangler: Frauen in Deutschland bekommen im Schnitt mit 30 Jahren ihr erstes Kind. In dieser Lebensphase setzt man sich also mit der Frage auseinander, ob man Kinder möchte oder nicht. Wenn man keine möchte, beschäftigt man sich mit Verhütung. Wenn man welche möchte, dann eben mit den Themen schwanger werden, schwanger bleiben, Geburt, stillen.

taz: Was bedeutet reproduktive Selbstbestimmung in diesem Alter?

Mangler: Der wesentliche Punkt ist, für sich selbst zu verstehen, wie man leben möchte, etwa in Bezug auf Kinder. Als Geburtshelferin finde ich Kinder natürlich toll – und nicht nur ich. Kinderhaben gilt als Norm in unserer Gesellschaft. Dabei unterschätzen viele, welchen enorm großen Einfluss diese Entscheidung auf das Leben, besonders von Frauen hat. Da spreche ich nicht nur von unbezahlter Care-Arbeit und Karriereeinbußen. Die Gesundheit

von Frauen leidet langfristig, wenn sie Kinder haben. Studien zeigen, dass Frauen kürzer leben, wenn sie sich in Beziehungen um einen männlichen Partner kümmern. Andere Studien zeigen, dass Männer länger leben, wenn sie von einer Frau umsorgt werden. Gleichzeitig will ich nicht sagen, dass man sich gegen Familie entscheiden sollte. Das muss jede Person für sich selbst wissen.

taz: Sie kritisieren immer wieder, dass die Medizin zu männlich geprägt ist. Wo spüren Frauen das?

Mangler: Es gibt noch viele blinde Flecken in der Gynäkologie. Ich bin mir sicher, die würde es nicht geben, wenn wir im Matriarchat leben würden. Dann wüssten wir definitiv mehr über die Geburt. Das Thema hätte mehr Wert, es gäbe mehr Forschung, mehr Geld. Wir hätten hoffentlich weniger Gewalt in

oder Ärztin nachts um drei weiß nicht, wie diese Geburt weitergeht. Aus der Überforderung, dem Stress, der Müdigkeit kann dann zum Beispiel verbale Gewalt geschehen. Da können Sätze fallen wie: „Sie wollen ja nicht, dass ihr Kind stirbt.“

taz: Datensammeln gegen Gewalt in der Geburtshilfe – sind Geburten nicht viel zu individuell, um sie berechenbar zu machen?

Mangler: Für andere Situationen, Herzinfarkte oder Infekte, machen wir das doch auch: Wir sammeln Daten und werten sie aus, um für kommende Fälle gewappnet zu sein. Bei Geburten könnten wir den CTG-Verlauf, die Größe des Kindes, die Biometrie der Mutter, die Untersuchungsergebnisse unter und nach der Geburt sammeln. Wir können sie so auswerten, dass die Ärztin und Hebamme nachts weiß: Das wird zu 95 Prozent eine vaginale Geburt mit einem guten Ergebnis. Dann kann sie ganz anders agieren, als wenn sie weiß, das wird nur zu 25 Prozent eine vaginale Geburt, vielleicht ein Kaiserschnitt.

taz: Sie sind seit 25 Jahren in der Medizin. Wie hat sich die Geburtshilfe verändert?

Mangler: Körperliche Gewalt ist in der Geburtshilfe glücklicherweise extrem selten geworden. Es gibt immer mehr Hebammengeleitete Kreißsäle wie hier bei uns in der Klinik, in denen die liebevolle Begleitung, Stärkung und Motivation der Gebärenden im Vordergrund steht. Gynäkologie und Geburtshilfe sind auf einem guten Weg – aber das reicht nicht, wie man an der letzten Krankenhausreform gesehen hat. Knapp eine Million Menschen sind in Deutschland jährlich mit dem Thema Schwangerschaft und Geburt beschäftigt. Das sind neben den Gebärenden auch mehr als 100.000 Frauen mit Fehlgeburten und etwa 100.000 Frauen, die Abbrüche haben. Dazu kommen die jeweiligen Partner oder Partnerinnen. Und trotzdem hat die Krankenhausreform das Thema kaum betrachtet. In der ganzen Expertenkommission saß keine einzige Geburtshelferin.

taz: Warum nicht?

Mangler: Weil der Gesundheitsminister keinen Fokus darauf gelegt hat, dafür aber auf das Thema Hirninfarkt. Das ist ein wichtiges Thema, zweifelsohne. Es gibt 200.000 Hirninfarkte pro Jahr in Deutschland – versus eine knappe Million Menschen, die direkt vom Thema Schwangerschaft und Geburt betroffen sind. Das zeigt, welchen Wert wir dem Kinderkriegen beimessen.

taz: Ein Thema, das hingegen gesellschaftlich breit debattiert wird, sind Schwangerschaftsabbrüche. Unter der Ampel-Regierung wollte eine fraktionsübergreifende Ini-

tative aus Abgeordneten sie aus dem Strafgesetzbuch streichen, hat das aber nicht geschafft. Die CDU will den Paragraphen 218 behalten. Was macht das mit Ihnen?

Mangler: Es fällt mir wirklich nicht leicht, da die Fassung zu bewahren.

taz: Warum?

Mangler: Ich finde es komplett daneben, Frauen so zu bevormunden. 80 Prozent der Deutschen sind dafür, den Paragraphen 218 aus dem Strafgesetzbuch zu streichen. Aber einige Politiker hinken extrem hinterher und versuchen, ihre persönliche Meinung der Mehrheit aufzuoktroieren.

taz: Es bremsen ja nicht nur konservative PolitikerInnen. Auch in der linksliberalen Ampel-Regierung hatte das Thema keine Priorität.

Mangler: Dass die Koalition ihr Versprechen nicht eingelöst hat, ist traurig. Im März 2024 hat die zuständige Regierungskommission empfohlen, das Gesetz zu reformieren. Dann kamen die Ergebnisse der Elsa-Studie, der stärksten Studie, die wir in Deutschland zu dem Thema haben. Sie hat gezeigt, wie Frauen diskriminiert und stigmatisiert werden, wenn sie einen Abbruch wollen. Es gibt also genug Evidenz, und es gab genug Zeit für eine Reform. Von der CDU erwarte ich erst recht keine Reform. Damit haben wir nun also noch mal ein Statement gesetzt, dass wir ein konservatives Land sind, in dem Geschlechtergerechtigkeit und weibliche Selbstbestimmung nicht wichtig sind.

taz: Was wäre aus Ihrer Sicht die perfekte Regelung zum Schwangerschaftsabbruch?

Mangler: Frauen sollten frei darüber bestimmen dürfen, ob sie eine Schwangerschaft abbrechen wollen – und zwar über den gesamten Zeitraum der Schwangerschaft hinweg. Aus Ländern, in denen das bereits lange so geregelt ist, wissen wir, dass keine Frau in der 30. Schwangerschaftswoche leichtfertig entscheidet, abzubrechen. Frauen entscheiden das am Anfang der Schwangerschaft. Diese Entscheidung sollte für alle, die an ihr beteiligt sind – die Frau, die Ärztin, das medizinische Personal – straffrei sein.

taz: Warum ist das Thema Schwangerschaftsabbruch so extrem aufgeladen?

Mangler: Am Paragraphen 218 entscheiden sich die großen demokratischen Fragen. Vordergrundig geht es darum, wie viel Selbstbestimmung wir Frauen zugestehen. Aber dahinter steht ja im Wesentlichen, wie wir Frauen insgesamt behandeln. Und alle wissenschaftlichen Erkenntnisse deuten darauf hin: Je mehr Frauengesundheit es gibt, desto zivilisierter und demokratischer ist ein Land.

taz: Es ist ja nicht so, als wäre in Sachen Selbstbestimmung nichts passiert. Der Paragraph 219a, das Informationsverbot für Abtreibungen, wurde abgeschafft, die Gehsteigbelästigung von ÄrztInnen, die Abbrüche durchführen, verboten. Es gibt nun den gestaffelten Mutterschutz nach Fehlgeburten. Malen Sie das Bild nicht ein bisschen düster?

Mangler: Bestimmte Dinge gehen voran. Aber gerade die Streichung von Paragraph 219a ist für mich eine zwiespältige Erinnerung. Das war der 24. Juni 2022, ein Tag zum Feiern in Deutschland. Und am gleichen Tag wurde in den USA die Rechtsprechung zur liberalen Abtreibungspolitik gekippt. Einige Bundesstaaten haben seitdem radikale Abtreibungsverbote eingeführt.

taz: Hatten Sie selbst mal einen Abbruch?

Mangler: Nein, aber eine ungeplante Schwangerschaft. Als Gynäkologin habe ich einen extrem unemotionalen Blick auf Schwangerschaften. Ich sehe jeden Tag Menschen, die Fehlgeburten haben und sehr traurig sind oder die lebensbedrohliche Situationen erleben auf Grund ihrer Schwangerschaft. Und ich sehe Menschen, die Schwangerschaften abbrechen. So ist das Leben.

taz: Sie haben fünf Kinder, sind Ärztliche Direktorin einer Klinik, engagieren sich politisch, haben einen Podcast und gerade ein Buch geschrieben. Wie geht das zusammen?

Mangler: Mit einer geschlechtergerechten Partnerschaft und guter Organisation. Mein Alltag ist durchgetaktet. Sonntagabend erstelle ich den Plan für die kommende Woche, damit jeder zu Hause weiß, was wann zu tun ist. Mein Mann und ich teilen uns die Care-Arbeit so gerecht wie möglich auf. Ich bin kein Typ für morgens: Kinder anziehen, in die Schule und die Kita fahren, das ist nicht meins. Das übernimmt mein Mann, ich bin um 6 Uhr in der Klinik. Dafür bin ich nachmittags da, wenn die Kinder kommen. Ich versuche,

zwischen 16 und 17 Uhr nach Hause zu kommen.

taz: Das klappt?

Mangler: Nicht immer und nicht von Anfang an. Als ich Chefärztin wurde, ging die reguläre Chefarzttrunde von 17 bis 20 Uhr. Mir war klar, dass ich das nicht dauerhaft machen kann. Nach der Probezeit habe ich gesagt: Lasst uns den Zeitpunkt auf 14.30 Uhr verschieben. Das stieß natürlich auf Kritik, aber wir haben es durchgezogen.

taz: Nervt es Sie, in Interviews immer wieder gefragt zu werden, wie Sie Familie und Karriere unter einen Hut bekommen? Männliche Chefärzte werden das nicht gefragt.

Mangler: Überhaupt nicht. Das Thema bewegt mich ja auch. Ich war neulich zu einem Vortrag beim Deutschen Ärztinnenbund, und das Hauptthema, das die jungen Ärztinnen beschäftigt, ist: Wie kriegst du das hin, Kinder und Karriere? Kinder haben und arbeiten, das ist wie permanentes Zirkeltraining und eigentlich kaum zu schaffen. Aber alle suchen danach, wie es doch geht.

taz: Muss man Feministin sein, um eine gute Gynäkologin zu sein?

Mangler: Das ist eine schwierige Frage. Wir sind 77 Prozent weibliche Gynäkologinnen in Deutschland, die Spitzenpositionen in den Kliniken und den Unis sind aber zu über 80 Prozent mit Männern besetzt. Mein Eindruck ist, unter den männlichen Kollegen gibt es nicht viele Feministen. Trotzdem sehe ich, dass die Mehrheit meiner Kolleginnen klug und progressiv ist. Ich glaube, dass man überall Feministin sein kann, egal welches Geschlecht man hat. Es ist einfach eine gerechtere Möglichkeit, die Gesellschaft zu betrachten.

Mandy Mangler

ist Ärztliche Direktorin und Chefärztin für Gynäkologie und Geburtshilfe an zwei Vivantes-Kliniken in Berlin. Im Oktober 2024 hat sie „Das große Gynbuch“ veröffentlicht (Insel Verlag). Ihr Podcast „Gyncast“ erscheint in Kooperation mit dem Tagesspiegel.

44,9

Jahre alt waren im Schnitt die 2024 zum Entgelttransparenzgesetz Befragten. 12 Prozent kannten ihr Recht auf Auskunft, 74 Prozent der Frauen wünschten sich mehr Transparenz.

Quelle: BMJ/Kununu



taz  **shop**

T-Shirt „Her choice“
Nicht nur in Polen kämpfen Frauen immer noch um Teilhabe und Selbstbestimmung. Das Symbol des Kampfes der polnischen Frauen ist der Blitz. Vom Verkaufspreis dieses Shirts gehen 5 Euro an die polnische Stiftung „Strajk kobiet“ (Frauenstreik). Unisex. In XS, S, M, L und XL. Jeweils **25 €**

taz Shop
T (0 30) 25 90 21 38
tazshop@taz.de
taz.de/shop
taz Verlags- und Vertriebs GmbH
Friedrichstraße 21 | 10969 Berlin

traueranzeige

Berliner Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes –
Bund der Antifaschistinnen und Antifaschisten e. V.

Wir trauern um unser langjähriges Vorstandsmitglied

Klaus-Friedrich Böhne

(29. Dezember 1956 - 30. Januar 2025)

Bestattung: Freitag, 21. März 2025, 11.00 Uhr
Alter St Matthäus Kirchhof, Großgörschenstraße

veranstaltungen

MARTIN KOHLSTEDT

29.03.2025

LIVE IM

ADMIRALSPALAST

TICKETS: WWW.LISTEN.BERLIN

WE ARE THE STORY!

Linke Medienakademie

14. — 18. Mai 2025

stellenausschreibung

Die taz-Abteilung Web-Development sucht eine:n

Technische:n Produktmanager:in

Die taz war die allererste deutsche Tageszeitung, die ihre Inhalte ins Netz gestellt hat. Seit 1995 hat sich taz.de vielfach verändert. Für diese Umbauten ist das Web-Development verantwortlich.

Die Aufgabe

- Sprintplanung und Ticketverwaltung
- Zusammenarbeit intern und extern
- Verständnis von UX/UI und Frontend
- Moderation in der Sprint-Planung und bei Meetings

Was wir bieten

- Teilzeitstelle 60% (22 Std./Woche und Entlohnung nach taz-Gehaltsliste)
- Befristet auf 2 Jahre
- Die taz bietet u. a. ein subventioniertes und gesundes Mittagessen in der taz Kantine und Mitarbeiter:innenrabatte im taz Shop
- Dynamisches, kreatives Arbeitsumfeld und flache Hierarchien

Was du mitbringst

- Erfahrung mit dem Arbeiten mit einem Ticketsystem
- Know-How auch über technische Zusammenhänge im Web-Umfeld
- Planungstalent bei der Organisation von Projekten
- Strukturiertes und verantwortungsbewusstes Arbeiten
- Selbstständiges und selbstorganisiertes Arbeiten
- Teamfähigkeit: Du arbeitest gerne im Team, wir auch!

Deine Bewerbung:
Mit entsprechenden Referenzen an: webjob@taz.de
Ausführliche Stellenausschreibung unter: taz.de/jobs

Das taz Abo-Team sucht eine*n

Mitarbeiter*in Abo-Service

Die Abo-Abteilung bietet den über 50.000Abonent*innen der taz die best mögliche Betreuung durch freundlichen, aufmerksamen und absolut zuverlässigen Service und einen engen Kontakt zur taz.

Der Job

- Telefonischer Kund*innen Support (Inbound)
- Bearbeitung und Pflege von Abonent*innen-Daten

Was wir uns wünschen

- Berufserfahrung im Kunden-Service-Bereich
- Lust an serviceorientierter Kommunikation mit der taz Community / Spaß am Telefonieren
- Flexibilität / Engagement / Gefühl für Menschen
- die Fähigkeit, selbständig im Team zu arbeiten
- eine gute Stressresistenz und Belastbarkeit

Was wir bieten

- Ein freundliches Team mit wechselnden Arbeitszeiten in Vollzeit (36,5 Std./Woche, verteilt auf 5 Tage), und Entlohnung nach taz-Gehaltsliste.
- zunächst befristet auf 1 Jahr, eine Verlängerung wird angestrebt.
- Wir bieten ein vielseitiges Tätigkeitsfeld, interessanten Kundenkontakt, Spielraum für Eigeninitiative und Unterstützung von engagierten Kolleg*innen.
- Die taz bietet u. a. ein subventioniertes und gesundes Mittagessen in der taz Kantine und Mitarbeiter*innenrabatte im taz Shop.

Deine Bewerbung

Mit entsprechenden Referenzen (als EIN pdf-Dokument)
an: tlabo@taz.de

Ausführliche Stellenausschreibung unter: taz.de/jobs

sonstiges

Zum internationalen Frauentag ein Miniabo der taz + Schal:

10 x wochentaz +
10 Wochen taz digital
+ Fanschal

taz.de/frauentag-abo

Schal + taz nur 22 €

Mit dem ultimativen Fanschal für alle, die nicht alleine für den Feminismus kämpfen!

(Maße ca. 160 x 17 cm; solange der Vorrat reicht)

Ein Teil unserer Auflage enthält Beilagen von Giesswein Walkwaren AG, Hebbel-Theater Berlin GmbH

taz die tageszeitung erscheint tägl. Montag bis Samstag, Herausgeb.: taz.die tageszeitung, Verlagsgenossenschaft eG

Hausanschrift:
Friedrichstraße 21, 10969 Berlin
Postanschrift: Postf. 610229, 10923 Berlin
Telefon: 030 | 25 902-0 | www.taz.de
Chefredaktion: Barbara Junge, Ulrike Winkelmann, Katrin Gottschalk (stellv.)
Chefreporter: Peter Unfried

Lokalredaktionen:
Nord-Hamburg: Stresemannstraße 23, 22769 Hamburg, 040 | 38 90 17-0
Bremen: Pieperstraße 7, 28195 Bremen, 0421 | 96026 0
Berlin: Friedrichstraße 21, 10969 Berlin, 030 | 2 5 902 0

Verantwortlich i.S. des Pressegesetzes:
Barbara Junge
LeserInnenbriefseite: Gaby Sohl
Anzeigen: Sönke Tümmler
Berliner Lokalteil: Marie Frank | alle Berlin
Regionalteil Nord: Jan Kahlcke | Hamburg
LeserInnenbriefe E-Mail: briefe@taz.de
Fax: 030 | 25 902 516

Die Redaktion übernimmt keine Haftung für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Illustrationen. Die taz und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle ist eine Verwertung ohne Einwilligung des Verlages

strafbar. Alle Anbieter von Beiträgen, Fotos und Illustrationen stimmen der Nutzung in den taz-Ausgaben im Internet, auf DVD sowie in Datenbanken zu.

taz Shop: 030 | 25 902 138

Anzeigenverkauf:
taz-Anzeigenabteilung,
Friedrichstraße 21
Tel.: 030 | 25 902 314
E-Mail: anzeigen@taz.de

Verlag: taz Verlags- und Vertriebs GmbH
Friedrichstraße 21, 10969 Berlin
Geschäftsführer:innen:
Aline Lüllmann, Andreas Marggraf

Gesellschafter:
taz Verlagsgenossenschaft eG, Berlin

Vorstand:
Pascal Beucker, Redakteur |
Anne Fromm, Redakteurin |
Aline Lüllmann, Kauffrau |
Andreas Marggraf, Kaufmann |
Anja Mierel, Verlagskauffrau | alle Berlin

Aufsichtsrat:
Dr. Astrid Deilmann, Historikerin, Berlin |
Jens Pohlmann, Wirtschaftsprüfer/Steuerberater, Bielefeld |
Hermann-Josef Tenhagen, Journalist, Berlin

Druck auf PALM Recyclingpapier: A. Beig Druckerei und Verlag GmbH & Co. KG, 25421 Pinneberg | prima Rotationsdruck Nord GmbH & Co. KG, 19243 Wittenburg | MDV GmbH & Co. KG, 35390 Gießen

Abo-Service: 030 | 25 902 590
9.00 – 16.00 Uhr | Mo. – Fr.
Fax: 030 | 2 59 02-680
E-Mail: abo@taz.de
Abo-Nummer nicht vergessen!
Mtl. Mindestpreis regulär 44,80 €



taz  **lab 2025**

**weiter
machen**
Jenseits der Empörung

Zukunft macht sich nicht von alleine

**Packen wir 's
gemeinsam an!**

**Live
vor Ort
oder im
Stream**

**Rund ums taz-Haus in der
Friedrichstraße diskutieren
wir u.a. mit:**

Robert Habeck, Miriam
Davoudvandi, Can Dündar,
Luisa Neubauer, Hedwig Richter,
Ricarda Lang, Manfred Grieger,
Lea Streisand, Tadzio Müller

**Infos, Programm
und Tickets auf
tazlab.de**

26. April 2025



Door 1, bored at home, 2019 Foto: Isabelle Wenzel

45

Bis Mitte 40 beginnt bei den meisten cis Frauen die Prämenopause. In dieser Phase können vor der Menstruation noch mehr Brustschmerzen oder Stimmungsschwankungen auftreten. Erste Unregelmäßigkeiten im Zyklus kommen vor.

Quelle: Bayrisches Staatsministerium für Gesundheit[Link auf <https://www.stmgp.bayern.de/wechseljahre/>]

Ich glaube, ich mag mich so sehr wie noch nie

Die Wechseljahre beginnen meist mit einem leisen Grollen. Sind sie es? Sind sie es nicht? Mitten im Hormonchaos weiß man dann oft nicht mehr, wo oben und unten ist. Ein Blick zurück und eine gute Nachricht an alle, die diese Zeit noch vor sich haben

Ein Essay von **Silke Burmester**

Später, wenn die Trümmer beseitigt sind, wenn man sich mit dem, was noch da ist, oder mit dem, was man sich neu zu gelegt hat, ein neues Ich geschaffen hat, dann wird man sagen, ja, da ist so ein Vorgrollen gewesen. So ein leichtes Zittern. Eine Unruhe. Etwas nicht Fassbares, zu undeutlich, als dass Alarmglocken geklungen hätten. So, wie man nach den Erdbeben erfährt, Seismografen hätten schon Tage vorher ausgeschlagen. Kaum messbar, aber jetzt, in der Nachbetrachtung eindeutig.

Die Vögel hatten sich, so wird im Nachhinein auffallen, zurückgezogen. Waren verstummt. Überhaupt, die Tiere ...

Ich hatte keinen Ara auf der Schulter. Keine Meise auf der Latte sitzen, keine Katze, die verstärkt um meine Beine erfährt. Im Nachhinein, nachdem ich die Trümmer wieder zusammengesetzt habe und mit einem Ich durch die Welt gehe, das dem alten keine Träne nachweint, es wohl aber freundlich betrachtet, denke ich: Ja, da gab es ein Grollen.

Aber wer denkt mit Ende 40 schon an so was?

Wer hat mit Ende 40 schon eine Vorstellung davon, dass die Wechseljahre alles im Namen tragen, um das es bald gehen wird? „Wechsel“. Wechsel der Person, die man ist. Der Frau. Oder der Lebensumstände.

Natürlich erinnere ich mich daran, dass mein Körper an-

fang, eigenartige Dinge zu tun. Er schien nach all den Jahrzehnten des Gemeinsamen einen eigenen Kopf zu entwickeln. Und diesen durchsetzen zu wollen. Ich schlief schlecht. Ich wachte ständig auf. Ich ging durch die Welt, als hätte ich Blei in meinen Gliedern. Ich nahm zu, ohne mehr zu essen. Mein Körper war nicht mehr der, den ich kannte. Ganz vorsichtig fragte ich die Gynäkologin, ob das wohl die Wechseljahre sein könnten. Sie sagte: „Sie bluten noch. Also nein.“

Zu „bluten“ war mit Ende 40 keine passende Beschreibung. Meine Regel glich einer Schlachtung. Sturzbäche kamen aus mir heraus. Das Blut lief den Arm herunter, wenn ich ein Tampon einführte. Die Mega-Größe war ein süßer Witz. Zwanzig Minuten später kam er vollgesogen wieder raus. Er gebär sich quasi selbst.

Der Tampon ließ sich nicht optimieren. Vielleicht die Gynäkologin. Ich müsse bei so einem Blutverlust auf meine Eisenwerte achten, sagte die Neue. Aber nein, im Wechsel sei ich nicht. „Sie bluten ja noch.“

So begann ich die Veränderungen hinzunehmen und mitzuschleppen, wie ich so vieles mitschleppe im Leben. Den Umstand etwa, dass mich als junge Frau die Periode regelmäßig so aus der Kurve trug, dass ich vor Schmerzen nicht wusste, wohin. Dass es an mir war, Hormone zu schlucken, damit kein Baby kommt. Dass, als das Baby

kam, die Hebamme im Kreißsaal sauer wurde, weil ich unter der Geburt pinkeln musste. Dass mir der Kinderarzt ungefragt an die geschwellenen Brüste griff.

Man kann auf die Straße gehen gegen den Umstand, dass Frauen nicht selbst bestimmen können, ob sie abtreiben, dass sie für die gleiche Arbeit weniger Geld bekommen als Männer, dass es nicht genug Schutzräume für Frauen und Kinder gegen Männergewalt gibt.

Gegen die Scham und das Ungemach, die es bedeuten, in dieser Gesellschaft einen Frauenkörper zu haben, nicht.

Im Nachhinein ist mir klar, dass meine Krise mit Ende 40 begann, als mir bewusst wurde, dass ich alles, was ich mir für mein Leben vorgenommen hatte, erreicht habe.

Ich war als Journalistin dort angekommen, wo ich immer hinwollte (bei den Toll-Schreiber*innen, die für und wegen ihrer Meinung gefragt sind). Ich hatte ein Kind, das noch dazu großartig gelungen ist und die eine Liebe an meiner Seite, die genau das ist, worum es bei der Liebe zu gehen scheint. Mit Ende 40 guckte ich auf mein Leben und war – zu meiner eigenen Überraschung – vollkommen zufrieden. Es war alles da, es war alles gut. Wenn morgen der Lkw käme und mich überführe, wäre das nicht schlimm. Ich hatte das Gefühl, es sei alles gesagt.

Ich fühlte und fühle mich damit reich beschenkt. Was für ein Glück, das erleben zu können. Manche werden 80 und hoffen noch darauf.

Und doch scheint dieses Momentum elementar für die große Krise, die mit der Entfaltung der Wechseljahre in ihre Sturm-und-Drangphase, der Perimenopause, einsetzte. Es ist der Bodensatz für das Trümmerfeld, das entstehen sollte. Für die Auflösung derer, die ich war.

Die Journalistin Lisa Ortgies schreibt in ihrem Buch „Heißer Scheiß“: „Mit 30 wusste ich, was ich will. Mit 40 wusste ich, was ich kann ...“ Ja, die 40er bringen ein neues Selbstbewusstsein mit sich. Sie sind die Zeit der konkreten Umsetzung. Wir realisieren und bringen zur Blüte, was wir seit Jahrzehnten vorbereitet haben: Karriere, Familie oder was wir uns sonst unter Glück vorstellen. Wir sind auf den unterschiedlichsten Ebenen gefordert und haben die Energie, uns diesen Herausforderungen zu stellen und sie zu bestehen. Oft mehr schlecht als recht,

vor allem, wenn Familie und Beruf aufeinandertreffen. Aber wir sind entschieden, das hinzubekommen.

Doch wenn das fünfte Lebensjahrzehnt langsam ausläuft, verkrümeln sich mit ihm die Hormone, die das Ganze zusammengekleistert haben. Der Beginn der Wechseljahre, der mit der Prämenopause für die meisten Frauen Anfang/Mitte 40 einsetzt und mit Mitte/Ende 40 in die Perimenopause übergeht, verändert langsam, aber sicher das hormonelle Gefüge. Das Zusammenspiel der drei großen Player Östrogen, Progesteron und Testosteron wird ein neues. Ein Auf und Ab. Mit dem Ergebnis, dass wir möglicherweise nicht nur uns bis dahin unbekannte körperliche Symptome haben, sondern sich auch unser Wertekanon verschiebt. Östrogen etwa hat Einfluss auf das Bindungsverhalten. Auf das Bedürfnis, sich zu kümmern. Um den Nachwuchs. Um die Familie. Wenn der Östrogenspie-

gel sinkt, kann dieses Bedürfnis geringer werden – und das, sich selbst in den Fokus zu stellen, wächst.

Durch den Rückgang des Östrogens gewinnt zugleich das Testosteron an Gewicht, wir werden gereizter und aggressiver. Unsere patriarchale Gesellschaft würde sagen: männlicher. Ich sage: endlich wütend. Uns passen Dinge nicht mehr, wir nehmen sie nicht länger hin: Die Beknacktheit des Chefs, die man jahrelang ausgehalten hat, will man nicht länger ertragen. Die Risse im Boden der Beziehung werden mitunter zu Gräben, das berufliche Tun bringt keine Erfüllung mehr. Kurz: Was die letzten Jahrzehnte richtig schien und was unser Leben ausgemacht hat, passt nicht mehr.

In meinem Fall war das mein Beruf. Journalistin. Es gab keine Östrogen mehr. Keine Entwicklungsmöglichkeiten. Ich hatte alles erreicht. Das Einzige, was noch fehlte, war so was wie der Nannen-Preis. Aber auch das gehört dazu, zu denken: Ob ich den nun hab oder nicht, ist auch egal.

Zu bemerken, dass mit meinem Beruf etwas nicht mehr stimmt – das war das leise Grollen. Wieder und wieder gab es kleine Eruptionen. Unzufriedenheit. Genervtsein. Schon bedenklicher im Ausschlag: Langeweile. Dann kam die Perimenopause. Jene Zeit, in der die Natur uns Frauen zeigt, was sie kann. Ich hatte das Gefühl, ich sei ein Schoner auf dem offenen Meer und ich würde durch die Palette an Stürmen geschickt, die ein Meer bereithält. Herzklopfen, Nachtschweiß, Haarausfall, Gelenkschmerzen, dazu Brainfog und dauerhafte Schlafstörungen, bleierne Glieder und bleierne Müdigkeit, Depression. Ich war mitten im tobenden Sturmgebraus und wusste nicht mehr, wo unten und oben ist. Die hilflosen Ärzt*innen schickten mich zum Infoabend „Schlafhygiene“ und zum Alzheimer-Test. Dass das tägliche, nächtliche Aufwachen um 3.30 Uhr mit den Wechseljahren zu tun haben könnte, davon hatte der Schlafexperte so wenig gehört, wie die Neurologin hormonell bedingten Brainfog als Ursache dafür in Erwägung zog, dass ich meinen Nachbarn nicht mehr erkannte.

Rückblickend würde ich „was genommen“ haben. Ich hätte mir Hormone verschreiben lassen, um dem Sturm nicht so hilflos ausgeliefert zu sein, um nicht zwei Jahre meines Lebens in einer elementaren Krise gesteckt zu haben, in der ich an-

nehmen musste, es sei meine Unzulänglichkeit, die mich in diese Erschöpfung gebracht hatte, in dieses Aus.

Diese Zeit ist erst ein paar Jahre her, aber die Wechseljahre waren noch kein Thema. Es gab kaum eine Mediziner*in, die informiert war, kaum eine Frau. Das ändert sich gerade. Aktivistinnen, zu denen auch ich mich zähle, treiben das Thema voran. Fordern mehr Kenntnis aufseiten der Medizin, mehr Blick auf die Frage, wie Frauen durch ihren Arbeitgeber am Arbeitsplatz unterstützt werden können. Die Pharmaindustrie frohlockt: Hormone und Nahrungsergänzungsmittel werden zu Lifestyle-Produkten, die Energie und Produktivität bis ins hohe Alter versprechen. Jede Frau, die keine nimmt, so die Suggestion, schaufelt sich ihr Grab, in Sabber und Demenz verbrachter Jahre im Altenheim. Denn alles, was das Alter schwer macht, ließe sich – so der Ruf etwa von Sheila de Liz, Gynäkologin und Autorin von „Woman on Fire“ – durch die rechtzeitige Einnahme von Hormonen verhindern. Ob das so ist und ob die Hormonersatztherapie so harmlos ist, wie behauptet wird, weiß kein Mensch.

Ich nahm keine Hormone, weil mir die Informationen fehlten. Ich durchlebte diesen Sturm und es war eine enorm harte Zeit. Auch für mein Umfeld. Die Frage, wer ich wäre, wenn ich keine Journalistin mehr wäre, war existenziell. Für andere mag die Frage sein: Wer bin ich, wenn ich mich von meinem Partner, meiner Partner*in trenne? Wer bin ich, wenn die Krise fort sind? Wenn ich das Haus aufgebe, umziehe, noch mal was ganz anderes mache?

Ich habe mich sehr mühsam wieder zusammengesetzt. Es ist, als hätte ich alle meine Einzelteile wiederfinden müssen. Und nicht alle davon wollte ich für mein neues Leben haben. Ich frage mich, was gewesen wäre, wenn ich Hormone genommen hätte. Hätten sie mein Auseinanderbrechen gemildert? Was hätte das für meine Entwicklung bedeutet?

Die Krise in der Lebensmitte ist eine elementar wichtige, sagen die Psycholog*innen. Sie sei die Vorbereitung auf das, was kommt: das Alter.

Ich war noch nie so in Frieden mit mir wie heute.

Silke Burmester, Gründerin von „Palais F*luxx“, Onlinemagazin für Rausch, Revolte, Wechseljahre

taz panterstiftung

Spendenzwecke:
„MENA Green Panther“ und
„Pressefreiheit Nahost“

Illustration: Lena Methej

WIR SIND DRAN!

Mit zwei Langzeitprojekten in der MENA-Region unterstützt die taz Panther Stiftung Journalistinnen in der Klimaberichterstattung und stärkt weibliche Stimmen beim Wiederaufbau Syriens.

QR Code

Spenden Sie unter taz.de/spenden
Bankkonto: GLS-Bank Bochum
IBAN: DE97 4306 0967 1103 7159 00
BIC: GENODEM1GLS

48 Jahre alt ist Anke Rehlinger (SPD) aus dem Saarland, ihre Parteifreundin Manuela Schwesig aus Mecklenburg-Vorpommern ist 50. Den beiden Frauen stehen 14 männliche Ministerpräsidenten gegenüber.

Quelle: taz



Françoise
Cactus, „Nancy
and Sid“

50–66 Jahre

Irgendwo zwischen jung und alt verschwinden Frauen aus dem öffentlichen Blick. Vermeintlich nicht mehr sexy genug, von Hitzewallungen geplagt. Doch im Schutz des allgemeinen Desinteresses nutzen Frauen im „mittleren Alter“ ihre Zeit. Probieren sich sexuell neu aus, schärfen ihren Geist, behaupten sich, verabschieden sich, erkennen sich. Mit Zeichnungen der 2021 verstorbenen Musikerin und Künstlerin Françoise Cactus

Eva*, 57, glaubt an Christus und BDSM

Das Schöne am Dominiertwerden ist, dass ich mich komplett fallen lassen, dass ich völlig vertrauen kann. Da darf ich ganz Mensch sein, mit allen Gefühlen, die hochkommen. Sex generell ist etwas Wunderschönes und ich glaube nicht, dass Gott BDSM verbietet.

Das Älterwerden und die Menopause verändern einiges. Manche Praktiken gehen nicht mehr, meine Hormone haben sich verändert und ich habe nicht mehr jeden Tag Lust auf Sex. Aber der Qualität nimmt das nichts. Ich bin heute ruhiger und gelassener als früher. Wenn es bei meinem Partner mal nicht funktioniert, wenn ich nicht mehr so feucht werde

wie früher, dann ist das halt so, es gibt ja Gleitcreme.

Ich bin groß geworden in einem nichtchristlichen Elternhaus, habe aber in einer evangelisch-freikirchlichen Gemeinde den Glauben gefunden. Heute hat sich auch da vieles geändert, aber damals hatten sie erkonservative Vorstellungen. Für Frauen galt KKK – Kirche, Küche, Kinder. Sex vor der Ehe war tabu,

aber wir begehrten uns natürlich. Deshalb habe ich mit 20 Jahren geheiratet.

Ich habe meinen Mann sehr geliebt, wir haben uns gestreichelt und hatten auch Sex. Aber er stand nicht auf das Spiel mit der Dominanz. Deshalb haben wir vereinbart, dass ich diese Leidenschaft außerehelich auslebe. Vor zehn Jahren starb mein Mann, das hat mich getroffen. Doch seitdem stehe ich offener zu meinen sexuellen Vorlieben.

In meiner Kirchengemeinde fanden das nicht alle gut, aber im Arbeitskreis BDSM und Christsein habe ich Gleichgesinnte kennengelernt. Auch meinen jetzigen Partner. Mit ihm gelingt beides: Liebe und sexuelle Vorliebe. Wir sind nicht verheiratet und wohnen nicht zusammen, sind aber sexuell exklusiv.

Das Spiel mit Dominieren und Dominiertwerden, mit oben und unten muss einvernehmlich sein. Das zentrale Wort ist für mich Konsens. Genauso wie man sich über andere Abhängigkeiten klar werden muss: finanziell, emotional. In der BDSM-Szene haben wir einen Kodex, der nennt sich „SSC“: save, sane and consensual. Menschen mit anderen sexuellen Vorlieben könnten davon viel lernen.

Maren*, 53, führt ein erotisches Parallelleben

Mein erotisches Leben war lange kein Thema für mich. Kinder, Job, den ganzen Kram auf die Kette kriegen. Als ich dann in den letzten Jahren wieder mehr Zeit hatte, hab ich angefangen, rückwärts zu zählen, mich gefragt, was mir eigentlich wichtig ist. Für mich war es immer Leichtigkeit, die ich spüren wollte, trotz aller Zwänge und Verantwortung. Doch wann hatte ich eigentlich das letzte Mal in meinem Leben so richtig toll rumgeknutscht? Das war, bevor ich 40 war. Es kann doch nicht sein, dass etwas, das ich so mag, das mir angenehme Gefühle verschafft, so völlig weg ist aus meinem Leben.

Es braucht ein Verständnis von Sexualität, bei dem sich niemand abgemeldet fühlt

Es gibt viele Sachen, in denen mein Mann und ich super sind, als Paar, als Eltern. Aber wir waren nicht in der Lage die erotische Spannung über die letzten 25 Jahre zu erhalten. Wir haben dann beschlossen, es mit einer offenen Beziehung zu versuchen. Seitdem nehme ich mich ganz anders wahr, fühle mich mehr als Frau, gucke mich auch wieder gerne an. Und werde von anderen auch wieder mehr angeguckt. Unsere Beziehung hat das von diesen allumfassenden Ansprüchen entlastet.

Die Lebenssituation ist in unserem Alter natürlich nicht die von 25-Jährigen, als alle ungebunden herumgesprungen sind. Fast niemand weiß, dass wir eine offene Beziehung führen. Wenn ich jemanden interessant finde, muss ich erst mal herausfinden, ob er offen ist für Erotik. Können wir „uns“ aus dem Arbeitskontext oder Gruppenkontext herauslösen? Einmal hatte ich das: Er und ich haben sehr intensiv geflirtet. Doch als ich versucht habe, ihn alleine zu treffen, hat er geblockt. Ich habe mir echt die Zähne ausgebissen.

Bisher hatte ich zwei Romanzen. Da ist natürlich auch Risiko dabei. Ich suche ja keine neue Beziehung, meine Familie hat die allerhöchste Priorität. Diese Verantwortung könnte ich gar nicht leisten. Trotzdem will ich niemanden verletzen. Die aktuelle Beziehung habe ich über ein Portal gefunden. Das ist super, der wichtigste Faktor ist von vorneherein abgeklärt. Nämlich: Habe ich Lust auf eine erotische Begegnung? Toll ist: Da ist kein Drama, keine Belastung, sondern sehr

viel gegenseitige Toleranz für die Lebenssituation.

Das heißt auch, wir sehen uns gar nicht so oft. Mein neuer „Partner“ ist ein total zugewandter Mensch, da ist viel Freude zwischen uns. Ich bin wesentlich besser gelaunt, selbstbewusster, ich genieße es einfach, begehrt zu werden. Ich habe lange gebraucht, meine erotischen Bedürfnisse anerkennen zu können. Ich habe mir früher nie erlaubt und mich aber auch nie dazu gezwungen, das mal zu äußern. Nun rede ich einfach und mein Partner reagiert darauf. Wir haben wunderbar sinnlichen Sex, der macht mein Leben schöner.

Finja*, 52, kann jetzt „einfach so“ kommen

Es ist mir echt unangenehm, darüber zu sprechen, aber ich möchte anderen Mut machen, denen es ähnlich geht. Ich habe erst mit über 50 gelernt, mir selbst mit der Hand einen Orgasmus zu verschaffen. Ich kann zwar kommen, seitdem ich ein Teenager bin, aber nur mit Hilfsmitteln. Erst mit der Dusche, später mit Vibratoren. Das hat mich immer gestört: so technisch, so zielgerichtet, kalt. Gesprochen habe ich mit meinen Partnern nie darüber. Von selbst hat sich niemand ins Zeug gelegt, mich zum Höhepunkt zu bringen, aber das will ich keinem vorwerfen. Wenn ich nicht weiß, wie es geht: Wie soll ich es dann zeigen?

Auch mit meinen Freundinnen habe ich lange nicht darüber geredet, weil ich mich geschämt habe. Wenn in meinem Freundeskreis über Sex gesprochen wurde, schien es mir immer so, als ob alle außer mir müheelos kommen, manche ejakulierten sogar. Erst mit Ende 30 habe ich mir ein Herz gefasst und meine beste Freundin darauf angesprochen. Sie gab mir Tipps, mit denen ich nichts anfangen konnte: Mit voller Blase, durch das Höschen streicheln. Auch das Gespräch mit einer zweiten Freundin war nicht hilfreich. Sie reagierte erstaunt, fast besorgt. Ich hatte das Gefühl, mit mir stimmt was nicht.

Nach der Trennung von meinem Mann kam ich mit Mitte 40 in eine Art zweite Pubertät, vielleicht wegen der Wechseljahre. Ich hatte ständig Lust, entdeckte meine Sexualität neu und erlebte erstmals Hingabe. Aber der Vibrator störte mehr denn je. Irgendwann hörte ich dann von „OMGYes“, einer Website, deren Macher:innen die Orgasmuserfahrungen von Frauen systematisch ausgewertet haben. Da stand, dass es einigen Frauen schwerfällt zu kommen, was mich sehr erleichtert hat. Ich las auch, dass bei vielen kreisförmige Bewegungen zum Höhepunkt führen. Das probierte ich aus und bin im Sommer 2023 das erste Mal „einfach so“ gekommen. Ich war unfassbar glücklich. Nie hätte ich gedacht, dass das jemals gehen würde!

Ich komme immer noch nicht leicht, vor allem zu zweit fühlt es sich wie harte Arbeit an. Auch bei Sex mit meinem Partner mache ich es deshalb selbst. Er fühle sich dann abgemeldet, sagt er. Eigentlich komisch. Irgendwo habe ich mal gelesen, Sex unter Frauen sei einfacher, weil sie selbstverständlich nacheinander kommen oder auch gar nicht und es trotzdem schön ist. Bei Heterosex gibt es immer diesen Druck: Dass beide immer gleich viel Lust empfinden, dass beide auf jeden Fall kommen müssen – was für Männer eben deutlich besser funktioniert.

Es braucht ein Verständnis von Sexualität, bei dem sich niemand abgemeldet fühlt. Ich glaube, wir müssen aufhören, so penetrationsfixiert zu sein. Ich hoffe, dass junge Frauen heute offener über Sex sprechen, vor allem ehrlicher. Meine Befürchtung ist aber, dass die Versagensängste eher noch größer werden. Wenn in der eigenen Blase alle super sexpositiv sind und poly sowieso: Wer traut sich dann noch zu sagen, „es fällt mir schwer zu kommen“?!

*Namen von der Redaktion geändert

„Ich genieße es, begehrt zu werden“

Selbstbestimmte Unterwerfungsspiele, eine zwanglos-offene Beziehung, endlich Kommen ohne Druck: Drei Frauen erzählen, wie sie ab 50 ihr Sexleben und ihre Beziehungen verändert haben

Protokolle von Amelie Sittenauer und Stefan Hunglinger



Françoise Cactus, „Autoportrait“

50

Noch bis Mitte 30 kommen Frauen gleich häufig in deutschen Spielfilmen vor, dann seltener. Das größte Ungleichgewicht besteht in der Altersgruppe ab 50. Hier sind 70 Prozent der tragenden Rollen Männer.

Quelle: Universität Rostock



In der zweiten Lebenshälfte verschwinden Frauen zunehmend aus dem öffentlichen Bewusstsein. Ganz andere Frauenbilder hat die 2021 verstorbene Stereo-Total-Musikerin und Allroundkünstlerin Françoise Cactus entworfen. Ihr Partner Brezel Göring entdeckte die Zeichnungen in ihrem Nachlass - fast alle zeigen Frauen. Abbildung: „Die schwarze Katze“ Françoise Cactus

Die Gelassenheit des Stinkefingers

Nicht mehr jung, noch nicht alt: Wie funktioniert das? Ziemlich gut, findet Katja Kullmann – und schickt einen Gruß aus dem total interessanten Dazwischen

Ein Essay von **Katja Kullmann**

Was mich am *Frausein* am meisten nervt, schon immer, ist, dass mir kaum jemand glaubt, dass es nicht so wichtig ist.

Würde plötzlich ein Trupp Außerirdischer vor mir stehen und fragen, wer oder was ich sei, würde ich stottern: „Ein M-M-Mensch!“ Ganz sicher würde ich nicht als Erstes rufen: „Eine Frau!“

Es kam auch eigentlich nie aus mir selbst heraus – es waren immer zuerst andere, die mich auf mein *Frausein* hinwiesen. Und mir entsprechende Lektionen erteilten.

Als Teenager habe ich gelernt, dass Jungs sich für meinen Körper sehr viel mehr interessieren als für alles andere an mir. Als junge Frau wurde mir eingetrichtert, dass ich fürs Putzen und für „diplomatisches Geschick“ grundsätzlich mehr Talent hätte als junge Männer. Und nun, da ich die 50er-Marke gerissen habe, bringt man mir mehr oder minder schonend bei, dass mein *Frausein* sich langsam, aber sicher dem Ende nähert.

Zu alt für #MeToo?

Das erste Mal geschah es, als ich 47 war. Ich war gerade als leitende Redakteurin bei einer Zeitung (es war übrigens die taz) angestellt worden, da brummte #MeToo los. Nach der ersten Redaktionskonferenz zum Thema fragte mich eine Jungredakteurin, ganz höflich und zugewandt, ob ich *früher* auch mal #MeToo-artige Angriffe erlebt hätte.

Das *früher* in ihrer Frage verriet überdeutlich, dass ich in den Augen der jungen Frau für sexuelle Belästigung nicht mehr in Frage kam. War das nicht eine Unverschämtheit? Nannte man eine solche Denkweise nicht *Ageismus*?

Ich floh aus dem Großraumbüro ins Freie, steckte mir eine Beruhigungszigarette an und wollte sauer auf die junge Frau sein. Doch es gelang mir nicht so richtig. De facto hatte sie ja recht. Mit der Zeit hatte das, was unter „MeToo“ gefasst wird, mir gegenüber tatsächlich nachgelassen – und ich konnte mich

nicht darüber empören, im Gegenteil: Gerade das war ja ein markanter Vorteil des *Älterwerdens als Frau*, endlich nicht mehr ständig beglotzt, betatscht und begutachtet zu werden, nach Scheißdrecksriterien, die neuerdings „Fuckability“ genannt werden.

Auf der Straße, beim Einkaufen und Ausgehen wurde ich längst gesiezt, und im Job wurde ich als *erfahrene alte Häs*in sehr viel seltener von männlichen Kollegen unterbrochen als in den ersten zehn, zwanzig Jahren im Beruf. Alles in allem wurde ich mittlerweile irgendwie ... ernster genommen. Ja – so war es!

Doch sogleich schrillten Warnsirenen durch meinen Schädel: Hatte nicht kürzlich eine Branchenkollegin, Bascha Mika, 16 Jahre älter als ich, das weibliche Älterwerden als „hölliches Spiel“ bezeichnet? Hatte nicht die verehrte Musikerin Kim Gordon, 17 Jahre älter als ich, in ihrer Autobiografie geschildert, wie ihr langjähriger Partner sie eiskalt für eine Jüngere sitzen ließ? Und hatte die Schriftstellerin Ulrike Draesner, acht Jahre älter als ich, nicht über die gleiche Erfahrung geschrieben und darüber, dass sie seit einem gewissen Alter oft „wie ein sprechendes Möbelstück“ behandelt werde?

Dann fragte ich mich aber: Wenn eine Frau klagt, es „drehe sich niemand mehr nach ihr um“, wonach sehnt sie sich da? Wer genau sollte sich denn umdrehen? Der Vertreter, der im ICE-Bistro sein Vertreterbier trinkt? Ein beliebiger Typ an der Bushaltestelle? Es ist mir gleich,

ob ein Fremder mir hinterherpfeift oder nicht, es ist wertlos, überlegte ich, ich will keine Schmatzgeräusche mehr hören, wenn ich an der Fußgängerampel stehe, kein Catcalling mehr und kein Grunzen.

Plötzlich fielen mir lauter Frauen aus meiner Altersgruppe ein, prominente wie nicht prominente, die inzwischen irre „behandelt“ wirkten, wie glatt gezurrt. Alle hatten sie auf einmal das gleiche Vorabendserien- und es sah immer ein bisschen grotesk aus, denn man erkennt das Alter ja doch, am Hals, den Händen, der Motorik – dem Blick.

Als ich den letzten Zug der lebensverkürzenden Zigarette nahm, war es, als ob sich in meinem Innern ein gewaltiger Stinkefinger aufrichtete – eindeutig phallisch in der Form, aber warum auch nicht, dachte ich, soll doch sonst wer „heteronormativ getriggert“ davon sein, ist mir doch egal!

Nein, das war jetzt *mein* Moment – mein lang ersehntes Coming-out als Mensch.

„Wiedergeburt“ statt „Krise“

Fest steht: Über die *mittleren Jahre* sind üble Horrorstories in Umlauf. Etwa auf dem zweifelhaften Gebiet der „Glücksforschung“: Die persönliche „Zufriedenheitskurve“ sinke bei den meisten Menschen im Alter von 47 auf den Tiefpunkt, heißt es da.

Kein Wunder, dass viele sich vor diesem Alter fürchten – insbesondere Frauen. Schon Simone de Beauvoir und Susan Sontag haben den „Doppelstandard des Älterwerdens“

eindringlich beschrieben – die gelbliche Ungerechtigkeit, durch die Frauen ab ihren Vierzigern als weniger „attraktiv“ gelten, während Männer auch mit Alterherrenwampe, Haarausfall und Geisterbahngebiss als „beeindruckende Persönlichkeiten“ respektiert werden.

Unverstellte Frauenfeindlichkeit ist das, und sie hat Generationen von Frauen klein gemacht. „Die Glorifizierung der traditionellen weiblichen Rolle als ‚Frau und Mutter‘ trug sicher mit dazu bei, die Frau nur zwischen 25 und 45 Jahren als ‚vollgültigen Menschen‘ anzuerkennen – und hinterher gewissermaßen aufs ‚Abstellgleis‘ zu schieben“. So hat es die ehemalige Familienministerin Ursula Lehr (CDU) einst formuliert.

Heute klingen Geschichten aus jener Altersgruppe aber oft anders, etwa bei der Schweizer Philosophin Barbara Bleisch, Jahrgang 1973, die unlängst ein durchaus optimistisches Buch über „Die Mitte des Lebens“ geschrieben hat. Oder bei Jasmin Ramadan, 1974 geboren. Ihren jüngsten Roman kommentierte Ramadan (die auch eine taz-Kolumne schreibt) mit dem Satz: „Erst mit 45 Jahren werden Menschen wahrhaftig interessant.“ Man beachte: Sie redet nicht als Frau von Frauen, sondern als Mensch von Menschen.

Der Begriff *Midlife Crisis* wurde ohnehin oft missverstanden. Das griechische Wort *crisis* bezeichnet keineswegs eine Katastrophe, sondern es bedeutet – neutraler und offener – so viel wie „entscheidender Wendepunkt“. In der Psychologie ist jetzt öfter von der *Midlife Renaissance* die Rede, von einer Art Wiedergeburt. Die peu à peu sich verändernden Lebensrealitäten von Frauen dürften bei dieser Verschiebung eine nicht unwichtige Rolle spielen.

Die Biografien sind vielfältiger geworden, die Alltagsrealitäten von Frauen haben sich verändert. Nicht nur, weil sie vermehrt in der Erwerbswelt zugehörig sind, auch, weil Familien und Bindungen sich wandeln. Die Zahl alleinerziehender Mütter und alleinlebender Frauen steigt seit Jahrzehnten an, und fast jede zweite Ehe geht in die Brüche. Im Schnitt ist die frisch Geschiedene 44 Jahre alt, und nicht selten spricht sie von einem „persönlichen Neustart“.

Auch dauerhaft gebundene Frauen betrachten ihre *mittleren Jahre* heute anders, als es die Generation von Ursula Lehr noch tat. Früher oder später beginnt die „Post-Mom-Phase“ – oder, wie die Schriftstellerin Andrea Paluch, 1970 geboren, mit Robert Habeck verheiratet, es sagt: „Frauen schmerzt der Abschied von den Kindern, aber sie merken irgendwann, dass sie sich um sich selbst kümmern können und blühen auf. Sie werden stärker.“

Der Wandel des weiblichen Selbstbewusstseins in den *mittleren Jahren* zeigt sich im Unterhaltungssektor: Schauspielerinnen und Regisseurinnen agieren gegen den „Hollywood Age Gap“, gegen niedrigere Gagen und ein mangelndes oder stereotypisches Rollenangebot für Frauen über 40.

Er zeigt sich auch in der Werbung: Für *Vagisan*-Feuchtcreme und *Tena-Lady*-Slipenlagen wird nunmehr komplett un- verklemmt geworben, mit aus-

nahmslos fröhlichen Protagonistinnen. Und dann ist da noch die Flut der Menopausenliteratur, von Roman-Bestsellern wie Miranda Julys „Auf allen Vieren“ bis zum demnächst erscheinenden Essay „Heiß“ von Stefanie de Velasco.

Mehr Kopf, weniger Bauch

Ehrlich gesagt, habe ich noch keines der Menopausenbücher gelesen. So wie ich mir auch noch keine Creme in den Schritt geschmiert oder vorm Tanzen eine Einlage in den Slip gelegt habe. Ich finde es gut, dass mehr und mehr Frauen gegen das Schmäbild der vertrockneten Frustkuh angehen, dabei auch über ihre Körper sprechen und auf Fortschritte in der Medizin pochen. Andererseits stört mich gerade dies: Schon wieder geht es um den blöden Body. Von der Reproduktionsfrage bis zu den Wechseljahren: die Frau, der ewige Unterleib.

Angeblich für den *männlichen Blick* nicht mehr interessant – und von den schweren Erkrankungen späterer Jahre noch ein gutes Stück entfernt: Aus meiner Sicht ist das ein exquisites Zeitfenster. Endlich mal eine Chance, das Wesen *Frau* nicht mehr nur „aus dem Bauch“ heraus, sondern mehr vom Kopf her zu denken. „Es ist mir inzwischen egal, was andere von mir halten“, höre ich weibliche Bekannte, Freundinnen, Kolleginnen im mittleren Alter oft sagen. Und dann erzählen sie von der kleinen Agentur für irgendwas, die sie gegründet haben, von der Bürgerinneninitiative, in der sie mitmischen, von ihrem Balboa-Tanzkurs, ihren Umzugsplänen.

Die Altersarmut ist, logischerweise, dabei oft ein Thema. 1.330 Euro beträgt laut deutschem Rentenatlas die Bruttodurchschnittsrente für Frauen. Und was das Wort „Pflegenotstand“ bedeutet, erleben viele schon jetzt live und in Farbe, mit den eigenen Eltern.

Nein, sich die Dinge schönzureden, bringt nichts, in keiner Lebensphase. Sich Angst einjagen zu lassen, aber auch nicht.

Worauf ich gespannt bin: Wie Menschen, die sich *nichtbinär* nennen, die also weder ein eindeutiges Frauen- noch ein unmissverständliches Männer-Theater aufführen, eines Tages als *Alternde* auftreten werden – welche neuen Bilder vom Altsein dadurch vielleicht entstehen.

Was mich nervt: Dass ich wahrscheinlich kaum eine Chance habe, als *weise Alte* zu enden. Der sich hochrühlende Neofaschismus, das Klima, die Kriege: So vieles ist inzwischen so dermaßen falsch und durcheinander, dass mir all mein Wissen, all meine Lebenserfahrung als beinahe obsolet erscheinen.

Das Positive daran: Gerade wegen der absurden und von Tag zu Tag bedrohlicher werdenden Weltlage bin ich gezwungen, mich ständig upzudaten – dazu verdammt, *jung im Kopf* zu bleiben.

Katja Kullmann, ist Journalistin und Schriftstellerin. Von 2017 bis 2023 war sie Redakteurin bei der taz. Ihr Buch „Die singuläre Frau“ (2022) dreht sich ums weibliche Alleinleben. Im April erscheint bei Hanser Berlin ihr Roman „Stars“, der vom Aberglauben in Krisenzeiten handelt.

52

Von den alleinstehenden Frauen über 50 suchen 73 Prozent die Liebe ihres Lebens.

Quelle: Rheingold Institut

53

Frauen zwischen 50 und 70 fühlen sich jung, ihr gefühltes liegt im Schnitt acht Jahre unter ihrem biologischen Alter. Sie sehen Menschen ab 72 Jahren als alt, Männer denken das schon ab 69.

Quelle: Rheingold Institut

freund*innenschaft (5)

„Die Eine, mit der ich alles teile, gibt es nicht!“

Als Mädchen hatte Yldiz Regber eine beste Freundin. Doch seit sie herausfand, dass ihre Familie sie belogen hatte, tut sie sich schwer mit der Vertrautheit enger Freundschaften

Ja, Yldiz Regber pflegt heute Freundschaften. Punktuelle, wie sie sagt. Eine für Therapie, eine für Politik, mit einer geht sie zum kurdischen Tanzabend. „Nur die eine beste Freundin, mit der ich alles teile, gibt es nicht.“ Außer zu ihrer Tochter, sagt Regber, habe sie dafür nicht das nötige Vertrauen.

Das war nicht immer so. „Ich war ein geliebtes Kind“, erinnert sich Yldiz Regber an ihr Aufwachsen in einem anatolischen Dorf. „Ich hatte meine Eltern und diese eine beste Freundin, mit der ich alles teilte.“ Damals hieß sie nicht Yldiz, sondern Gülbeyaz mit Vornamen. Das bedeutet „Weiße Rose“ auf Türkisch.

Kurz vor ihrem achten Geburtstag kam dann ihr großer Bruder aus Deutschland. Er nahm sie mit nach Berlin zu seiner Frau und den drei Söhnen. Menschen, die sie bis dahin nur als Sommergäste kannte. Seitdem sollte sie Yldiz heißen, so wie es in ihrem Pass steht. „Alles fühlte sich falsch an“, erinnert sich Regber. Mit 14 erfuhr sie, warum: Ihre Eltern hatten sie als Baby bei den Großeltern zurückgelassen.

„Meine Eltern waren also in Wirklichkeit meine Großeltern, mein Bruder und seine Frau meine Eltern. Alle haben es gewusst außer mir!“ Noch heute blitzen die dunkelbraunen Augen der 51-Jährigen vor Empörung beim Erzählen.

Regbers Kindheit in Deutschland war schwierig. Neu zugezogen, Alevitin, Mädchen: „Ich war die Notfallfreundin, aber mit meinen eigenen Problemen ging ich zu niemandem.“ Für eine beste Freundin, sagt sie, hätte sie sowieso keine Zeit gehabt. Schon mit zwölf schulterte Regber die Familienangelegenheiten – dolmetschte bei Ärzten und Ämtern, überwies die Miete, betreute die Jüngeren.

Dann kam Regbers kleinster Bruder bei einem Busunglück ums Leben. Sie wollte ausziehen. Als die Eltern das nicht erlaubten, brach sie mit der Familie, ging ins Ausland, hielt nur mit ihrer Lieblings-tante Kontakt: „Meine Tante Yeter würde ich als Freundin bezeichnen.“

Zurück in Berlin engagierte Regber sich politisch, verliebte sich, heiratete, wurde Witwe – und eröffnete mit ihrem neuen Partner ein Café in Moabit. Über die Jahre kam noch

eine Freundin dazu: Melek, die Frau ihres Bruders. „Politisch knallt es regelmäßig zwischen uns, aber wir können uns seit 25 Jahren alles sagen.“ Bei ihr weiß Regber, dass sie sie nicht fallen lässt.

Es ist paradox. Regber ist engagiert, hilfsbereit, beliebt. Selbst unter ultrakonservativen, türkischen Nachbarn genießt sie unverheiratete linke Kurdin, die raucht und bis auf bunte Stoffbänder nichts auf ihrem Haar trägt, Respekt. Wenn sie einen Musikabend im Kulturzentrum nebenan organisiert, schickt sogar der Imam die Frauen hin. Auch der Kontakt mit ihrer Mutter und zur Familie ist wieder gut.

Doch „sobald es ein bisschen intimer wird, kriege ich Angst“, erzählt Regber. Ein paar Freundinnen habe sie schon vor den Kopf gestoßen, weil sie das gemeinsame Wellnesswochenende oder die Essenseinladung abgelehnt habe. „Wenn ich älter bin, möchte ich ein, zwei Freundinnen, mit denen ich Torte essen gehe“, sagt Regber und pustet sich nachdenklich eine Haarsträhne aus der Stirn: „Vielleicht kriege ich das noch hin!“ Nina Apin



Yldiz (links) mit Melek (unten) und Martina (oben)

Die Straße ist in ihr

Fünf Jahre lang lebte Linda Rennings selbst draußen. Heute unterstützt die 61-Jährige andere obdachlose Frauen in Köln-Mülheim. Ein Besuch bei einer, die hinsieht

Aus Köln Jasmin Kalarickal

Linda Rennings beschleunigt ihr Elektromobil. Geradeaus zu auf die neuen öffentlichen Toiletten am Wiener Platz. Über die möchte sie unbedingt sprechen. Der Wiener Platz in Köln-Mülheim ist einer dieser trostlosen Orte, wo Beton auf Beton steht. Dass der Rhein nicht weit von hier ist, merkt man nur an den Möwen, die gelegentlich über den Platz gleiten. Für die Polizei ist das hier ein sozialer Brennpunkt, geprägt von Kriminalität, Drogen, Obdachlosigkeit und der Starktrinkerszene. Auch an diesem Montagmorgen im Februar steht eine Gruppe an den Stufen herum, offensichtlich alkoholisiert.

Wenn sich Linda Rennings, eingepackt in eine rosa Steppjacke und farblich passender Wollmütze, den Wiener Platz anguckt, sieht sie vor allem viele Menschen, die Unterstützung brauchen. Zweimal die Woche ist sie als Streetworkerin unterwegs. Eigentlich ist Rennings selbst sehr krank, die 61-Jährige leidet an der Lungenerkrankung COPD und ist nicht mehr gut zu Fuß unterwegs, aber das hält sie nicht auf, da zu sein, wo sie sein will. Draußen. „Ich achte insbesondere auf obdachlose Frauen“, sagt sie. Sie hat ein Auge dafür.

Frauen, die draußen leben, sind im öffentlichen Straßenbild nahezu unsichtbar. Verlieren Frauen ihre Wohnung, kommen sie eher bei Bekannten auf der Couch unter – man nennt es verdeckte Wohnungslosigkeit, wobei sich dahinter oft prekäre Abhängigkeitsverhältnisse verbergen. Von den Menschen, die obdachlos auf der Straße leben, sind 20 Prozent weiblich – aber auch die fallen nicht so auf. „Frauen stellen sich nicht an die Ecke mit ’ner Flasche Bier“, erklärt Rennings. „Sie versuchen, so unauffällig wie möglich zu sein.“

Diesen Frauen bringt Rennings Nützliches vorbei. Praktisch, nicht zu schwer und am besten zum Wegschmeißen sollte es sein. Tierfutter zum Beispiel, Haarbürsten, Tampons oder Feuchttücher. „Mir ist es wichtig, dass sich Frauen unterwegs versorgen können“, sagt Rennings. In Cafés sind Obdachlose keine gern gesehenen Gäste. Gleichzeitig gibt es zu wenig öffentliche Toiletten – das ärgert Rennings ganz besonders. Frauen können nicht wie Männer mal schnell im Stehen an Häuserwände pinkeln. Wenn sie ihre Periode haben oder inkontinent werden, ist es noch schwieriger.

Direkt vor dem Woolworth am Wiener Platz stehen seit Kurzem die Toiletten, über die Linda Rennings sprechen will. Seit Mitte Februar sind sie in Betrieb. „Hier“, sagt sie und zeigt auf ein Häuschen. „Wer hat sich das ausgedacht?“ Sie hat ein Problem mit den Türen. Zum Boden ist ein guter Spalt offen, nach oben ebenso. „Setze ich mich da als Frau rein, wo mir jeder zugucken kann?“, fragt sie und liefert die Antwort gleich mit: „Auf gar keinen Fall.“

Zuvor gab es auf dem Wiener Platz lange gar keine öffentliche Toilette. Rennings hatte sich in der Pandemie mit dafür eingesetzt, dass die Containertoiletten, die zum Biergarten in der Mitte des Platzes gehören, für alle zugänglich werden. Irgendwann ließ sich die Stadt breitschlagen und un-

terstützte das Vorhaben, zahlte Material und das Reinigungspersonal. Aber der Vertrag lief nur bis Ende Februar. Als Ersatz gibt es nun die einsehbaren Toiletten. Die seien in Abstimmung mit den Abfallwirtschaftsbetrieben Köln, Bürger*innen, Politik und dem Biergarten-Betreiber entwickelt worden, teilt die Stadt mit.

Nur Linda Rennings hat niemand gefragt. Dabei ist sie eine lokale Größe, viele kennen sie als „Kölsche Linda“. 2014 hat sie den Verein Heimatlos in Köln gegründet, der sich um obdachlose Menschen kümmert. Für ihr soziales Engagement wurde sie 2023 mit der alternativen Kölner Ehrenbürgerschaft ausgezeichnet. Rennings, das muss man wissen, hat selbst fünf Jahre lang ohne eigene Wohnung gelebt. Vor Kurzem ist ihr Buch „Rebellin der Straße. Weiblich und Wohnungslos“ erschienen. Selten beschreibt jemand so eindrücklich wie Rennings, wie Menschen überhaupt in die Obdachlosigkeit geraten.

Linda Rennings wächst in Köln-Mülheim in armen Verhältnissen auf. Ihre Mutter ist alkoholkrank und gewalttätig, ihre Oma hilft zwar so gut es geht, verstirbt aber noch vor dem 18. Geburtstag ihrer Enkelin. Rennings kämpft sich durch, macht eine Ausbildung zur Fleischereifachverkäuferin, übersteht zwei gewaltvolle Ehen, zuletzt arbeitet sie als Putzkraft – bis sie irgendwann psychisch krank wird.

An diesem verwundbaren Punkt, Rennings ist damals 43 Jahre alt, erhält sie keine Hilfe – sondern wird zwangsgeräumt. In einem psychotischen Zustand irrt sie umher und sucht Schutz auf dem Friedhof, auf dem ihre Oma

„Frauen stellen sich nicht an die Ecke mit ’ner Flasche Bier“

Linda Rennings, Sozialarbeiterin

begraben liegt. Etwa ein Jahr überlebt sie dort, übernachtet gelegentlich in Notunterkünften, irgendwann landet sie in der Psychiatrie, danach in einem betreuten Wohnheim für psychisch kranke Frauen. Fünf Jahre dauert es, bis sie wieder selbstbestimmt in einer eigenen Wohnung lebt.

Nach diesen Jahren sortiert sich Rennings neu, macht eine Ausbildung zur Genesungsbegleiterin. „Ich versuche heute, Menschen zu motivieren, wieder aus der Krise zu kommen“, erklärt sie in einem Bistro am Wiener Platz. Auf der Straße nimmt sie sich Zeit, fragt, was die Menschen brauchen, begleitet sie bei Behördengängen, schaut, welche Therapien infrage kommen. Die eigene Erfahrung hat sie zur Expertin gemacht.

„Ich kann sagen, ich bin Linda, ich war auch mal draußen“, sagt sie. Dann sei das Eis schnell gebrochen, besonders wenn ihr Hund Clayd dabei sei. Man müsse ihr auch nicht alles erklären. Nur manchmal müsse sie auch gucken, dass ihr Respekt entgegengebracht werde, sagt sie. „Ich bin ja weiblich und Obdachlosigkeit ist im-

mer noch eine Männerdomäne.“ Sie mache dann aber einfach „ne klare Ansage“.

Die Straße ist für alle obdachlosen Menschen ein gewaltvoller Ort. Es gibt professionelle Zuhälter, die versuchen, sie gezielt drogenabhängig zu machen, um sie ausbeuten zu können. Es gibt Gewalt von Passanten. Von der Polizei. Oder innerhalb von Obdachlosengruppen. Im Nationalen Aktionsplan zur Bekämpfung von Obdach- und Wohnungslosigkeit werden junge Menschen und Frauen als besondere Bedarfsgruppe genannt. Mehr als jede dritte wohnungslose Frau hat seit Beginn ihrer Wohnungslosigkeit sexuelle Übergriffe und/oder Vergewaltigung erlebt, heißt es darin. „Bei Frauen ganz ohne Unterkunft jede Zweite.“ Frauen gingen oft nicht in die männlich dominierten Notunterkünfte. Auch der Zugang zu den unterfinanzierten Frauenhäusern ist erschwert.

Der Nationale Aktionsplan hat das Ziel, dass bis zum Jahr 2030 keine und keiner mehr ohne Wohnung ist. Rennings hält das für „reine Utopie“. Dafür werde zu wenig gebaut. Und es bräuchte mehr aufsuchende Hilfe, mehr Einzelunterbringung, mehr Einrichtungen mit Tagesaufenthalt. Rennings ist große Verfechterin des Housing-First-Ansatzes, bei dem der Grundsatz gilt: zuerst eine Wohnung. Aber es passiere zu wenig.

Vor allem müsste es viel mehr frauenspezifische Angebote geben. Bis heute meldeten sich immer wieder Männer mit zwielichtigen Angeboten bei ihrem Verein, erzählt Rennings. „Da weiß man ganz schnell, wo der Hase lang läuft.“ Manche suchten auch draußen gezielt nach Frauen, die auffällig lange mit Tüten auf Parkbänken sitzen. Diese Männer dächten sich: „Wenn die bei mir ein Bett kriegen, dann können sie ruhig was dafür tun“, erklärt Rennings. Wohnungslosen nennt sie die. Leider gebe es genügend Frauen, die sich vor lauter Not darauf einließen.

Wie tief die Erfahrung von Obdachlosigkeit in einem Menschen wirkt, lässt sich nur erahnen. Dass sie sich nicht abstreifen lässt, egal wie viele Jahre verstrichen sind. Wer Rennings fragt, wie viel Straße noch in ihr steckt, dem antwortet sie: „Eine Menge. Ich brauche die Menschen von der Straße. Ich kann nicht ohne.“

Gerne würde Rennings ein Wohnmobil für ihre Arbeit kaufen, denn ihr Verein hat keine eigenen Räume. Er erhält keine staatlichen Gelder, ist auf Spenden angewiesen. In einem Wohnmobil könnte sie mit mehr Ruhe beraten und die Menschen könnten sich im Winter mal aufwärmen, erklärt sie.

Rennings schaut mit Sorge in die Zukunft. Sie denkt dabei auch an Geringverdienende, Alleinerziehende, Bürgergeldempfänger oder Rentnerinnen. Es brauche viel mehr Prävention, damit Menschen erst gar nicht ihre Wohnung verlieren. Armut und Wohnungslosigkeit, das wird an so einem Ort klar, liegen nah beieinander. Es betrifft auch Rennings selbst. Aufgrund ihrer Krankheit ist sie erwerbsunfähig, ihre kleine Rente wird aufgestockt. „Aus der Wohnungslosigkeit habe ich es geschafft, aber die Armut ist mir geblieben“, sagt sie.

taz lab 2025 26. April

Ticket jetzt sichern

Mit dem Ticket können Sie alle Diskussionen sowohl live vor Ort, als auch online im Livestream miterleben und später in der Mediathek nachschauen.

tazlab.de

taz lab 2025

26.04.2025 ab 08:30

Weite

25 € ermäßigter Preis
60 € Standardpreis
100 € politischer Preis

55

Pflegende Angehörige sind zu knapp 70 Prozent Frauen, durchschnittlich 55–64 Jahre alt. Die Mehrheit von ihnen ist verheiratet.

Quelle: Sozialverband Deutschland

Auf der Suche nach dem Glow

Anti-Aging-Produkte versprechen spektakuläre Effekte. Nachhaltiger für das Verlangsamen des Alterungsprozesses sind aber andere Dinge

Von Tanja Tricarico

Die Geschichte beginnt in Prag. Mitten im Touri-Viertel gibt es eine Oase der Schönheit. Betritt man den Laden, schwappt einem eine Welle des Wohlbe-findens entgegen: kein Trubel, stattdessen Rosenduft, sanfte Musik. Die Verkäuferin eilt auf die potenzielle Kundschaft zu. Für die jüngere Begleitung hat sie die pastellgrüne Serie im Angebot, duftende Cremes und Peelings gegen Pickel und fettige Haut. Für die ältere Kundin: die rosafarbene Serie. Damit die Augenlider nicht so schlaff wirken und die Fältchen verschwinden, sagt sie und zwinkert. Ein bisschen Glow kann auch nie schaden. Ein Fläschchen Rosenöl kostet schlappe 30 Euro. Das gibt einen tollen Effekt, verspricht die Verkäuferin.

Schlagartig wird der Kundin klar, dass sie wohl keinen Glow mehr hat und dringend etwas tun muss. Während die jüngere Kundin etliche Anti-Pickel-Produkte ins Körbchen gelegt hat, hadert die Ältere noch mit dem Preis für das Anti-Falten-Öl. Und beschließt dann, sich auf das Experiment „Kampf gegen das Altern“ einzulassen. Zum ersten Mal in ihrem Leben.

Mit zunehmendem Alter sind Frauen klar im Nachteil: Hormonmangel führt dazu, dass die Haut labbrig wird, saftlos wirkt. Vielen fallen die Haare aus, mit einem gesunden Schlaf ist es oft auch vorbei. Zusammengefasst: Der Körper verfällt. Bei vielen Frauen ab 50 kommen private Veränderungen dazu: Die Kinder sind aus dem Haus, der Mann sucht sich vielleicht eine Jüngere. Die jüngere Kollegin zieht im Job an einem vorbei. Es sieht also nicht gut aus.

„Dass wir altern, lässt sich nicht vermeiden“, sagt Yael Adler. Adler ist Hautärztin und Ernährungsmedizinerin. Ihr geht es um das Wie. „Altern wir relativ gesund und mit guter Lebensqualität und Lebensfreude, kommen vielleicht auch im Alterungsprozess schöne Aspekte hinzu.“ Zum Beispiel mit guter Ernährung: pflanzliche Kost, Ballaststoffe, wenig Zucker und Salz – ein informiertes, kluges Essen, wie Adler es nennt. Um guten Schlaf sollte man sich auch kümmern, Sport machen, nicht rauchen, Alkohol meiden.

Und: „Einsamkeit ist ein Alterungsfaktor“, sagt Adler. „Es muss nicht immer ein Partner sein, auch Freundschaften und

gute zwischenmenschliche Beziehungen helfen, Stress abzubauen und länger zu leben.“

Das alles macht natürlich mehr Arbeit als ein Öl aufzutragen. Das Geschäft mit scheinbar einfachen Lösungen brummt: Cremes gegen Augenfalten, Masken, die die Kerben um die Mundpartie kaschieren, straffende Lotionen für ein strahlenderes Aus-

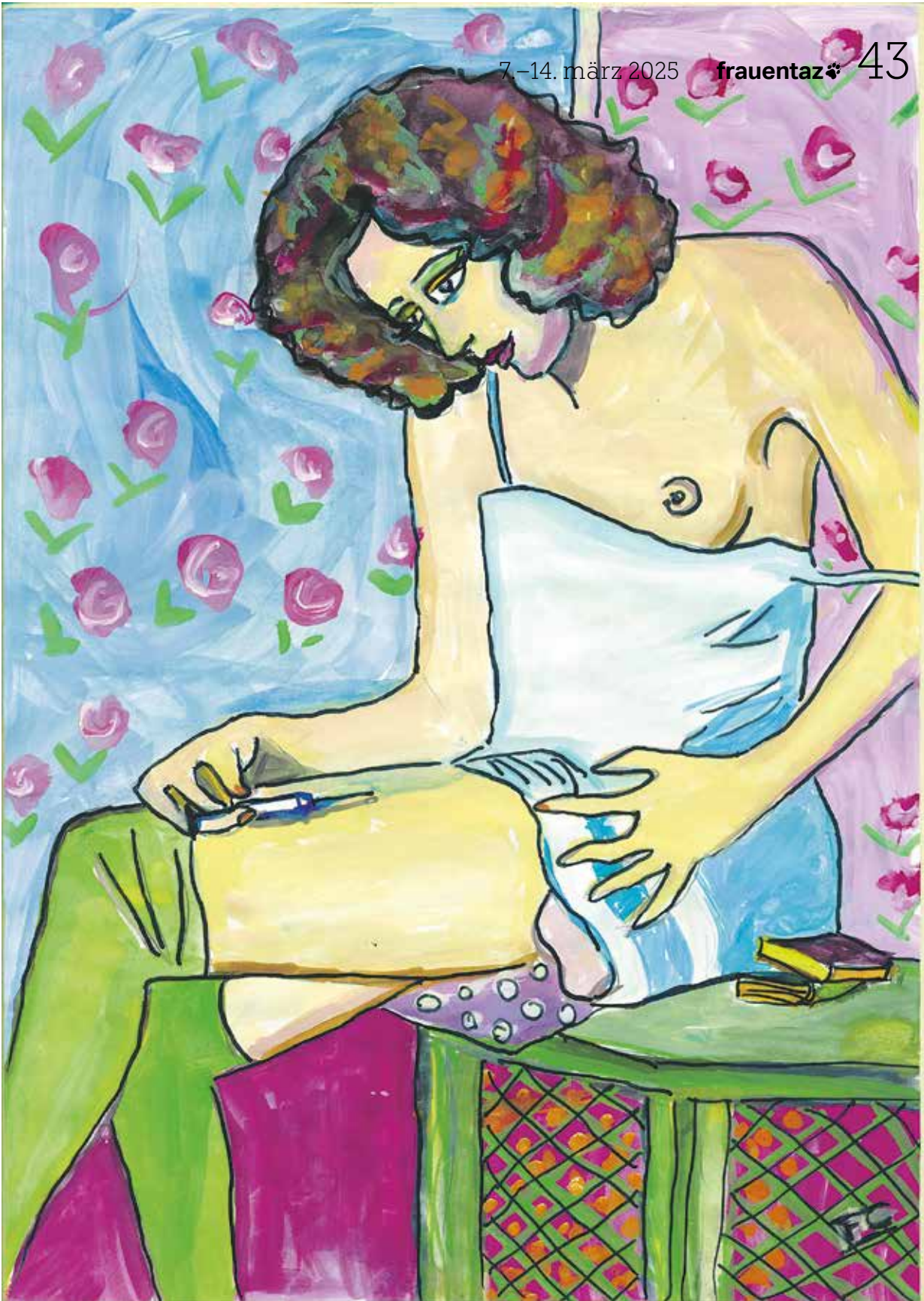
Hormonmangel führt dazu, dass die Haut saftlos wirkt, manche bekommen braune Flecken oder kleine Knubbel

sehen – das Marktforschungsinstitut straits research schätzt den weltweiten Umsatz mit Anti-Aging-Produkten auf rund 45 Milliarden US-Dollar. Tendenz steigend. Grund für die hohe Nachfrage ist ein steigendes Bewusstsein fürs Altern, aber auch das Berufsbild von „Skinfluencern“, die Frauen nahelegen, dass ihre Haut Aufmerksamkeit und Pflege bedarf. Für nachhaltigere Effekte wird schweres Geschütz empfohlen: Spritzen oder Ampullen mit Anti-Alterungs-Seren sollen die Haut lange faltenfrei machen.

„Beim Thema Haut ist Sonnenschutz das A und O, außerdem sollte man für ein gesundes Hautgefühl und weniger Entzündungen nicht alles abseifen“, sagt Adler. Also lieber die großen Hautflächen nur mit Wasser waschen, damit die Haut nicht austrocknet. Dann würde man schnell sehen, dass die Haut doch mehr Fett produziert und sich zu großen Teilen selbst schützt. Und bloß nicht zu viele Produkte mischen. Minimalismus statt Überbeautification.

Aber nach einer Maske mit Hyaluronsäure ist eine gewisse „Saftigkeit“ doch nicht eingebildet? Adler spricht von einem kurzfristigen Effekt. Hyaluronsäure bindet das Wasser für ein paar Stunden und die Haut sieht praller aus. An die tieferen Hautschichten kommt sie aber nicht ran.

Das Rosenöl ist inzwischen leer. Der eine oder andere Glow-Effekt war zwar dabei. Aber die Augenfalten sind immer noch da. Nachschub hat die ältere Kundin sich noch nicht besorgt.



Françoise Cactus, „Die Drogistin“

Die Lücke im Regal

Die Schönheit der Klitoris, brennende Zigaretten als Waffe und Menstruationsschwämmchen: Das feministische Handbuch „Unser Körper, unser Leben“ ist das beste von allen

Von Nina Apin

Letzten Sommer – mich schüttelte gerade eine dieser Hitzewallungen, meine Tochter watete knietief durch ihre Pubertät – war da irgendwann diese Lücke im Bücherregal. Also nur metaphorisch, in Wirklichkeit war jeder Kubikzentimeter Regalvolumen ausgefüllt wie immer. Es war eine inhaltliche Leere, oder besser: eine seelische, ein bisschen wie Liebeskummer. Mir fehlte meine Stütze, mein Rat, dieses empathiegesättigte, zupackende, wenn auch keinesfalls „objektive“ Kompendium von 639 Seiten, das „Frauenratgeber“ zu nennen eine Beleidigung wäre. Mir fehlte: „Unser Körper, unser Leben“.

Das Buch gilt als früher Klassiker der feministischen Selbsthilfekultur: Das „Boston Women’s Health Collective“ brachte „Our Bodies, Ourselves“ Anfang der 1970er für wenige Cent unter die Leute. Schnell entwickelte sich das Buch über sexuelle Gesundheit und Selbstbestimmung zum Bestseller, wurde in viele Sprachen übersetzt und erfuhr zahlreiche neue Auflagen. Die

deutsche Neuausgabe von 1988 („Ein Handbuch von Frauen für Frauen“) landete zu meinem 15. Geburtstag auf dem Gabentisch. Gewünscht hatte ich es mir nicht, es war ein Geschenk meiner Mutter. Damals murmelte ich „Danke“ und schaute etwas verwirrt auf das Umschlagbild, das zwei befreit lachende dunkelblonde Frauen in Weiß zeigte (ich trug eher Schwarz).

Erst heute verstehe ich, was für ein großes Geschenk das war: Auf den Seiten wurde so ziemlich alles verhandelt, womit sich eine heranwachsende junge Frau beschäftigt (soll ich als Vegetarierin Eisenpillen nehmen, warum zwickt der Tampon immer, wie gehe ich mit der Essstörung meiner Freundin um, wachsen meine Brüste eigentlich noch?) oder womit sie vielleicht eines Tages konfrontiert wird (wie komme ich am unauffälligsten an die Pille/einen Schwangerschaftstest/eine Drogenberatung?) – was sie aber unter keinen Umständen mit ihrer Mutter besprechen will.

Damals schleppte ich das Buch kommentarlos in mein Zimmer. Bald wurde es zu ei-

ner Gewohnheitslektüre. Ich nahm es zur Hand, um mich über anatomische Details meines Körpers zu informieren. Und las dann quer: über Sport, Frauenliebe, Abtreibung, Selbstbefriedigung. Den Autorinnen ging es nicht um feministische Theorie, sondern um das Teilen von Körper- und Erfahrungswissen. Sie ließen sehr viele Frauen zu Wort kommen: Schwarze Frauen, schichtarbeitende Alleinerziehende, vergewaltigte Frauen, Frauen mit Behinderung, lesbische Frauen – was meinen bürgerlich-bayerischen Dorfhorizont sehr erweiterte. Sie gaben Lese- und Verhaltenstipps auf eine pragmatisch-fröhliche amerikanische Art. Manches fand ich banal („Achte beim Laufen auf eine bequeme Schrittlänge und beuge die Knie, um die Stöße abzufedern“), anderes untauglich (wie die Menstruationsschwämmchen oder die Schleimbeobachtungsmethode zur Empfängnisverhütung). Anderes war dagegen erhellend: Empowered vom Ratschlag, mich zu vernetzen, trat ich mit meiner Freundin der lokalen

Frauengruppe bei und ertrug erhobenen Hauptes das „Lesben“-Gemurmel. Und als ich beim Trampen (das Buch warnte davor!) einmal in eine hässliche Situation geriet, befreite ich mich mithilfe einer brennenden Zigarette, die ich dank der Bostoner Ladies als „legale Waffe“ abgespeichert hatte.

Das Buch zog mit mir von zu Hause aus und durch die WGs. Zur Hand nahm ich es immer seltener, ich entdeckte stattdessen feministische Theorie und Literatur. Auf dem Nachttisch meiner Mutter tauchte irgendwann der zweite Band „Älter werden“ auf, während ich meinen entsorgte. Zu altmodisch, es gab Aktuellere! Nur: so eine Mischung von feministischer Tatkraft und praxistauglichen Tipps habe ich eben nie wieder gefunden. Und da saß ich dann, mit meinen Hitzewallungen und der Pubertät. Und bestellte mir „Unser Körper, unser Leben“ secondhand. Die Lücke in meinem Bücherregal ist jetzt wieder gefüllt. Und vielleicht lasse ich das Buch demnächst „zufällig“ auf dem Lieblingsplatz meiner Tochter liegen.

63

Als das Frühverrentungsalter für Frauen von 60 auf 63 angehoben wurde, führte das zu einer Verschlechterung der Gesundheit bei den direkt Betroffenen.

Quelle: DIW

64

Frauen, bei denen Brustkrebs diagnostiziert wird, erkranken im Durchschnitt mit 64 Jahren.

Quelle: Deutsche Krebsgesellschaft

Das Leben meiner Mutter

Für ihre Familie hat Renate alles getan, ihren eigenen Schmerz hüllte sie in Schweigen und Vorwürfe. Als die Mutter unserer Autorin stirbt, beginnt das Nachdenken: Haben sie sich wirklich gekannt?

Von **Barbara Oertel**

Es ist Dezember 2021. Gerade habe ich meiner Mutter Renate am Telefon mitgeteilt, dass ich sie an Weihnachten diesmal nicht würde besuchen können. Auch in dem Pflegeheim in Flensburg, in dem sie seit einem Gehirnschlag vor über zehn Jahren lebt, gelten strenge Coronaregeln. Die Alternative wäre allenfalls ein kurzer lächelnder Blick durch eine Plexiglasscheibe gewesen, die Hand an der Scheibe aufgelegt. „Das erste Mal wird Weihnachten niemand von der Familie da sein. Das ist das Schlimmste, was ich seit der Flucht erlebe“, sagt sie, ihre Stimme zittert.

Zwei Monate später, im Februar, stirbt Renate – allein, wie so viele in dieser Zeit, und in ihren letzten Stunden nur von einer Pflegerin begleitet. Sie habe meiner Mutter noch die Fingernägel lackiert. Gepflegt zu sein, das habe ihr immer so viel bedeutet, erzählt sie bei der Trauerfeier, die bizarr

Sich selbst ist Renate nichts, dafür die Familie für sie alles. Mit klar traditioneller Rollenverteilung. Der Mann gibt den Ernährer, die Frau kümmert sich um Haushalt und Nachwuchs. „Ich halte ihm den Rücken frei“ – so lautet einer ihrer Standardsätze, den ich schon in frühester Jugend zu hassen lerne. Den Rücken frei hält Renate meinem Vater auch in meinen ersten Lebensjahren, die ich wegen mehrerer Operationen größtenteils in Krankenhäusern verbringe. Ich sehe verschwommen mein Zimmer zu Hause vor mir, mit einer Truhe, darauf stehen brennende Kerzen. Auch der ortsansässige evangelische Pastor schaut kurz vorbei – für den Fall des Falles. Müßig die Frage, wer fast Tag und Nacht an meinem Bett sitzt.

Wir wohnen recht abgeschieden in Schleswig-Holstein, 15 Kilometer südlich von Flensburg auf dem Gelände einer Erwachsenenbildungsstätte an einem See. Der Weg von dort zur Bun-

Als Kind war ich mit meiner Mutter fast in allen Ferien in Oldenburg bei ihrer elf Jahre älteren Schwester Ruth. Sie ist meine Lieblingstante. Wenn der Eierverkäufer aus dem Nachbarort kommt, werde ich aus dem Zimmer geschickt, aber ich lausche heimlich an der Tür. Es wird ostpreußischer Dialekt gesprochen.

2015 treffen sich einige taz-Kolleg*innen zu einer Besprechung über mögliche Beiträge für Sonderseiten aus Anlass des 70. Jahrestages zum Ende des Zweiten Weltkrieges. Einer von ihnen berichtet von einer Studie über Nachkriegskinder, die als Erwachsene vielfach körperliche Nähe nicht zulassen könnten. Das Gesagte trifft mich ins Mark. Auch Renate und ich konnten uns nie richtig in den Armen nehmen, geschweige denn Zärtlichkeiten austauschen.

Ein paar Monate später rufe ich im Pflegeheim an. Sie ist, ganz untypisch, kurz angebunden. Gerade liefen die Nachrichten, da ging es um Flüchtlinge. „Die kommen doch übers Meer, so wie wir damals über das Meer gekommen sind“, sagt sie und legt auf. Ich atme tief durch. Endlich einmal spricht sie etwas aus, anstatt Dinge in Schweigen zu hüllen und wegzunignorieren.

So wie an einem Tag, als wir beide, ich noch Schülerin, zu Hause in der Küche sitzen. Meine Mutter redet über ihren bevor stehenden Hochzeitstag. Für sie ist der Tag einer der wichtigsten Tage im Jahr. Im Juni 1957 heiratet sie meinen Vater, im Dezember desselben Jahres kommt mein Bruder auf die Welt. Ich frage: „Aber da warst du doch schon ...“, ein bohrender Blick ihrerseits beendet das Thema. In der Pubertät werde ich mir immer mehr bewusst, dass ich mich manchmal vor anderen Leuten für meine Mutter schäme. Aber noch größer ist die Scham darüber, dass ich mich für sie schäme.

1984 ist es mit der vermeintlichen Familienidylle vorbei – mein Vater trennt sich wegen einer anderen Frau. Ich, die ich mich meinem Vater in der Familie am engsten verbunden fühle, soll es richten und ihn davon überzeugen, bei ihr zu bleiben. Doch ich weigere mich, ich will und kann „nicht liefern“, so wie ich später in den Augen meiner Mutter auch nicht liefern werde. Renate kommt nie über diese Trennung hinweg.

In den nuller Jahren stirbt die mittlere Schwester meiner Mutter. Die Beerdigung findet im ostholsteinischen Heiligenhafen statt. Die kleine Kirche ist bis



Meine Mutter blickt mich an und wieder einmal spüre ich es – die stillen Vorwürfe, den Argwohn und das Unverständnis gegenüber diesem Menschen, der da aus ihrem Schoß gekrochen ist

auf den letzten Platz besetzt. Ganz vorne sitzen der Mann meiner Tante und ihr gemeinsamer Sohn Michael, dessen Lebenspartner kauert in der letzten Bankreihe. Sie wollen keinen Anstoß erregen. Da geht meine Mutter nach hinten, kurz darauf nimmt der jetzige Mann meines Cousins neben ihm Platz. Mein Onkel erstarrt, lässt es aber geschehen. Später wird Renate erzählen, sie habe ihn darum gebeten, denn er gehöre doch zur engsten Familie.

Den Abend desselben Tages verbringen Ruth, meine Mutter und ich in Oldenburg. Wir reden über die Verstorbene und leeren dabei eine Flasche Eierlikör. Ruth hat mit 17 Jahren geheiratet und eine Tochter geboren, ihre zweite Tochter ist das Ergebnis des ersten und einzigen Fronturlaubs ihres Mannes, den sie danach nie wieder sieht. Im Osten verschollen, heißt es. Sie bleibt fortan allein. „Hättest du gerne noch einmal eine Beziehung gehabt?“, will ich wissen. Meine Mutter braust auf: „Wie kannst du es wagen, so etwas zu fragen?“, zischt sie mich an. Ruth bleibt ruhig. „Endlich fragt mich mal jemand, nach über 50 Jahren. Ich hätte manchmal Lust gehabt, in den Dorfkrug zum Tanzen zu gehen und auch gerne noch einmal einen Mann im Bett gehabt“, sagt sie und dreht den Kopf zur Seite, dahin, wo ihre Schwester sitzt. „Aber das hat ja niemanden von euch interessiert.“

Es muss bei einer unserer letzten Begegnungen gewesen sein. „Wie kann man eigentlich so leben, wie du lebst? Du bist nicht verheiratet, hast keine Kinder ...“, sagt meine Mutter. „Lass gut sein“, antworte ich, „ich lebe.“ Zu diesem Zeitpunkt habe ich die 50 hinter mir gelassen und die Frage nach Nachwuchs hat sich ohnehin erledigt. Meine Mutter blickt mich an und wieder einmal spüre ich es – die stillen Vorwürfe, den Argwohn und das Unverständnis gegenüber diesem Menschen, der da aus ihrem Schoß gekrochen ist.

Manchmal bedauere ich, mit Renate nicht mehr Zeit verbracht zu haben. Doch ob wir uns nähergekommen wären? Wohl kaum.

Wieder Dezember 2021, ein Tag vor Weihnachten. In meinem Postkasten liegt ein Brief von Renate. Auf einer Weihnachtskarte steht: „Ich wünsche Dir schöne Weihnachten und alles Gute im neuen Jahr. Deine Mama“. Beigelegt sind 50 Euro. Das Kuvert mit Karte und Geld steht immer noch in meinem Regal.

The Solution will not be televised

TEAM taz ZUKUNFT Abonniere den Newsletter zu Klima, Wissen, Utopien taz.de/teamzukunft

anmutet. Rund 30 Personen verteilen sich in der weiträumigen Marien-Kirche in Flensburg und stehen danach noch auf dem Hof mit gebührendem Abstand zusammen, bevor kurze Zeit später alle auseinandergehen. Denn auch der „Leichenschmaus“ fällt der Pandemie zum Opfer.

Auf der Rückfahrt mit dem Zug nach Berlin denke ich über meine Mutter nach, was mir seit ihrem Tod, ehrlich gesagt, nicht oft passiert. Außer jetzt, da ich diesen Text schreibe. Habe ich sie wirklich gekannt und sie mich, das zweite ihrer drei Kinder? Ein „verpfushtes“ Leben – so resümiert meine um sieben Jahre jüngere Schwester einmal Renates 88-jähriges irdisches Dasein. Das hätte meine Mutter so über sich nie gesagt – wie überhaupt stets so vieles ungesagt und unausgesprochen blieb, wenn es um sie, ihre Träume, Wünsche, Hoffnungen und Enttäuschungen ging.

desstraße führt durch ein Waldstück. Renate kutschiert mich bei Wind und Wetter, zunächst über Land in die nächstgelegene Grundschule, später an eine Bushaltestelle, um nach Flensburg zu fahren, wo ich ein Gymnasium besuche. Es ist ihr Beitrag zum Credo dieser Generation, den Kindern solle es einmal besser gehen – besser, auch als ihr.

Meine Mutter ist zwölf Jahre alt, als ihre Familie 1945 aus Königsberg (heute Kaliningrad) vor der Roten Armee flieht. Sie landen in Oldenburg, einer verschlafenen Kleinstadt in Ostholstein. Sie sind nicht willkommen und werden misstrauisch beäugt von den Alteingesessenen. Sich wegducken und möglichst geräuschlos einfügen in die neue Gesellschaft, lautet das Gebot der Stunde. In der zehnten Klasse muss Renate das Gymnasium verlassen, da die Familie das Schulgeld nicht mehr aufbringen kann.

65

Ab 65 Jahren gelten 20,8 Prozent der Frauen in Deutschland als armutsgefährdet, bei den Männern nur 15,9 Prozent. Die niedrigsten Nettoeinkommen haben ausländische Frauen ab 65 mit 792 Euro monatlich, gefolgt von deutschen Frauen mit Migrationshintergrund (939 Euro).

Quelle: Statistisches Bundesamt/Dezim



taz  **shop**

taz-Bauchtasche. Diese Bauchtasche ist für alle, die ihr feministisches Herz am linken Fleck tragen wollen. Damit transportiert ihr nicht nur lässig Handy, Portemonnaie und Schlüssel, sondern auch eine Botschaft. Exklusiv im taz Shop erhältlich!
Größe: ca. B 28 cm, H 15 cm, T 6 cm. **€ 25,00**

10 % Rabatt für taz-Unterstützer:innen*

*Ausgenommen sind Druckerzeugnisse, Wein, Gutscheine und einige Soli-Artikel sowie bereits reduzierte Waren.
taz Shop | taz Verlags- und Vertriebs GmbH | Friedrichstraße 21 | 10969 Berlin | Telefon (030) 25 90 21 38 | tazshop@taz.de | taz.de/shop



ab 67 Jahre

A Woman I
Once Knew
(2024) by
Rosalind Fox
Solomon
published by
MACK

Und was kommt jetzt? Nicht das Ende. Noch nicht. Ja, die Gesellschaft erwartet weiterhin einiges von Frauen. Aber das ist ihnen zunehmend egal. Sie gestalten ihr Leben, trotz Armut, Alleinsein, Alter. Sie geben Dinge und Haltungen weiter. Und stellen sich Fragen, die gerade am Schluss noch mal ganz neu sind. Mit Selbstportraits der Fotografin Rosalind Fox Solomon

freundi*nnenschaft (6)

„Solange wir nicht sterben, reisen wir“

In Berlin-Wedding treffen sich seit mehr als 30 Jahren Seniorinnen in der Frauengruppe Dostluk. Das türkische Wort für Freundschaft ist nicht nur Gruppenname, sondern Programm

Von Elisabeth Kimmerle

A n Gleis 10 im Berliner Bahnhof Gesundbrunnen, wo die Züge aus der Stadt hinausfahren, füllt sich der Bahnsteig mit Menschen, als alle da sind: acht Frauen aus der Seniorinnengruppe Dostluk, die an diesem Freitagmorgen im Januar ans Meer wollen. Hamiyet Ceylan hat die Zugverbindung nach Stralsund ein paar Tage zuvor in der WhatsApp-Gruppe geteilt: „Wer will mitkommen?“ Treffpunkt war 20 Minuten vor Abfahrt, nun ist die Gruppe vollzählig: Hamiyet Ceylan, Gül Selcan, Sakine Aslan, Fatma Kalkan, Veciha Koçak, Kıymet Arslan, Ayten Civan und Semiha Yalçiner – die Jüngste 49, die Älteste 77. Im Regionalzug parkt Sakine Aslan ihren „Mercedes“, wie sie ihren Rollator nennt, im Fahrradabteil und die Frauen verteilen sich auf die freien Plätze.

Die Gruppe bewegt sich synchron, dies ist nicht ihre erste Reise nach Stralsund, sondern mindestens die fünfte. „Dostluk“, das türkische Wort für Freundschaft, ist nicht nur der Name der Gruppe, sondern auch ihr Fundament. Hier treffen sich seit mehr als 30 Jahren jeden Mittwoch Seniorinnen zum Frühstück, die mehr verbindet als ihre Herkunft. „Wenn du in einem fremden Land lebst, bist du eng miteinander verwoben“, sagt Hamiyet Ceylan. Es ist eine tiefe Verbundenheit, die entstanden ist aus geteilten Lebenswegen – aber auch aus der Freude, gemeinsam die Welt zu erkunden.

Einmal pro Woche ein Ausflug

Die meisten der rund 35 Frauen, die mittwochs gemeinsam frühstücken, sind als Arbeitsmigrantinnen in den sechziger und siebziger Jahren nach West-Berlin gekommen und haben ihr Leben lang in Fabriken, Küchen und Krankenhäusern gearbeitet. Heute sind sie in Rente und wollen etwas erleben. Deshalb machen sie einmal in der Woche einen Ausflug. Sie fahren so weit, wie sie an einem Tag kommen, morgens hin und abends zurück: an die Ostsee oder nach Dresden auf den Weihnachtsmarkt, nach Hamburg, Warnemünde oder Lutherstadt Wittenberge. Heute geht es raus aus der Stralsunder Straße in Berlin Wedding – nach Stralsund.

„Als das Deutschlandticket kam, haben wir uns gesagt: Wer hält uns auf? Wir fahren überallhin“, sagt Gül Selcan. Die 69-jährige kam 1972 mit 18 Jahren nach Nassau, um beim Haushaltswarenhersteller Leifheit zu arbeiten. Eigentlich wollte sie nach West-Berlin zu ihrer Schwester, doch im deutschen Anwerbebüro in Istanbul sagte man zu ihr: „Das ist hier kein Reisebüro.“ 50 Jahre später fährt Gül Selcan mit dem Zug, wohin sie will. „In Hamburg waren wir am häufigsten“, sagt sie und Hamiyet Ceylan fügt hinzu: „In dem Fischladen in Billstedt sind wir inzwischen Stammkundinnen.“ Manchmal fahren sie nur nach Hamburg, um ein Fischbrötchen zu essen.

Der Zug nach Stralsund ist an diesem Freitagmorgen voller verkniffener Gesichter. Die Gruppe von acht älteren Frauen, die sich auf Türkisch unterhalten und scherzen, erntet Blicke, manche neugierig, manche misstrauisch. Hamiyet Ceylan glättet Spannungen wie ein Bettlaken. Sie wendet sich auf Deutsch an ihren Sitznachbarn und spricht aus, was in der Luft liegt: „Sag Bescheid, wenn dich unser Gespräch stört.“

Sein Gesicht hellt sich auf, er wiegelt ab. „Wir begegnen auf unseren Ausflügen auch Menschen, die Migrant*innen nicht mögen“, sagt Ceylan. „Wenn es sein muss, wissen wir uns zu verteidigen und verhalten uns dementsprechend.“ Später auf der Rückfahrt werden die Frauen als Einzige im Abteil die drei Polizist*innen fragen, warum sie zum zweiten Mal zwei Männer mit dunklen Haaren kontrollieren und niemand anderen. Nach außen tritt die Gruppe geschlossen auf, nach innen gibt sie Rückhalt.

Hamiyet Ceylan kam 1970 als Neunjährige mit ihrer Mutter nach West-Berlin, wo bereits ihr Vater als Arbeiter lebte. Nach dem frühen Tod ihres Vaters fing sie mit 18 Jahren an, bei Siemens zu arbeiten. Ende der achtziger Jahre heiratete sie und bekam drei Kinder, Anfang der neunziger Jahre ließ sie sich scheiden. Die Kinder zog sie mit ihrer Mutter groß. 1999 verlor sie nach 21 Jahren aufgrund von Stellenstreichungen ihre Arbeit bei Siemens. „Am traurigsten war ich nicht darüber, dass ich meinen Mann verloren habe, sondern meine Arbeit“, sagt sie. Vor zehn Jahren fing die 65-jährige an, ehrenamtlich in der Seniorengruppe zu arbeiten, seitdem organisiert sie die wöchentlichen Ausflüge und das Frühstück. „Das letzte Wort habe ich“, sagt sie, „aber wenn wir zu viele sind, ist es schon problematisch, weil viele schwerhörig sind.“

Die meisten Frauen, die sich bei Dostluk treffen, sind alleinstehend. Doch einsam sind sie nicht. „Wenn Männer allein sind, passen sie nirgends mehr hin“, sagt Hamiyet Ceylan. „Ihr Leben kommt mir sehr begrenzt vor.“ Die Frauen hingegen kommen zurecht. Einige haben sich wie Gül Selcan und Sakine Aslan vor Jahren von ihrem Mann getrennt und waren danach auf sich allein gestellt. Andere wie Veciha Koçak sagten sich nach dem Tod ihres Mannes: „Ich bin nicht gestorben, mein Leben geht weiter. Es macht mich glücklich, mit meinen Freundinnen unterwegs zu sein und neue Dinge zu sehen.“ So entstand ein Freundinnenkreis, der Ehen, Krankheiten, Geldsor-

gen und Lebenskrisen überdauerte. Es gibt in der Dostluk-Gruppe Freundinnen, die sich vor 50 Jahren am Fließband gegenüber-saßen, gemeinsam geheiratet und Kinder großgezogen haben. Andere haben hier in der Rente neue Freundinnen gefunden, mit denen sie ihren Alltag vergessen.

In Stralsund angekommen, schaut die Reisegruppe zuerst kurz beim Döner Express in der Bahnhofshalle vorbei. Dort kennt man die Berlinerinnen schon, hier trinken sie immer noch einen Tee oder zwei. Später werden sie wieder hier einkehren und den ganzen Dönerimbiss mit ihrem Flachsen unterhalten – auch Siegfried, der mit seinem Bier in der Ecke sitzt und ein bisschen türkisch versteht, weil er schon siebenmal in Side im Urlaub war.

Der Wind zieht in die Knochen

Aber erst geht es Richtung Innenstadt und an den Hafen, wo der Wind bis in die Knochen zieht. Auch hier heften sich unverholene Blicke auf die Gruppe, die Hamiyet Ceylan routiniert aus dem Weg räumt. „Das ist hier ein ungewohnter Anblick, acht türkische Frauen, die unterwegs sind und Spaß haben, oder?“ fragt sie einen Passanten, der sich beim Starren ertappt fühlt und vehement verneint. „Es gibt immer noch Leute, die nichts mit uns zu tun haben wollen, die nicht mit uns aufgewachsen sind“, sagt Ceylan später. Seit der Wende reisen sie durch den Osten und auf ihren Ausflügen, so scheint es, erkunden nicht nur sie Deutschland. Sie machen auch alteingesessene Deutsche mit türkeistämmigen Deutschen bekannt, zu denen diese auch nach mehr als 60 Jahren Einwanderung aus der Türkei wenig Berührungspunkte haben.

Dostluk ist eng verbunden mit dem Frauenladen, den die Arbeiterwohlfahrt 1983 in Wedding als Anlaufstelle für Frauen aus der Türkei und dem ehemaligen Jugoslawien eröffnet hat. Die Frauen sind dort gemeinsam alt geworden, manche sind krank geworden, andere gestorben. In diesem Raum ist eine starke Gemeinschaft entstanden, die über Verluste von Angehörigen und Gesundheit hinausträgt. „Solche Räume sind wichtig, die Frauen verlieren ihre Ängste“, sagt Ayten Civan.

„Mit dem Älterwerden kommen Ängste“, sagt Gül Selcan. „Angst vor Krankheiten, Angst vor dem Tod.“ Sakine Aslan hat Angst vor dem Alleinsein. „Manchmal geht es mir nicht gut und ich bleibe zu Hause“, sagt sie. „Aber dann sehe ich, dass Mittwoch ist und gehe zu Dostluk, das gibt mir Kraft.“ Für sie und ihre Freundinnen ist Mittwoch ein Tag, der sie wieder aufrichtet. „In unserem Alter versuchen wir, schöne Tage zu erleben“, sagt die 77-jährige Semiha Yalçiner. „Es gibt uns Kraft bei unseren ganzen gesundheitlichen Problemen und hilft mehr als ein Arztbesuch.“ Die Frauen haben sich einen Raum geschaffen, in dem sie gemeinsam wachsen.

Hamiyet Ceylan hofft, dass sie noch einmal nach Kuba oder nach Kirgistan reisen kann. „Als ich gearbeitet habe, hatte ich Geld, aber keine Zeit; jetzt in der Rente habe ich Zeit, aber kein Geld“, sagt sie. Gül Selcan will noch einmal Nassau wiedersehen, wo sie vor mehr als 50 Jahren in der Fabrik gearbeitet hat. „Solange wir nicht sterben, reisen wir weiter“, sagt Sakine Aslan leicht-hin, und einen Moment schwebt dieser Satz noch in der Luft.

Hamiyet Ceylan, Gül Selcan, Sakine Aslan, Ayten Civan, Fatma Kalkan und Semiha Yalçiner
Foto: privat

”

„Als das Deutschlandticket kam, haben wir uns gesagt: Wer hält uns auf? Wir fahren überallhin“

Gül Selcan

69

Die Dressurreiterin Heidemarie Dresing war 2024 mit 69 Jahren die älteste deutsche Athletin bei den Paralympics in Paris. Sie lebt mit Multipler Sklerose.

Quelle: Team Deutschland Paralympics

Rosalind Fox Solomon aus Tennessee wird mit 38 Jahren Fotografin und reist um die Welt. Über Jahrzehnte dokumentiert sie auch die Entwicklung ihres alternden Körpers. Auf dem letzten Bild dieser Fotostrecke ist sie 93 Jahre alt.
Foto: A Woman I Once Knew (2024) by Rosalind Fox Solomon/MACK



Was wir weitergeben

Die Erbstücke unserer Protagonistinnen sind mehr als nur Gegenstände. Sie erzählen von Müttern, Großmüttern und Urgroßmüttern – und deren Mut und Stärke

Protokolle **Lin Hierse**

Heimaterde im Glas aus Iran für Roya Vahedi

Meine Mutter war 72 Jahre alt, als sie aus unserem Heimatdorf in Nordiran nach Deutschland kam. Sie wusste, dass sie nie wieder dorthin zurückkehren würde. Deshalb sammelte sie vor unserem Haus ein paar Hände voll Erde ein und füllte sie für die Reise mit dem Flugzeug in einen Plastikbeutel. In Deutschland bewahrte meine Mutter die Erde in einem Schraubglas auf. Sie sagte meiner Schwester und mir, dass wir die Erde nach ihrem Tod gemeinsam mit ihrem Sarg begraben sollten. Dann stellte sie das Glas irgendwo in ihren Küchenschrank.

Nachdem unsere Mutter 2016 gestorben war, räumten wir ihre Wohnung aus und fanden die Erde. Wir hatten einfach vergessen, sie mit ihr zu beerdigen. Meine Schwester und ich haben später einen Teil davon auf dem Beet an ihrem Grab verstreut. Den Rest teilten wir unter uns auf. Als meine Schwester starb, habe ich ihren Teil der Erde mit ihr begraben. Mein Teil steht jetzt unten im Keller auf einem Regal – weil die Erde für mich mit Trauer verbunden ist, will ich sie nicht in der Wohnung haben. Obwohl ich gar nicht so heimatsverbunden bin, will ich sie eines Tages auch mit ins Grab nehmen. Auch, weil die Erde mich an meine Mutter erinnert, die eine so starke Frau war.

Sie hat mich und meine 5 Geschwister versorgt und uns allen Bildung finanziert. Sie hat sehr viel handwerklich gearbeitet, zum Beispiel Teppiche gewebt. Mein Vater hat sie geschlagen, oft hat er gesagt, „du bist eine liebe Frau, aber nur, wenn du den Mund hältst“. Meine Mutter hat aber nie den Mund gehalten. Trotz all der Verletzungen und Rippenbrüche hat sie sich immer gewehrt. Ich halte meinen Mund auch

nicht. Ich protestiere gegen Hinrichtungen im Iran und zeige im Alltag Zivilcourage, wenn es nötig ist. Vielleicht habe ich von meiner Mutter also nicht nur die Erde unserer Heimat geerbt, sondern auch ihre Stärke.

Kopftuch zum Schmücken für Fatma Akkaya

Schon als kleines Mädchen habe ich von meiner Mutter ein schlichtes, weißes Kopftuch mit einer hellblauen Borte vererbt bekommen. Es bedeutet mir sehr viel, obwohl ich nicht besonders religiös bin. Aber es ist ein Andenken an meine verstorbene Mama. Sie war Analphabetin und hat trotzdem versucht, selbst im Koran zu lesen. Ich würde sagen, dass ich ihre Lebensart, ihren Mut und ihr Selbstbewusstsein geerbt habe. Das weiße Kopftuch habe ich als junges Mädchen regelmäßig nachmittags zum Koranunterricht getragen.

Zur Schule bin ich damit aber nie gegangen, das habe ich mich nicht getraut. Ich wäre eine totale Außenseiterin gewesen. Es war ohnehin schon schwierig für mich in einer deutschen Klasse Anerkennung zu bekommen.

Aber ich habe alles gemeistert – auch dank meines Vaters, der zu mir gehalten hat. Er hat gesagt, dass ich mich nicht bedecken muss, und wollte, dass ich ein selbstständiger Mensch werde. Ich durfte am Schwimmunterricht teilnehmen, was den meisten türkischen Mädchen nicht erlaubt war, und ich war bei Klassenreisen und Faschingsfeiern dabei. Ich habe sogar am Religionsunterricht teilgenommen und nachmittags dann zu Hause mit meiner Mutter gebetet. Im Nachhinein fühlt sich das teilweise an wie ein Doppelleben.

Ich bewahre das Tuch heute in meinem Kleiderschrank auf. Manchmal benutze ich es noch, wenn ich doch mal

ein Ritual einhalte. Oder ich nehme es so in die Hand und denke an meine Mama. Später will ich es an meine Töchter weitergeben, deshalb habe ich noch weitere Kopftücher gekauft. Natürlich werden sie sich ihre eigenen Gedanken machen und selbst entscheiden, wofür sie die Tücher benutzen.

Es ist eine Kultur und eine Tradition, die ich nicht aufgeben will. Man verschenkt damit noch viel mehr als nur das Tuch selbst – ein Kopftuch ist nicht nur eine religiöse Kopfbedeckung, es kann so vieles sein: ein Schmuckstück, oder ein wärmender Ohrenschutz in der kalten Jahreszeit. Oder man wickelt es sich beim Tanzen um die Hüfte wie einen Rock.

Blechdose für Besonderes für Christa Donner

Die Dose gehörte meiner Mutter. Ich weiß nicht genau, von wem sie sie bekommen hatte – es könnte ihre Schwiegermutter gewesen sein. Meine Mutter bewahrte in der Dose Kaffeebohnen auf. Wie ein kleines Heiligtum stand sie an einem ganz bestimmten Platz im Buffet. Wir Kinder haben sie niemals angefasst, ganz ehrfürchtig waren wir. Dieses kleine Ding hat sozusagen das Reich der Mutter verkörpert. Immer, wenn meine Mutter sie aus dem Schrank nahm, bedeutete das: Jetzt ist ihre Kaffeezeit. Sie oder mein Vater haben dann mit der Handmühle die Bohnen gemahlen.

Bei mir steht die Dose heute wieder im Küchenschrank, das ist ganz automatisch so, dass sie dort stehen muss, vielleicht ist das eine Art Intuition. Ich bewahre darin keine Kaffeebohnen auf, aber dafür besondere Sachen, die für mich nicht alltäglich sind. Konfekt oder ein gutes Stück Schokolade zum Beispiel. Manchmal auch Studentenfutter und Nüsse.

Brosche von stillen Heldinnen für Ines Chavah Stenger

Meine Großmutter erhielt eine Brosche als Mitgift, als sie 1930 zusammen mit meinem Großvater aus Hannover abreiste. Von Bremen aus fuhren sie mit einem Schiff nach Buenos Aires, von dort ging es weiter ins Landesinnere an die Grenze zwischen Brasilien, Paraguay und Argentinien. Ein jüdischer Großgrundbesitzer hatte dort Land gekauft, um es günstig an junge Ehepaare abzugeben, die den Urwald besiedeln sollten. Doch schon kurz darauf wurde mein Großvater unter ungeklärten Umständen bei einer Feier der Kolonisten ermordet. Meine Großmutter war plötzlich ganz auf sich allein gestellt. Sie kämpfte sich durch und brachte fünf Kinder zur Welt.

Meine Mutter erhielt die Brosche von ihr, als sie mit 13 Jahren nach Buenos Aires geschickt wurde. Sie lebte dort in einem jüdischen Waisenhaus, wo sie eine Ausbildung zur Hauswirtschaftlerin und Kindererzieherin erhielt. Während dieser Zeit entdeckte sie ihre Liebe zum Judentum und lernte eine andere Art des Lebens kennen. Das Judentum wurde so zu einem zentralen Teil ihres Lebens.

Mit 18 heiratete meine Mutter meinen Vater – einen Holocaust-Überlebenden, der, wie sie selbst, stark traumatisiert war. Er war die Liebe ihres Lebens. Sie bekamen sechs Kinder und wanderten 1971 nach Berlin aus, denn mein Vater stammte von dort.

Für meine Mutter war das Leben hart, die Stadt und die fremde Umgebung waren neu für sie und sie litt unter einer schweren Sehbehinderung. Trotzdem hielt sie die Familie zusammen und setzte alles daran, ihren Kindern eine bessere Zukunft zu ermöglichen. Dass sie dennoch am Ende nur

eine Rente von 250 Euro bekam – das war eine viel zu geringe Anerkennung für ihr lebenslanges Schaffen.

Meine Mutter war eine unglaublich starke Frau. Sie hat mir gezeigt, wie wichtig es ist, sich im Leben durchzukämpfen. Kurz vor ihrem Tod gab sie mir die Brosche. Jedes ihrer Kinder bekam etwas anderes von ihr, doch sie wusste genau, dass ich, so wie sie, gern schönen Schmuck trage. Aber für mich ist die Brosche mehr als nur ein Schmuckstück. Sie symbolisiert meine Verbundenheit mit meiner Familie und Herkunft. Manchmal trage ich sie – und fühle mich in diesen Momenten meiner Mutter ganz nah.

Tischdecke mit Geschichte für Monika Krieps*

Die Tischdecke gehörte meiner Urgroßmutter. Mein Onkel hatte sie wohl lange bei sich, ich habe sie erst nach seinem Tod von seiner Frau bekommen – damit habe ich nicht gerechnet. Über die Familie meines Opas war mir lange nichts bekannt, weil er als Junge von zu Hause abgehauen ist und zur kaiserlichen Marine ging. Von der Frau meines Onkels habe ich erfahren, dass meine Urgroßmutter Weißnäherin war und diese Tischdecke selbst genäht hat. Mir bedeutet es viel, so unverhofft mehr über meine Geschichte erfahren zu haben.

Wir benutzen bei uns zu Hause eigentlich gar keine Tischdecken, aber diese lege ich jetzt zu Weihnachten aus, weil mit Kreuzstich kleine Kerzen eingestickt sind. Sie ist wertvoll für mich. Ich würde sie gern weitergeben, wenn ich selbst nicht mehr da bin, aber ich habe keine Kinder. Gerade denke ich viel darüber nach, was nach meinem Tod mit all meinem Plunder passieren soll. Vielleicht soll die Tochter meines Mannes die Decke bekommen.

*Name geändert

70

Frauen ab 70 leben heute deutlich seltener alleine als noch in den 1990ern. Damals gab es noch wesentlich mehr Kriegswitwen.

Quelle: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung

73

In den mittleren Jahren sind Frauen zufriedener mit ihrem Leben als Männer, mit steigendem Alter aber unzufriedener.

Quelle: BMFSFJ

„Ich gehe zur Tafel, und ich schäme mich nicht dafür“

Vor 20 Jahren beschloss Deutschland einen Zuwanderungsstopp für Jüdinnen und Juden aus der Sowjetunion. Bis dahin waren 220.000 Menschen ins Land gekommen. Viele von ihnen leben heute in Altersarmut und sind auf Unterstützung angewiesen. Die Geschichte dreier Frauen

Aus Potsdam **Erica Zingher**

Jeder kennt das Stereotyp vom reichen Juden, von einem, der gerne Geschäfte macht. Das Gerücht einer privilegierten Minderheit, im Mittelalter entstanden, hält sich bis heute, ist Teil von Verschwörungsmythen und antisemitischen Weltbildern. Mit der Realität hat es nichts zu tun, besonders in Deutschland nicht. Hier sind die meisten Jüdinnen und Juden arm.

Elvira Sukhomlinova, 75, ist eine davon. 2004 wanderte sie mit ihrem Mann aus der Ukraine nach Deutschland ein. „In einem der letzten Züge“, wie sie sagt. Sie meint damit das Ende einer jüdischen Migrationsbewegung aus der ehemaligen Sowjetunion. 1991 beschloss das wiedervereinigte Deutschland, in großer Zahl jüdische Migrantinnen und Migranten aufzunehmen. Erst im Jahr 2005 trat eine neue Regelung in Kraft, die praktisch zum Zuwanderungsstopp führte.

Etwa 220.000 Menschen kamen in diesem Zeitraum, rund 70.000 davon leben heute in Altersarmut. Ihre Berufsjahre in der Sowjetunion wurden bei der Rentenberechnung nicht angerechnet. 93 Prozent der jüdischen Seniorinnen und Senioren in Deutschland sind auf Grundsicherung angewiesen – im Vergleich zu 2,4 Prozent der deutschen Rentnerinnen und Rentner.

Ein Freitag im Februar. In der jüdischen Gemeinde in Potsdam hat Sukhomlinova gerade die Probe des Chors, den sie leitet, beendet. „Macht’s gut, Mädels“, ruft sie den alten Damen im Vorbeigehen noch zu.

Im Veranstaltungsraum der Gemeinde, unter der Fensterfront, hängen zwei Luftballons in den Farben der ukrainischen Flagge. Dort sitzt Elvira Sukhomlinova – roter Pferdeschwanz, grauer Pullunder – mit zwei weiteren Frauen im Stuhlkreis: Faina Michailowna – braune Locken, rote Lippen –, 86, aus Weliki Nowgorod, Russland, Swetlana Bratislavaskaja – Plüschhut im Tiger-

muster, pinke Lippen –, 74, aus dem ukrainischen Czernowitz. „Drüben“, sagen alle drei Frauen auf Russisch, in ihrem früheren Leben, vor Deutschland, hatten sie angesehene Berufe. Michailowna arbeitete als Lehrerin, Bratislavaskaja war Bauingenieurin und Sukhomlinova Musikpädagogin. Keine der Frauen hat in ihren alten Beruf zurückgefunden, das gilt auch für die meisten anderen jüdischen Zuwandererinnen und Zuwanderer. Viele von ihnen kamen gut ausgebildet – doch ein Großteil der Abschlüsse wurde in Deutschland nicht anerkannt. „Nach unserer Ankunft hat uns eine Lehrerin im Deutschkurs gesagt: ‚Ihr werdet alle Putzfrauen‘“, erzählt Bratislavaskaja. Dass es hart werden würde anzukommen, sich etwas aufzubauen, habe Sukhomlinova erwartet, sagt sie. „Deshalb konnte ich nicht enttäuscht werden.“

„

„Wir haben nicht viel und trotzdem ein reiches Leben. Wir sind glücklich“

Elvira Sukhomlinova

Als arm oder bedürftig will sich aber keine der Frauen sehen. Bratislavaskaja, mit erhobenem Kinn, durchdringendem Blick: „Ich gehe zur Tafel, und ich schäme mich nicht dafür.“

Sukhomlinova: „Richtig so.“ Bratislavaskaja: „Die Tafel ist eine große Hilfe. Ich spare dadurch 200 bis 300 Euro im Monat. Sie trägt dazu bei, dass wir uns wie normale Menschen fühlen.“

Sukhomlinova: „Zur Tafel kann ich nicht gehen – aber ich finde es auch nicht schlimm, dass du gehst.“

Bratislavaskaja: „Unsere Leute, die sowjetischen Juden, gehen alle da hin, schon immer.“

Vielleicht ist es der Stolz, der aus ihnen spricht, vielleicht auch das Gefühl, dass ein Leben in Deutschland mit wenig Geld immer noch besser ist als eines mit mehr Geld in der Ukraine oder in Russland. Sie hätten ihre Auswanderung nie bereut, sagen Michailowna und Bratislavaskaja. Und Sukhomlinova erinnert an den Krieg in ihrer Heimat, der Ukraine: In Deutschland sei wenigstens Frieden.

Das Bild, das die drei Frauen von ihrem Leben zeichnen, wie sie über den erlebten Abstieg sprechen, ohne Verbitterung, Wut oder Selbstmitleid, widerspricht auf den ersten Blick allem, das jüdische Institutionen und Nachkommen der Betroffenen seit Jahrzehnten anprangern. Diese erzählen von Brüchen in Biografien, die die Menschen nicht überwunden hätten, von einem schweren Leben im Alter, von einem politischen Versagen, da jede Bundesregierung das Problem über Jahrzehnte vernachlässigt habe. Bis 2023 ein Härtefallfonds eingerichtet und den Betroffenen einmalig 2.500 Euro ausgezahlt wurde – für Jahrzehnte der Arbeit, die in Deutschland nie anerkannt wurden.

Michailowna, Bratislavaskaja und Sukhomlinova wollen sich mit diesem Bild nicht identifizieren. „Wir haben nicht viel und trotzdem ein reiches Leben. Wir sind glücklich“, sagt Sukhomlinova. Die anderen nicken zustimmend.

Ob sie damit nicht die Realität beschönigen? Denjenigen in den Rücken fallen, die die Emigration als Abstieg erlebt haben? Es gebe solche, die sich in Deutschland verloren hätten, dem stimmen die Frauen zu. Verantwortlich dafür sei aber jeder Einzelne selbst. Charaktersache, sagen sie.

Zufrieden zu sein mit einem Leben an der Armutsgrenze, den Einzelnen und nicht die Strukturen, den Staat in die Verantwortung zu nehmen, ihre Abwehr, das alles lässt sich besser verstehen, blickt man auf ihre Sozialisation im Sozialismus.

Michailowna, Bratislavaskaja und Sukhomlinova teilen die Erfahrung eines Lebens, das von Mangel geprägt war. Eines, in dem man vom Staat nichts zu erwarten hatte, weil sich dort die Eliten die Taschen vollstopften und jeder für sich selbst kämpfen musste. Dieses Leben, da sind sich die drei sicher, habe sie auf das Überleben in Deutschland vorbereitet. Sie seien erprobt darin, mit wenig auszukommen – besonders als Frauen.

Bratislavaskaja: „Die Frau ist an das harte Leben gewöhnt.“

Sukhomlinova: „So war das schon immer!“

Michailowna: „Wir Frauen haben gelernt, uns anzupassen.“

Großes Gelächter bricht aus.

Bratislavaskaja: „Gerade wir sowjetischen Frauen kennen es nicht anders.“

Sukhomlinova: „Uns durchzuschlagen, mit wenig auskommen, das haben wir alles schon durch. Uns kann nichts mehr schockieren.“

Offizielle Gleichberechtigung – das wurde in der Sowjetunion propagiert. Frauen wurden massenhaft in den Arbeitsmarkt eingebunden. Gleichzeitig herrschten Berufsverbote für mehr als 450 Berufe, die mit dem Schutz der Fortpflanzungsfähigkeit begründet wurden. Frauen hatten Zugang zu Bildung, durften wählen, Schwangerschaftsabbrüche waren legal. Die Sowjetunion blieb dennoch ein von

Männern geführter Laden, auch wenn die Ideologie anderes versprach.

Doch während Frauen in Westdeutschland noch ihren Ehemann um Erlaubnis bitten mussten, arbeiten gehen zu dürfen, flog eine sowjetische Frau ins All, waren die Frauen selbstverständlich Teil der Arbeiterschaft – und erzogen nebenbei noch Kinder, kochten für den Ehemann und putzten die Wohnung.

Das ist es, was die drei Frauen meinen, wenn sie davon sprechen, dass die Sowjetbürgerin gelernt habe, ein schwieriges Leben zu bewältigen. „Viel leicht sind wir nicht das beste Beispiel für arme Juden“, sagt Sukhomlinova und grinst. Sie wisse, dass sie und ihre Freundinnen Glück gehabt hätten. Weil sie sich und eine Gemeinschaft in jüdischen Strukturen gefunden, sich einen Sinn im Leben gesucht hätten. Den Chor zum Beispiel, mit dem die Frauen seit Jahren erfolgreich durch Deutschland touren. Einen jüdischen Frauenklub, den Michailowna vor 25 Jahren gegründet und aufgebaut hat. Um ja keine Zeit zu haben, dem alten Leben nachzutruern, sagt sie.

Das Bild der bedürftigen Juden einerseits, die mit der Entwertung ihrer Lebensleistung nie fertig wurden, und andererseits das derer, die leichtfertiger mit dieser Erfahrung umgegangen sind, vielleicht sogar ihren Frieden damit gefunden haben, müssen sich nicht widersprechen. Im Gegenteil. Sie veranschaulichen, wie unterschiedlich der Mensch auf Systemwechsel, auf Migration und Armut reagiert. Die politische Forderung, Altersarmut unter den jüdischen Zugewanderten zu bekämpfen, verliert dadurch nicht an Wert.

Neben der Eingangstür sitzt Michailownas Mann David, 92, geduldig wartend, er schläft. „Er hat keine Lust mehr, den alten Geschichten zuzuhören“, sagt Sukhomlinova und lächelt. „Aber wir“, sagt sie dann noch, „wir sind froh, wenn jemand zuhört.“

74 Jahre alt werden heute geborene Frauen weltweit im Schnitt. In Deutschland werden sie durchschnittlich 83 Jahre alt.

Quelle: WHO

75 Mehr als jede dritte Frau zwischen 70 und 79 Jahren gibt an, sexuell aktiv zu sein.

Quelle: AOK

WAS IST HIER ZUKUNFT

Wann schlagen wir das Patriarchat zurück?

Ein Gespräch über die Bekämpfung von geschlechtsspezifischer Gewalt mit Sylvia Haller, Stefanie Knaab und Julia Habermann

Hamburg
07.03.25
19:00 Uhr

taz  seitenwende on tour

Unabhängiger linker Journalismus im Hier, Jetzt & Morgen. Und auch in Ihrer Nähe!

Gemeinsam sprechen wir über Themen, die uns bewegen – und wollen uns mit Ihnen das digitale

Lesen genauer anschauen. Sie haben dazu Fragen? Schwierigkeiten oder Unklarheiten?

Bringen Sie sie mit und zusammen finden wir die passenden Antworten.

Hilfe in Sachen ePaper & Abo ab 17:00 Uhr

Anmeldung und alle Informationen: taz.de/seitenwende

betahaus | Schanze
Eifflerstraße 43
22769 Hamburg

Und jetzt noch Oma

Es ist die nächste große Rollenerwartung: Dass Frauen sich nach Beruf und Mutterschaft liebevoll ihren Enkelkindern zuwenden. Doch das passt längst nicht für alle. Drei Frauen erzählen, was Großmutter-Sein für sie bedeutet

Protokolle **Uta Schleiermacher**

Umzug für die Enkel

Als meine Tochter geheiratet hat, da habe ich mir gesagt: Ich komme nach Hamburg, wegen meiner Enkelkinder. Ich bin dann 2014 von Nordrhein-Westfalen in eine Wohnung im Stadtteil Eimsbüttel gezogen. Anfangs habe ich mich dort sehr allein gefühlt. Geholfen hat mir der Seniorenkreis in der Kirche. Ich bin Katholikin. Dort mache ich alles mit, was sie anbieten.

Die längste Zeit meines Lebens habe ich in Nordrhein-Westfalen gelebt. Ich bin in den 70er Jahren aus Indien dorthin gekommen, habe die Sprache und dann Krankenpflege gelernt und 40 Jahre in Gladbeck als Krankenschwester gearbeitet. Hier habe ich auch meinen Mann kennengelernt und mit ihm unsere zwei Kinder großgezogen. Mein Mann ist vor 18 Jahren gestorben.

Als mein Enkelsohn auf die Welt kam, der erste, da habe ich mich sehr gefreut. Mittlerweile habe ich vier Enkelkinder, und die stehen bei mir an erster Stelle. Meinen ersten Enkelsohn und seine Schwester habe ich anfangs jeden Tag aus der Kita abgeholt. Jetzt sind sie 10 und 8 Jahre alt und in der Schule und wohnen etwas weiter weg, daher sehe ich sie jetzt etwa einmal im Monat. Die anderen beiden sind 3 und 6 Jahre alt. Das sind die Kinder von meinem Sohn, die sehe ich zwei- bis dreimal pro Woche.

Mein Sohn hatte erst noch in Siegen gewohnt. Nach seiner Hochzeit hat er mich gefragt, ob ich nicht zu ihnen in die Nähe ziehen würde. Aber ich habe ihm gesagt: Nein, jetzt bin ich hier in Hamburg und habe mich hier an vieles gewöhnt und es gefällt mir auch sehr gut hier. Er hat sich am Ende eine neue Ar-

beit gesucht und ist auch nach Hamburg gekommen.

Oma-sein bedeutet für mich, dass ich den Kindern von Gott und der Welt erzähle und für sie Sorge, wenn die Eltern nicht da sind. So kenne ich das aus meiner Familie. Ein bisschen ein religiöser Touch kommt für mich dazu: Ich zeige ihnen auch Bilder von Jesus und erzähle von ihm. Manchmal stellen sie mir dann

„Als Oma bin ich nicht die allerwichtigste Person, und das soll auch so sein“

Philomena K.

Fragen, etwa, warum aus Jesus Blut herauskommt oder warum er in einer Krippe liegt. Das kann ich noch nicht so konkret beantworten, sie sind ja noch so klein. Ich sage dann, dass es wichtig ist, für alles dankbar zu sein. Und ich sage, ihr müsst an etwas Gutes denken, wenn wir in der Kirche eine Kerze anzünden. Omas geben mal eine Schokolade oder ein paar Süßigkeiten mehr, und

taz **blogs**

Wie tickt die taz? Das Blog aus und über die taz mit Innenansichten, Kontroversen und aktuellen Entwicklungen. Die taz ist kein abgeriegelter Komplex – die taz gehört ihren Leserinnen und Lesern, sie versteht sich als Zeitung, die Debatten führt und auch den eigenen Standpunkt reflektiert. taz.de/blogs/hausblog

meine Tochter sagt mir dann: Mama, das sollst du nicht. Ansonsten haben wir kaum Konflikte.

Manchmal sagen die Enkelkinder zu mir: Das bestimmst nicht du, sondern Mama und Papa. Als Oma bin ich nicht die allerwichtigste Person, und das soll auch so sein. Ich weiß noch nicht, wie es wird, wenn sie groß werden. Jetzt habe ich so viel Freude mit ihnen, wir laufen und sprechen viel miteinander. Wenn ich weit weg von ihnen wohnen würde, das wäre nicht so schön. Dann würde ich nicht sehen, wie sie wachsen, und ich könnte auch nicht richtig mitreden. Ich bin froh, dass ich für sie da sein kann.

Philomena K., 75, aus Hamburg

Unerfüllter Oma-Wunsch

Den Wunsch, Oma zu sein, habe ich schon immer gespürt. Ich wünsche mir Enkelkinder, und ich sehne mich danach, ihnen eine gute Oma zu sein. Ich war auch gern schwanger, da hatte ich gar keine Probleme, und ich fand es auch schön, Mutter zu sein. Dabei war meine Situation nicht immer einfach: Meine beiden Söhne habe ich im Prinzip allein aufgezogen.

Mein jüngerer Sohn ist jetzt 38, und er möchte keine Kinder in die Welt setzen. Er hat Sorge, dass wegen der Umweltverschmutzung, Klimaerwärmung und schlimmen Wetterereignissen keine Zukunft für die Generation nach ihm besteht. Dabei kann er so gut mit Kindern, die kommen immer schnell zu ihm und fassen Vertrauen. Ich denke aber, seine Entscheidung ist bei ihm eine ernst gemeinte Lebenseinstellung. Er hat sich sehr stark damit befasst, er lebt auch vegan und sehr bewusst. Als ich das verstanden habe, war ich traurig.



Foto: A Woman I Once Knew (2024) by Rosalind Fox Solomon published by MACK

Die Freundin meines älteren Sohnes (er ist 40) hat ein Kind aus ihrer vorherigen Beziehung. Sie wohnen etwa 30 Kilometer von Lübeck entfernt. Der Kleine ist 8 Jahre alt, und ich würde ihn gern mehr sehen und auch eine gute Beziehung zu ihm aufbauen. Aber wenn ich komme, ist die Freundin oft mit ihm bei ihren Eltern, und ich sitze dann mit meinem Sohn allein am Tisch.

Dann gibt es noch meine Nichte in Hamburg. Sie hat zwei kleine Töchter, 5 und 2, und die waren auch schnell vertraut mit mir. Als die Ältere noch kleiner war, hat sie von sich aus zu mir gesagt: „Das ist Omi Tina. Keine Tante.“ Auch in der Kita hat sie zu den Erzieherinnen gesagt: Das ist meine Omi, und sie sagt es auch heute noch. Wir hatten dann aber etwa zwei Jahre lang fast gar keinen Kontakt. Meine Nichte meinte damals, sie hat nicht so viel Zeit, sie zieht es vor, sich mit ihren gleichaltrigen Freundinnen zu treffen, die stehen ihr näher. Dabei will ich gar nicht zum Kaffeekränzchen kommen, sondern gern auch Oma-Aufgaben übernehmen, also die Kinder von der Kita abholen oder mit ihnen spielen und die Eltern entlasten. Auch der regelmäßige Kontakt zu den Kindern war mir wichtig. Inzwischen hat sie sich wieder mehr angenähert.

Ich fühle mich oft isoliert, und das tut mir sehr weh. Ich würde in meiner Familie gern mehr Nähe und Zusammengehörigkeit erleben. Wenn meine Söhne am Abend Freunde zur Geburtstagsfeier einladen und mich und die Eltern der Freundin zum Brunch, dann ist nach zwei, drei Stunden die Erwartung, dass ich nach Hause gehe, auch wenn ich gerne noch bleiben würde. Ich verstehe mich

gut mit ihren Freunden. Aber sie wollen wohl mehr unter sich sein.

Oma-sein bedeutet für mich Geborgenheit geben und Ruhe. Manchmal denke ich, mit einer Tochter wäre das vielleicht klarer. Meine Schwester, die wollte eigentlich gar keine Kinder. Sie bekam dann doch eine Tochter und hat jetzt zwei Enkelkinder. Ich habe auch schon darüber nachgedacht, mich als „Oma auf Zeit“ zu engagieren. Das hat sich bisher aber noch nicht richtig ergeben. Dabei merke ich: Der Umgang mit Kindern, der liegt mir einfach.

Das Soziale ist mir allgemein sehr wichtig. Beruflich habe ich auch oft Kinder betreut, erst im Frauenwerk im Spielkreis für alleinerziehende Mütter, wo wir auch damals schon sehr kleine Kinder aufgenommen haben, was zu der Zeit etwas Besonderes war, später auch als Betreuerin. Zurzeit passe ich einmal die Woche auf eine Vierjährige auf, die ist sehr temperamentvoll. Das genieße ich richtig, wenn ich da bin, auch die Gespräche mit ihrer Mutter. Das ist für mich seelisch toll, ich fühle mich viel besser und ganz beschwingt, wenn ich dann nach Hause fahre. Und weniger allein.

Martina P., 67, aus Lübeck

Unterstützend aus der Ferne

Ich bin selbstständig und noch voll berufstätig. Und dann habe ich noch eine 50-Prozent-Arbeitsituation in der Politik, da engagiere ich mich für Frieden, für Frauen, Antifa, im Eine-Welt-Netz und im Arbeitskreis zur Verkehrsinfrastruktur Fahrrad in Oberhausen. Das Übliche halt. Es gibt wenige Menschen, die sich bewegen wollen, und die, die sich bewegen, sind dann schnell überall mit drin.

Anfangen habe ich mit Amnesty International, ich komme also aus der Menschenrechtsarbeit, und wenn ich mich heute für gefahrloses Radfahren in Oberhausen einsetze, dann hat das für mich auch etwas mit Menschenrechten zu tun. Einmal war ich bei einer Veranstaltung der jüdischen Gemeinde und habe mich da mit dem Rabbiner unterhalten. Ich habe ihm gesagt: Ich bin nicht religiös, aber Menschenrechte liegen mir am Herzen. Da hat er gesagt, das versteht er, man muss keinen Gott haben.

Konkret bin ich in mehreren Vereinsvorständen und auch im Arbeitskreis Frauen und Migration. Ich organisiere Demos, mache Flyer und betreue Infostände. Letztens habe ich die Kundgebung zum Hanau-Gedenken angemeldet und davor die Demo gegen rechts, nachdem die CDU mit der AfD gestimmt hat, die war sehr erfolgreich mit rund 500 Leuten. Das nächste ist jetzt der 8. März, da machen wir etwas zu „Starke Frauen, starke Geschichten“.

Ich bin dreifache Oma, die drei Mädchen sind die Kinder meiner ältesten Adoptivtochter und sie sind jetzt 12, 10 und 1,5 Jahre alt. Ich fühle schon Verantwortung. So wie ich sie auch für meine Kinder habe. Mein erstes eigenes Kind habe ich mit 45 bekommen, da waren andere schon im Oma-Alter.

Insgesamt habe ich fünf Kinder, die älteren drei habe ich adoptiert, sie sind heute 36, 34 und 29. Sie sind die leiblichen Kinder von meinem Mann. Er hat sich erst so richtig gekümmert, als wir geheiratet haben, da haben wir sie zu uns geholt. Sie hatten vorher im Familienzusammenhang in Côte d'Ivoire gelebt. Das war nicht einfach für sie, und der Jüngste ist hier nicht so richtig angekommen. Ihn zu holen, das war vielleicht doch ein Fehler.

Meine Tochter sagte mal zu mir: Du bist viel gereist, als du so alt warst wie ich. Das kann ich mir nicht leisten, daher habe ich die Kinder. Klar, mit Kindern war auch für mich damals das Herumreisen vorbei. Sie ist jetzt in Elternzeit. Ich sehe mich in der Verantwortung, die Familie zu supporten, auch finanziell, mit einem Gehalt wird es halt knapp.

Über Weihnachten und den Jahreswechsel waren sie alle hier. Ich habe noch das Haus, in dem wir früher zusammen gewohnt haben. Es gibt also Platz. Und sie kommen dann her und überfallen mich. Aber es entsteht nicht so sehr die typische Enkel-Situation, wo die Oma sich mit dem Kind zurückzieht.

Ich arbeite normal weiter, von zu Hause. Und die Kinder wissen das auch und gehen dann leise an meinem Büro vorbei. Sie kennen mich als Berufstätige. Und ich finde es gut, dass ich mich auch zurückziehen kann. Meine Tochter kümmert sich um das Kochen für alle. Klar, das ist nett, wenn mich die 1,5-Jährige morgens anstrahlt. Aber ich kann auch ohne.

Meine Rolle beschränkt sich darauf, die Enkel aus der Ferne zu unterstützen. Ich freue mich, wenn sie da sind. Aber ich freue mich auch, wenn ich wieder meinen eigenen Alltag habe.

Andrea-Cora Walther, 70, aus Oberhausen

77 Wegen Mehrfachbelastungen ist es weniger wahrscheinlich, dass Frauen sich ehrenamtlich engagieren. Das bedeutet auch weniger soziale Teilhabe. Doch dieser Geschlechterunterschied nimmt zwischen 70 und 80 ab.

„Rosel muss nicht mehr“

Rosemarie Knoll ist 91 und nicht mal die Älteste in ihrer Seniorenwohnanlage. Ein bisschen möchte sie schon noch vom Leben haben, sagt sie

Interview **Plutonia Plarre**

taz: Frau Knoll, was ist wichtig im Alter?
Rosemarie Knoll: Der Kopf ist sehr wichtig. Wenn der nicht mehr richtig funktioniert, wenn man anfängt, Dinge zu vergessen, das ist schlimm.

taz: Geht Ihnen das so?
Knoll: Nun ja. Ich habe manchmal Schwierigkeiten, mir Sachen zu merken, ich bin im Dezember 91 geworden. Wenn ich mit jemandem was mache, muss ich mir das aufschreiben, sonst vergesse ich das.

taz: Körperliche Einschränkungen sind nicht so schlimm?
Knoll: Dafür habe ich meine Hilfsmittel. Ich habe ein Hörgerät und ich gehe jetzt mit dem Rollator. Ich kann auch noch alleine laufen, aber dann dreht es sich und ich muss mich festhalten. Wenn wir hier eine Veranstaltung haben, steht alles voller Rollatoren. Früher hatte hier keiner einen. Wir sagen manchmal: Wenn wir unsere Mercedes nicht hätten!

taz: Die durchschnittliche Lebenserwartung einer Frau liegt bei 84. Sie wohnen in Gera/Thüringen in einer Senioreneinrichtung des Arbeiter-Samariter-Bundes. Dazu gehört ein Pflegeheim mit 120 Betten und 67 Appartements, Betreutes Wohnen genannt. Sind Sie in der Anlage die Älteste?
Knoll: Es gibt noch Ältere. Da ist zum Beispiel eine 98-jährige Lehrerin. Voriges Jahr gab es hier eine Frau, die war 99. Erst mit 97 ist sie vom Betreuten Wohnen rüber ins Pflegeheim. Ihren hundertsten hat sie aber nicht mehr geschafft. Ich war eine der Ersten, die hier 2005 in das Betreute Wohnen eingezogen sind: Erster Stock, Balkon, zwei Zimmer, Bad, Küche, da wohne ich immer noch.

taz: Wie kann man sich Ihren Tagesablauf vorstellen?
Knoll: Das meiste mache ich noch selbst, wir können aber auch die Kantine und den Speisesaal des Pflegeheims drüben mitbenutzen. Wir haben eine Ansprechpartnerin, die Frau Röder. Sie schickt uns auch den Handwerker, wenn ein Wasserhahn kaputt ist, und lädt uns zu Veranstaltungen

ein: Tanzmusik, Spielenachmittage, Fasching. Früher habe ich auch noch an den Ausflugstouren teilgenommen. Ich lese jeden Tag meine Zeitung, die *Ostthüringer Zeitung*. Die hatten mein Mann und ich schon in den 50er Jahren. Ich rufe auch in der Redaktion an, wenn sie nicht im Briefkasten ist.

taz: Welche Themen interessieren Sie besonders?
Knoll: Was an und für sich so in Gera passiert. Sonnabends die Todesannoncen, weil du nun viele Leute kennst. Aber jetzt sind die meistens jünger als ich, und die kenne ich nicht mehr.

taz: Sind Sie mit den anderen Heimbewohnerinnen per Du? Männer gibt es bei Ihnen ja nur noch wenige.
Knoll: Ich rede alle mit Sie an. Ich bin das so gewöhnt von meiner Arbeit im Kindergarten.

taz: Sie waren zu DDR-Zeiten in Gera Kindergärtnerin.
Knoll: Dieses Du bei den Genossen konnte ich nie leiden. Ich war ja keine Genossin. Die Genossen sagen Du, und wenn sie heimkommen meckern sie rum und schimpfen über die Frauen. Ich habe immer gesagt, man muss einen Menschen achten. Und das habe ich hier in dieser Senioreneinrichtung eigentlich auch immer so gehalten.

taz: Erzählen Sie uns ein bisschen von Ihrem Leben. Sie sind 1933 in Niederschlesien in einem Dorf namens Groß Kotzenau geboren worden. Als der Zweite Weltkrieg zu Ende war, waren Sie elf.
Knoll: Niederschlesien wurde dann polnisches Gebiet. Wir waren eine große Familie. Im November 1946 sind wir nach Toba umgesiedelt.

taz: Das ist ein Dorf im Kyffhäuser Kreis in Thüringen. Was waren Ihre Eltern von Beruf?
Knoll: Mein Vater war Arbeiter, er hat alles gemacht. Nach Feierabend hat er die Fahrräder für das ganze Dorf repariert, die ich dann zu den Bauern schaffen musste. Ich konnte früh Fahrrad fahren. Meine Mutter hat genäht. Das war eine tolle Frau. Sie konnte aus allem etwas machen. Aus Strümpfen hat sie Puppen gemacht, unsere Haus-

schuhe waren aus Stoffresten geflochten.

taz: Sie sind das jüngste von acht Kindern.
Knoll: Meine Mutter hatte fünf Kinder mit in die Ehe gebracht. Ihr Mann war tödlich verunglückt, da war sie mit dem fünften Kind schwanger. Und mein Vater hat zwei Kinder mitgebracht, seine Frau war auch gestorben. Ich bin sozusagen das einzige gemeinsame Kind.

taz: Wie war das für Sie?
Knoll: Als ich in die Schule kam, mussten meine großen Geschwister schon Geld verdienen. Ich war das Nesthäkchen und wurde von allen verwöhnt. Meine Eltern waren für damalige Verhältnisse relativ alt, meine Mutter war 39, als ich geboren wurde, mein Vater 46. Er hat mir ein Puppenhaus gebaut und einen Puppensportwagen. Ich brauchte nur zu sagen: Papa, kannst du das?

taz: Sie haben dann von 1949 bis 1953 in mehreren Städten in Thüringen eine Ausbildung zur Kindergärtnerin gemacht. In Gera haben Sie Ihre erste Stelle angetreten, 1956 haben Sie dort auch geheiratet. War es Liebe?
Knoll: Jeder Mensch muss sich in der Ehe erst mal aneinander gewöhnen. Ich war alleine. Meine Mutter lebte zu diesem Zeitpunkt nicht mehr, sie ist mit 61 an Krebs gestorben, mein Vater hat mit 70 Jahren immer noch gearbeitet. Ich brauchte jemanden, an den ich mich ein bisschen halten konnte.

taz: Was hat Ihnen an Ihrem Mann gefallen?
Knoll: Er war Arbeiter wie mein Vater. Bei den Russen hat er die Heizung gemacht, dann war er Rangierer bei der Eisenbahn und Schlosser in der LPG. Ich habe immer gesagt: Wo du draufkloppt, wächst nichts mehr. Man musste keine Angst um ihn haben, wenn er die Eimer mit den Kohlen unter das Dach geschleppt hat, wo wir mit unseren zwei Kindern zunächst wohnten. 1967 haben wir dann in der Platte eine Neubauwohnung im ersten Stock bekommen.

taz: Haben Sie immer gearbeitet?
Knoll: Beim zweiten Kind, meinem Sohn, bin ich eineinhalb Jahre zu Hause geblieben. Ich habe mir gesagt, das mache ich nicht wieder mit, so wie bei meiner Tochter. Die haben wir früh um 6 im Kissen zur Schwiegermutter geschafft. Ich konnte viel, obwohl ich als Kind so verwöhnt worden bin. Ich konnte nähen, stricken, häkeln. Ich konnte beim Bauern den Mist aus dem Kuhstall schaffen oder Kindern den Hintern abwischen, wo andere gesagt haben, das kann ich nicht. Manchmal frage ich mich, ob ich nicht zu viel gemacht habe.

taz: Haben Sie ein Beispiel?
Knoll: Als Kindergärtnerin war ich meistens für die Großen zuständig, aber ich musste mich auch um alles Mögliche andere kümmern. Eine der Leiterinnen war oft nicht da. Sie rief dann in der Früh an: Rosel, ich kann nicht kommen, ich habe Migräne, sieh zu, dass du das alles hinkriegst.

taz: Auf Rosel war Verlass?
Knoll: Sie hat's gemacht. Wir haben schräg gegenüber vom Kindergarten gewohnt. Wenn dort der Fröhdiendienst nicht kam, klingelten die Eltern bei mir: Frau Knoll, kommen Sie schnell! Da habe ich zu meinem Mann gesagt: Du musst mir mein Frühstück hinterher bringen.

taz: Später haben Sie Ihren Mann gepflegt. Was war passiert?
Knoll: Das war 1992. Wir wollten einen Krankenbesuch machen. Ich stehe vor dem Haus mit einem Blumenstrauß. Er ist losgegangen, um das Auto aus der Garage zu holen. Er steht auf dem Gehweg, als ein Auto die Bordsteinkante hochrast. Es erwischte ihn von vorn. Danach war er schwerst behindert. Sein ganzer Kopf war kaputt. Er konnte nicht mehr reden, nicht essen, nicht stehen, nicht alleine sitzen,

Rosemarie Knoll

Rosemarie Knoll wurde am 7. Dezember 1933 als Rosemarie Hanke in Niederschlesien geboren. Sie lernte Kindergärtnerin, 1956 heiratete sie den zwei Jahre jüngeren Arbeiter Lothar Knoll. Das Paar bekam zwei Kinder, vier Enkel, von denen eines tödlich verunglückte, und zwei Urenkel. Seit 2005 lebt sie in der Seniorenstätte des Arbeiter-Samariter-Bundes in Gera.

nichts. Ich habe ihn dann sechs Jahre zu Hause versorgt.

taz: Das war überhaupt keine Frage?
Knoll: Darüber habe ich nicht nachgedacht. Es war die Zeit der Wende, wir älteren Kindergärtnerinnen waren aufgefordert worden, in den Vorruhestand zu gehen. Ich hatte überhaupt keine Ahnung von Notaren und Rechtsanwältinnen – von nichts. Wir mussten die ganze Wohnung umbauen, wir hatten noch Kohleofen. Zentralheizung musste rein und ein Fahrstuhl ins Treppenhaus. Ich habe nur noch gekämpft, um das alles hinzubekommen. Der Autofahrer wurde irgendwann verurteilt, aber das musste ja erst mal bezahlt werden. 1999 habe ich einen Schlaganfall bekommen und musste ins Krankenhaus und dann haben wir meinen Mann hier in dieses Seniorenpflegeheim getan. 2003 ist er gestorben.

taz: Hatten Sie sich übernommen?
Knoll: Das kann ich Ihnen heute nicht mehr sagen. Aber vielleicht hätte ich ihn schon eher ins Pflegeheim geben müssen.

taz: Auch ihre achtjährige Enkelin ist in Gera überfahren worden. Sie hat nicht überlebt.
Knoll: Sie stand mit einem Blumenstrauß auf dem Gehweg gegenüber von unserem Wohnhaus. Es war der 7. Dezember 1988, mein Geburtstag. Sie wollte mich besuchen und rennt vor der Straßenbahn rüber. Die Straßenbahn stand, aber das Auto hat die Straßenbahn überholt.

taz: Was haben diese Schicksalsschläge mit Ihnen gemacht?
Knoll: Sie haben mich hart gemacht.

taz: Gab oder gibt es in Ihrem Leben richtige Freundinnen?
Knoll: In der Ausbildungszeit hatte ich eine sehr gute Freundin. Wir haben zusammen zur Untermiete gewohnt und hatten nur ein Bett. Das war auch

„

„Wenn eine Veranstaltung ist, steht alles voll mit Rollatoren. Früher hatte hier keiner einen. Wir sagen manchmal: Wenn wir unseren Mercedes nicht hätten!“

ein Flüchtlingsmädels aus Toba. In Gera habe ich noch eine Freundin, wir haben uns bei Veranstaltungen der Volkssolidarität kennengelernt. Der Kontakt war sehr eng, aber jetzt hat ihre Tochter gesagt, es geht ihr sehr schlecht, ich soll sie nicht mehr anrufen. Früher habe ich sie immer noch besucht.

taz: Und hier in der Wohnanlage?
Knoll: Wir hatten im Gemeinschaftsraum lange einen gemeinsamen Tisch. Da haben wir immer gegessen und gespielt. Das war eine gute Clique. Die eine machte einen schönen Eisbecher, die andere brachte eine Bowl mit. Aber die sind alle nicht mehr.

taz: Alle sind gestorben?
Knoll: Ich bin die Einzige noch. Ich habe mich dann einer anderen Gruppe angeschlossen. Ich bin nicht gern allein, ich möchte in Gesellschaft sein. Wir treffen uns fast jeden Tag um Viertelviere, trinken unseren Kaffee und spielen „Mensch ärgere dich nicht“. Früher haben wir Karten gespielt, aber eine der Frauen kann keine Karten mehr halten, aber sie kann würfeln. Das ist ein freundschaftliches Verhältnis, aber alles per Sie. Am Anfang war hier in der Wohnanlage allerdings noch mehr Gemeinschaft.

taz: Was hat sich verändert?
Knoll: Wir wissen manchmal gar nicht mehr, wer neu eingezogen ist, man sieht die Leute kaum. Wir lesen nur die Namen in unserer Heimzeitung oder am Briefkasten. Dabei werden sie doch eingeladen, unten am Brett.

taz: Wie mobil sind Sie noch?
Knoll: Ich gehe noch viel runter zu Netto, ich fahre auch noch mit der Straßenbahn ins Zentrum. Da muss du dir manchmal was anhören beim Einsteigen wegen dem Rollator. „Jetzt kommen wieder die mit ihren Autos“. Vor ein paar Wochen habe ich mir eine schöne neue Strickjacke gekauft. Jugendmode stand an dem Geschäft. Da habe ich gedacht: da gehst du doch mal rein (*lacht*). Eigentlich quillt mein Kleiderschrank ja über.

taz: Sie haben keine finanziellen Probleme?
Knoll: Im Großen und Ganzen nicht. Aber wenn ich mal ins Pflegeheim kommen sollte, da drüben, reicht meine Rente nicht.

taz: Ist es eine abschreckende Vorstellung, dort zu landen?
Knoll: Nein. Ich kenne alle Stationen. Oft besuche ich dort eine Frau, die vor 20 Jahren mit mir eingezogen ist. Ich bringe ihr immer ein Brötchen mit Gehacktem mit. Das Personal ist sehr nett und hilfsbereit. Und wenn du dort dann nachmittags um 4 schon fertig gemacht wirst für die Nacht, musst du auch damit zufrieden sein.

taz: Wie ist der Kontakt zur Familie?
Knoll: Meine Geschwister leben nicht mehr. Meine Tochter wohnt in der Nähe von Gera, sie fährt mich manchmal zum Arzt, aber sie arbeitet auch noch ein paar Stunden in der Kaufhalle. Der Sohn wohnt an der Ostsee. Im Dezember zu meinem Geburtstag wollte er kommen, aber er hat es nicht geschafft. Von unterwegs rief er an: Ein Wildschwein ist ihm ins Auto gerannt.

taz: Nicht schon wieder ...
Knoll: Das Auto verfolgt uns.

taz: Haben Sie noch Freude am Leben?
Knoll: Wenn es mir gesundheitlich so geht, wie es mir geht, sage ich mir: Na ja, du möchtest schon noch. Wenn nicht mehr, habe ich nur einen Wunsch: abends ins Bett und früh ...

Das wünsche ich aber allen, wenn man das manchmal sieht, auch drüben auf den Pflegestationen, wie lange das zum Teil so geht. Und ich will nicht überfahren werden!

taz: Gibt es etwas, von dem Sie sagen, das ist im Alter richtig gut?
Knoll: Ich habe immer funktioniert, und das brauche ich jetzt nicht mehr.

taz: Rosel muss nicht mehr?
Knoll: Rosel muss nicht mehr, aber sie lebt noch gern.

78 Hohe Bildung ist ein Schutzfaktor vor Einsamkeit im Alter. Allerdings sind im hohen Alter auch gebildete Frauen (12,9 Prozent) einsamer als Männer (3,7 Prozent).

79 Bis zum Alter von 79 Jahren wurde jeder sechsten Frau die Gebärmutter entfernt. Meist wegen gutartiger Erkrankungen.



Foto: A Woman
I Once Knew
(2024) by
Rosalind Fox
Solomon
published by
MACK

zum schluss ein fragebogen

Das bleibt

Eins ist sicher: Wir werden alle sterben. Doch bevor es darum geht, ob Seebestattung oder Friedwald, ob Sarg oder Urne, stellen sich noch ganz andere Fragen. Wir machen ein paar Vorschläge – mit Platz zum Ausfüllen

1. Diesen Song möchte ich am Ende noch einmal hören:

2. Dieses Buch soll auf meinem Nachttisch liegen:

3. Das möchte ich noch gesagt haben:

4. Diese Geschichte aus meinem Leben soll mir jemand noch mal erzählen:

5. Darüber lache ich immer noch:

6. Da will ich gern noch hinfahren:

7. Hab ich eigentlich den Herd ausgemacht?

8. Das will ich auf jeden Fall noch erledigen:

9. Diese Person will ich noch einmal wiedersehen:

10. Das sollen meine Lieben von mir in Erinnerung behalten:

11. Damit möchte ich mich noch versöhnen:

12. Das würde ich beim nächsten Mal anders machen:

13. Das bereue ich nicht:

80

Nur 40 Prozent der 80-Jährigen, die das Internet nutzen, sind Frauen. Obwohl sie zwei Drittel dieser Altersgruppe ausmachen.

Quelle: BMFSFJ

83

Auf Youtube bekannt wurde die Turnerin Johanna Quaas erst mit 80, mit 98 bekam sie das Bundesverdienstkreuz.

Quelle: D80+/BMFSFJ



Rosalind, 92 Foto: A Woman I Once Knew (2024) by Rosalind Fox Solomon published by MACK



Oma gegen rechts der ersten Stunde: Susanne Scholl. Foto: Katharina Gossow

„Nicht still sein, nicht wegschauen“

Gesellschaft

Von Johanna Henkel-Waidhofer

Die Union hat mit einer Kleinen Anfrage zahlreiche Vertretungen der Zivilgesellschaft in ihrem Kampf um die Demokratie diskreditiert. Die Wienerin Susanne Scholl, eine der ersten Omas gegen rechts, war viele Jahre Korrespondentin in Russland und weiß, wie Meinungsfreiheit stirbt.

Frau Scholl, wie haben Sie von der Aktion der Union und den 551 Fragen, darunter 24 zu den Omas gegen rechts, erfahren?
Auf ziemlichem Umwegen, über die deutschen Kolleginnen. Und dann gab es sogar einen Bericht auch bei uns im ORF-Radio. Es ist ja wirklich kein gewöhnlicher Vorgang.

Was ist Ihnen als erstes durch den Kopf gegangen? In Freiburg sagten Omas gegen rechts, ihnen sei ganz kalt ums Herz geworden.
Große Sorge und das Gefühl, dass da eine Kampagne losgetreten wird. Nicht nur gegen uns, sondern gegen alle, die sich gegen den Rechtsextremismus stellen, der ja ganz offensichtlich in Europa eine immer größere Rolle einnimmt.

Wo ist für Sie die Trennlinie zwischen konservativ und rechtsextrem?
Die Parteien, die ich früher für solide Konservative gehalten habe – dazu gehörten auch die CDU und bei uns in Österreich die ÖVP –, sind so weit nach rechts gerückt, dass man sie heute mit Fug und Recht fast auch zu den Rechtsextremen rechnen muss. Das ist sehr bitter. Und diese Anfrage an den Bundestag zeigt doch, dass man offensichtlich seine Sorgen um die Demokratie nicht laut aussprechen kann. Und dass man besser

dafür nicht auf die Straße geht. Wir wenden uns gegen die, die die Demokratie zu unterwandern versuchen. Im Gegenzug sollen wir nicht nur an den Rand gedrängt, sondern auch noch als Gefahr dargestellt werden. Das darf nicht gelingen.

Heißt das, dass sich die Wahrnehmung der Omas gegen rechts seit ihrer Gründung 2017 verändert hat?

Gegründet hat uns Monika Salzer in Wien, als die erste türkisch-blaue Bundesregierung angelobt wurde, als also der ÖVP-Vorsitzende Sebastian Kurz die FPÖ an seine Seite geholt hat. Und als diese neue türkische ÖVP sich extrem aus der Mitte verabschiedet hat. So sind die Omas entstanden. Wir wollten zeigen, dass wir eine gewisse Lebenserfahrung haben. Unsere Eltern wurden noch durch den Zweiten Weltkrieg traumatisiert. Und wir wollten dafür aufstehen, dass unsere Kinder und Enkelkinder in einem demokratischen, gerechten, sozialen und toleranten Land leben. Und nicht in einem Land, in dem die demokratischen Werte zunehmend ausgehöhlt werden. Es tut mir leid, dass dieser Gründung in den vergangenen sieben Jahren ein noch ganz anderes Gewicht verliehen worden ist, dass wir so wichtig geworden sind. Ich hätte mir das übergens auch nicht gedacht, dass es so weit kommt.

Inwiefern?

Als ich jung war, hätte ich mir nicht träumen lassen, dass wir im Alter nochmals in einer Situation sind, für die Demokratie auf die Straße gehen zu müssen. Wir haben alle unterschätzt, wie zerbrechlich und fragil das demokratische Gleichgewicht ist. Das war unser aller Schuld, die Schuld meiner Generation. Jetzt zeigen uns die USA, die wir immer alle als den Inbegriff der Demokratie betrachtet haben, wie schnell es gehen kann.

Nur der Vollständigkeit halber: Bekommen die Omas gegen rechts Geld vom Staat?

Nein. Wir kriegen Spenden und haben insgesamt in Österreich über tausend Mitglieder, und die zahlen Mitgliedsbeiträge.

Bevor wir über die USA und Russland reden, bleiben wir noch in Wien. Sie veranstalten tägliche Mahnwachen. Wie sind die Erfahrungen?

Das ist wirklich sehr interessant. Seit fünf Jahren machen wir Mahnwachen von Montag bis Freitag, von 10 bis 14 Uhr, für Menschen auf der Flucht. Die Erfahrungen sind gemischt, aber es gibt sehr viel positiven Zuspruch. Natürlich kommen auch Leute, die sagen, na, habt ihr schon Ausländer aufgenommen, oder die uns für blöd halten oder behaupten, das Boot ist voll. Das alles bekommen wir zu hören. Es gibt aber sehr positive Reaktionen, interessanterweise vor allem von sehr jungen Menschen.

In der Bundesrepublik wurde die Formulierung „österreichische Verhältnisse“ seit ein paar Wochen als Synonym für einen Rechtsruck benutzt, vor dem man sich fürchten muss. Jetzt, seit ein paar Tagen, sind österreichische Verhältnisse mit einem Mal positiver besetzt, als Beleg dafür, dass Kompromisse doch noch möglich sind. Wie schauen Sie auf die neue Drei-Parteien-Bundesregierung in Wien?

Natürlich sind wir auf der einen Seite alle froh, dass wir keinen rechtsextremen Bundeskanzler Herbert Kickl bekommen haben. Das hätte uns international nur geschadet. Ich bin froh, dass diese Drei-Parteien-Koalition zustande gekommen ist. Meine Sorge ist auf der anderen Seite aber, dass sie sich plötzlich doch wieder zerstreien. Und das wäre sehr schlimm, denn dann droht erst recht der Rechtsruck.

rem wegen Hassrede und rechtsextremer Symbolik im Netz, wird einigen, die vermutlich schon zum erneuten Ruf nach „Remigration“ ansetzten, nun entgehen – oder von diesen geflissentlich ignoriert werden.

Statt Messerverbotzonen sollte es ein Verbot von Männern in Autos geben, sagte schon am vergangenen Samstag, noch vor der Amokfahrt, der Kabarettist Jess Jochimsen bei einer Kundgebung des Stuttgarter Netzwerks gegen rechts. Viele der 1.200 Demonstrierenden dürfte der erschreckend große, wenn auch absehbare Erfolg der

AfD bei der vorangegangenen Bundestagswahl auf den Schlossplatz getrieben haben.

Mehr als bloß ein Tag im Jahr

An diesem Samstag, am 8. März, ist Internationaler Frauentag. Wem da zuvorderst Ehre gebührt, sind die Omas gegen rechts. 2017 gründeten sie sich in Wien, 2019 entstand der erste deutsche Ableger in Baden-Württemberg. Nun sind sie mit einer Kleinen Anfrage im Bundestag ins Visier der Unionsfraktion geraten. Susanne Scholl, eine der ers-

Angeführt wird die Regierung aber durch die ÖVP, die Sie „fast auch zu den Rechtsextremen“ zählen. Mit ihr muss jetzt der Kompromiss gesucht werden.

Aber auch mit den anderen beiden Parteien. Auch die ÖVP hat doch ganz offensichtlich erkannt, dass mit den Rechtsextremen kein Staat zu machen ist, und sich auf Einigungen eingelassen. Und in Deutschland beteuert die CDU doch, sich nach den beiden Abstimmungen im Bundestag jetzt nicht mehr von der AfD unterstützen zu lassen. Das heißt aber auch: Herr Merz wird es noch billiger machen und Kompromisse finden müssen, wenn er eine Bundesregierung zusammenbringen will. Und die Demonstrationen nach diesen beiden Abstimmungen haben doch auch dies gezeigt: Sollte er doch umfallen, was ich nicht unterstellen will, dann hat er ganz Deutschland auf der Straße. Ich hoffe sehr, dass ihm das zu steil ist.

Wir leben in einer Zeit, in der bei der Beschreibung von aktuellen Entwicklungen immer die Gefahr besteht, falsche Parallelen zu ziehen. Ich will Sie aber trotzdem, als langjährige Kennerin Russlands und mit Blick auf die Anfrage der CDU/CSU, fragen, ob Sie da Anfänge wiedererkennen. Merz ist ja scharf kritisiert worden, auch mit dem Schlagwort vom Putinismus.

Die Diffamierung der Zivilgesellschaft hat mit Putins Aufstieg begonnen. Es hat davor schon solche Versuche gegeben, aber das gezielte Vorgehen begann mit ihm. Bei seinem Amtsantritt hat er ja auch gesagt, der Zusammenbruch der Sowjetunion sei die größte geopolitische Katastrophe des 20. Jahrhunderts gewesen. Danach hat er die ganze Zeit gehandelt. Seine Politik war nie eine andere. Meine Kollegen und ich, die wir seinen unaufhaltsamen Aufstieg als Korrespondenten beobachteten, haben das auch immer gesagt. Wir haben immer davor gewarnt, dass Herr Putin kein Demokrat ist, dass Herr Putin das Wort Demokratie nicht einmal buchstabieren kann. Es hat uns nur niemand wirklich zugehören wollen. Die Reaktion war immer, Putin sei doch ein Modernisierer. Mir ist immer gesagt worden, die Geschäfte mit Russland laufen gut, und über die Demokratie reden wir nachher bei einem Glaserl Wein.

Sehen wir auf Trumps USA: Stirbt da die Demokratie im Vergleich zu dem, was Sie in Russland erlebt haben, jetzt im Zeitraffer?
Absolut. Und ich sehe das mit größter Sorge, insbesondere in Bezug auf die Ukraine, die offensichtlich von den USA im Stich gelassen wird. Putin lässt die Korken knallen. Uns allen wird das auf den Kopf fallen. Was die Fluchtbewegungen betrifft und die Aufrüstung, weil Putin nicht mit der Ukraine aufhören will.

Viele Leute schalten ab, wollen nur noch selten Nachrichten hören oder lesen, weil sie sich so ohnmächtig fühlen. Können sich Einzelne solchen Entwicklungen entgegenstellen?

Ja, auf jeden Fall. Wir müssen für Humanismus, für Respekt, für Toleranz kämpfen. Ich sage allen meinen Freunden immer wieder und auch allen Leuten, die sagen: Was tun wir nur, wir sind gescheitert, dass jeder was tun kann in seinem kleinen Bereich. Reden mit der engsten Umgebung, den Mund aufmachen, sich wehren gegen Unrecht, zum Beispiel gegen einen rassistischen Spruch in der Straßenbahn. Jeder, der dagegen aufsteht, tut etwas. Nicht oder nicht mehr still sein und wegschauen.

Sind Sie Optimistin?

Nein, im Moment nicht.

Glauben Sie, jemals wieder eine zu werden?
Ich hoffe es.

Frauen ans Steuer

Editorial

Von unserer Redaktion

Wieder ist es passiert, diesmal in Mannheim. Wieder ist ein Auto in Menschen gerast. Wieder sind Menschen schwer verletzt, zwei verloren ihr Leben lassen. Die Taten der vergangenen Monate lassen ein klares Muster erkennen. Doch das gemeinsame Band ist nicht die Herkunft der Täter, wie Konservative bis Rechtsextreme allzu gerne argumentieren: Der 40-jährige Alexander S., der unter dringendem Tatverdacht steht, in der Mannheimer Innenstadt

Leid und Schrecken verursacht zu haben, war ein in Baden-Württemberg geborener Landschaftsgärtner ohne Migrationshintergrund, der in Ludwigshafen lebte. Nein, vielmehr sind die einzig erkennbaren Parallelen, dass immer ein Mann der Täter ist und die gewählte Tatwaffe ein typisch männliches Hobby: das Auto. Seit bekannt wurde, dass der Täter nicht ins Schema „krimineller Ausländer“ passt, wird eine psychische Krankheit in einer Art schuldumildernde Erklärung herangezogen. Dass Alexander S. mehrfach vorbestraft ist, unter ande-

ten österreichischen „Omas“, blickt mit großer Sorge in die Zukunft.

Zum Frauentag blicken wir außerdem auf die Künstliche Intelligenz: Eva Gengler, Doktorandin der Wirtschaftsinformatik in Nürnberg, forscht mit feministischer Perspektive zur Entwicklung von Künstlicher Intelligenz. In einer Studie stellte sie fest, dass KI-Werkzeuge menschliche Vorurteile reproduzieren, Frauen und nicht-weiße Personen diskriminieren. Woran das liegt und was sie von KI in Kriegen hält, wie jüngst in Gaza genutzt, lesen Sie hier.



In „Die Frau als Mensch“ illustriert Ulli Lust auch ihren eigenen Arbeitsprozess.
Illustrationen: Ulli Lust

Stolze Jägerinnen, egalitäre Kulturen

Was sagt es uns, dass über Zehntausende von Jahren in der Kunst Frauendarstellungen dominierten? Die österreichische Comic-zeichnerin Ulli Lust widmet sich in ihrem neuen Band der Frühgeschichte des Menschen. Und dekonstruiert dabei jede Menge Stereotypen über Weiblichkeit und Geschlechterrollen.

Gesellschaft

Von Oliver Stenzel

Wie lebten die Menschen in der Stein- oder Eiszeit? Wissen wir doch: „Männer sind Jäger und Frauen sind Sammlerinnen. Eine Tatsache, die die menschliche Evolution bis heute nicht hat ändern können“, so heißt es etwa im Ankündigungstext für Rob Beckers Comedy-Stück „Caveman“, das weltweit ziemlich erfolgreich ist und auch im Stuttgarter Theaterhaus seit über 22 Jahren regelmäßig für ausverkaufte Hallen sorgt.

Gut, das ist Comedy, aber sie zeigt, wie hartnäckig Stereotype sind. Und das nicht nur im Genre leichtgewichtiger Unterhaltung: Noch 2012 zeigte das Landesmuseum Württemberg Darstellungen von Steinzeitmenschen, die auch Rob Becker inspiriert haben könnten: Männer, die jagen, etwas reparieren, Werkzeuge und Waffen herstellen, während die Frauen daheim am Höhleneingang auf die Kinder aufpassen und Essen machen. Ist doch auch naheliegend, oder?

Eben nicht. In der Wissenschaft gibt es schon länger genügend Erkenntnisse, dass dieses Bild ziemlich Humbig ist. Vielmehr handelt es sich um Projektionen neuzeitlicher, mittlerweile überkommener Vorstellungen von Geschlechterrollen. Aber durchgedungen ist das bis heute nicht wirklich, vielleicht auch, weil es bequem ist. Und die Darstellungen der Frühgeschichte in Sachbüchern, Museen oder Filmen sind eben nicht so leicht aus den Köpfen zu kriegen.

Ein Umstand, den Ulli Lust mit ihrem neuen Sachcomic „Die Frau als Mensch“ ändern will. Die 1967 in Wien geborene Comiczeichnerin stellt all den bekannten Bildern neue entgegen. Sie kontrastiert dabei wissenschaftliche Forschung mit eigenen Erfahrungen und entwirft einige hypothetische, aber nicht unplausible Szenarien, wie das Leben in den frühen menschlichen Kulturen ausgesehen haben könnte.

Schon lange für Frühgeschichte begeistert

Mit dem Thema Ur- und Frühgeschichte kam Ulli Lust erstmals Ende der 1990er-Jahre in Berührung, im Zusammenhang mit ihren ersten eigenen Comics. „Springpoems“ nannte sie eine Heftserie, die jedes Jahr im Frühjahr erscheint, „inspiriert von jungsteinzeitlichen Fruchtbarkeitsritualen“. Die Geschichten handelten in Varianten von einer Göttin, „die im Winter schläft, im Frühling aufwacht und einen Liebhaber sucht. Sie findet ihn, die beiden haben Sex, der Frühling kommt“, erzählt Lust. Das letzte Heft erschien 2005, „seither verfolge ich wissenschaftliche Publikationen zur Frühgeschichte und besuche Museen und Fundorte, wann immer möglich.“

Die Begeisterung für das Thema verband sich mit dem Bedürfnis, bestehende Normen und Rollen infrage zu stellen. Und mit einem Interesse für Kunst. Und so nimmt „Die Frau als Mensch“ seinen Ausgangspunkt auch in der Kunst, genauer: in den Anfängen der menschlichen Kunst.

„Mich hat Eiszeitkunst immer interessiert, weil es so ein Gegensatz zur heutigen Kunst ist, die stark männlich dominiert ist. In der Eiszeitkunst ist es genau umgekehrt“, erzählt Ulli Lust bei der Buchpräsentation im Februar in der Stuttgarter Stadtbibliothek. Und tatsächlich: Die älteste bekannte Menschen-skulptur, eine sechs Zentimeter hohe Figur aus Mammutelfenbein, etwa 40.000 Jahre alt, ist zweifelsfrei weiblich. Verteilt über den ganzen Globus wurden relativ ähnliche, meist stark stilisierte Frauendarstellungen gefunden, die aus der Frühgeschichte stammen. Männer werden relativ selten als Skulpturen oder in Höhlenmalereien dargestellt, und wenn, dann meist mit Tierköpfen.

Hundertmal mehr Frauendarstellungen

Was lässt sich daraus schließen? Diese Frage illustriert Lust in ihrem Comic mit einem eigenen Erlebnis: Nachdem bei einem Vortrag über Eiszeitkunst der Dozent 45 Minuten lang Beispiele gezeigt hat, fragt sie ihn nach der mengenmäßigen Verteilung von Männer- und Frauendarstellungen in den Artefakten. Er antwortet: „Circa eins zu Hundert.“ Und womit lässt sich dieses Missverhältnis erklären? Die Antwort des Vortragenden: „Nun, das erklärt sich aus der Tatsache, dass Männer wichtiger waren als Frauen.“ Die Logik dahinter sucht man vergebens, aber das Beispiel zeigt herrlich, wie stark fest verankerte Vorstellungen die Wahrnehmung und Deutung von Fundstücken bestimmen.

Konkret können unter den europäischen Fundstücken der sogenannten paläolithischen Kunst (40.000 bis 11.000 Jahre alt) insgesamt 702 Ganzkörperdarstellungen von Menschen identifiziert werden, davon sind 74 deutlich als männlich erkennbar, weil Hodensack und/oder Penis dargestellt sind. Ob sie vor allem von Männern oder von Frauen gemacht wurden oder von beiden in gleichem Maße, weiß man nicht. Und Ulli Lusts zeichnerisch umgesetzte Mutmaßung, wenn Männer die Ikonografie entwickelt und Fruchtbarkeitsgöttinnen im Sinn gehabt hätten, würde es mehr Darstellungen mit gespreizten Beinen geben, ist zwar nicht unplausibel, aber dennoch spekulativ.

Gleichberechtigung in den Frühgesellschaften

Worauf viele Funde allerdings hindeuten: Dass die Frühgesellschaften egalitär waren, gleichberechtigt und ohne klare Rollenverteilungen. Die Steinzeitmenschen waren wahrscheinlich Universalist:innen, jede und jeder musste alle überlebensnotwendigen Fähigkeiten beherrschen, die Frauen jagten genauso wie die Männer. Klare Hinweise darauf liefern Skelettfunde mit Waffen. Viele Skelette aus dem Paläolithikum seien zuerst männlich eingestuft worden, schildert Lust. Ihre breiten Hüftknochen seien als zufällige

Anomalien angesehen worden – denn wer mit einer Waffe begraben wird, musste ja wohl ein Mann sein, siehe „Caveman“. Nach genauerer Prüfung stellte sich heraus, dass viele der Skelette doch weiblich sind. Und auf Frauen hinweisen, die groß waren und eine gut entwickelte Schultermuskulatur hatten – also jene Muskeln, die es beim Speerwerfen braucht. Und so stellt Ulli Lust in ihrem Comic dem Bild der bärtigen Männerjäger auch einige selbstbewusste Jägerinnen entgegen.

Evolutionsvorteil Empathie

Laut der Forschungsberichte, die sie gelesen habe, „verliefen 99 Prozent der menschlichen Entwicklung in egalitären Wildbeutekulturen“, sagt Ulli Lust. „Die aktuelle, männlich dominierte, auf Konkurrenz beruhende Kultur ist maximal 6.000 Jahre alt.“

Während heute immer noch gerne Konkurrenzverhalten als Motor der Menschheitsentwicklung gesehen wird, ist auch dieses Bild mittlerweile von der Forschung widerlegt: Die Rolle von Empathie und Kooperation habe in der Entwicklung der menschlichen Kultur vermutlich eine viel größere Rolle gespielt als Konkurrenzverhalten, so Lust. Denn ohne diese beiden Eigenschaften wäre es viel schwieriger gewesen, das Überleben der sich im Vergleich zu anderen Tieren sehr langsam entwickelnden Kinder zu gewährleisten, das Überleben der eigenen Gruppe zu ermöglichen.

Auch hier müssen sich Forscher:innen letztlich auf plausible Vermutungen stützen und haben keine endgültigen Beweise – vor der Erfindung der Schrift gab es eben keine geschriebenen Chroniken. Aber Kunst schon. Und „im Vergleich zu martialischen Gewaltdarstellungen späterer Epochen wirkt die Bilderschaft der Eiszeit und des Neolithikums insgesamt wenig aggressiv“, schreibt Lust.

Kriegsszenarien oder Bilder von Kämpfen fehlen noch. Auch andere Funde weisen noch nicht auf Kriege hin.

Wie wichtig Empathie für menschliches Zusammenleben ist, illustriert Ulli Lust in einer hinreißenden Episode aus eigener Erfahrung, einer Reise in einem eng besetzten Flugzeug: Bei zwar nahe verwandten, aber wesentlich aggressiveren Spezies wie Schimpansen würde eine vergleichbare Stresssituation womöglich zu einem Gemetzel führen.

Sachcomic hat Vorteile gegenüber Sachbuch

Auch wenn der Comic zwar einige fiktive Episoden entwirft, wie das Leben in frühen Kulturen ausgesehen haben könnte, der Verweis auf Forschungen, die dies stützen, wird immer wieder eingeblenet, teils als zeichnerisch dokumentierter Austausch mit Wissenschaftler:innen. Wie souverän und kreativ Ulli Lust dabei vorgeht, die verschiedenen

Ebenen verbindet, ist schlicht beeindruckend. Dass die entworfenen Szenarien dabei nur Möglichkeiten sind, wie es gewesen sein könnte, ist der Zeichnerin bewusst: „Ich kann mich ja nur annähern“, sagt sie, „ich habe versucht, die wahrscheinlichste Variante zu zeichnen.“

Auf klare Vorlagen beziehen konnte sie sich immerhin bei den frühgeschichtlichen Kunstwerken, denen sie viel Platz in dem Band einräumt und deren Schönheit und Formenreichtum in der Zusammenstellung ungeheuer beeindrucken. Doch auch bei ihnen zeigte sich, wie schnell sich der Forschungsstand ändern kann: Dreimal während des Zeichnens hätten sich die Erkenntnisse zu Alter und Fundorten bestimmter Skulpturen geändert, „das machte ein paar Anpassungen im Comic nötig.“ Wer sich noch weiter in die Themen vertiefen möchte, findet am Ende einen 20-seitigen Anmerkungsapparat. „Die Frau als Mensch“ ist also fast schon ein wissenschaftliches Werk – auf jeden Fall ein ungeheuer spannendes und lehrreiches.

2019 hat Ulli Lust angefangen mit „Die Frau als Mensch“, ein zweiter Band soll noch folgen. Warum eigentlich ein Sachcomic? Das sei eine „selbstgewählte Beschränkung“, sagt Lust, und liege auch daran, dass sie so mit dem Genre angefangen habe: „Ich habe mir das Medium Comic mit dokumentarischem Zeichnen erarbeitet.“ Auch ihren Durchbruch hatte sie 2009 mit einem dokumentarischen Werk: „Heute ist der letzte Tag vom Rest deines Lebens“ war ein autobiografischer Comic über eine Jugendreise nach Italien. Und ein zweiter Grund: Ein Sachcomic habe einige Vorteile gegenüber einem Sachbuch. „Ich kann Text und Bild parallel behandeln, kann Bilder zeichnen, ohne sie im Text erklären zu müssen.“

Nach der Lektüre des Bandes erscheint die aktuelle, männerdominierte und von Konkurrenz und Konflikten beherrschte Kultur in gewisser Weise als – relativ neue – Fehlentwicklung. Hofft sie selbst auf die Entwicklung zu einer egalitäreren Gesellschaft? Ulli Lust ist sachte optimistisch: „Es hat sich ja schon zu meiner Lebzeit viel getan. Die heutigen jungen Männer sind viel reflektierter als die früherer Generationen.“

Ulli Lust: Die Frau als Mensch – Am Anfang der Geschichte. 256 Seiten, gebunden. Erschienen im Verlag Reprodukt und zu haben für 29 Euro.



Ulli Lust. Foto: Barbara Dietl



„Wir sind immer noch eine Randgesellschaft“, sagt Jakob Kronenwetter.
Foto: Clara Heuermann

Sein Volk und sein Vermächtnis

Zeitgeschehen

Von Clara Heuermann

Im Fichtenauer Ortsteil Unterdeufstetten gehört die Mehrheit der Bevölkerung der Minderheit der Jenischen an. Auch Jakob Kronenwetter, der die Geschichte der Jenischen gegen das Vergessen verteidigt. Die Nähe seines Dorfes zur AfD stellt ihn allerdings vor ein Rätsel.

Eigentlich, erzählt Jakob Kronenwetter, wollte er ja Historiker werden. Geschichte wiederhole sich, ist der 77-jährige Marktverkäufer überzeugt, und liest mit bebender Stimme ein Zitat von Nazi-Propagandaminister Joseph Goebbels vor: „Wir gehen in den Reichstag hinein, um uns im Waffenarsenal der Demokratie mit deren eigenen Waffen zu versorgen.“ Was das bedeuten kann, wenn Skepsis zu Hass und Ausgrenzung zu Auslöschung wird, weiß Kronenwetter als Angehöriger der Volksgruppe der Jenischen besonders gut. Die Minderheit wurde von den Nationalsozialisten verfolgt, viele ermordet. Ausgerechnet in seinem jenisch geprägten Heimatdorf Unterdeufstetten stimmten mehr als 42 Prozent der Bewohner:innen für die AfD.

Kronenwetter, ein älterer Herr mit weißem Schnauzbart und ansteckendem Lachen, ebenso gutbürgerlich wie das fränkische Unterdeufstetten im Nordosten Baden-Württembergs. Die angegrauten Einfamilienhäuser lassen kaum darauf schließen, dass ein Großteil der Einwohner Nachkommen eines Volkes fahrender Händler sind – zwischen 70 und 80 Prozent, schätzt Kronenwetter. Nur die kleinen Dinge geben noch Hinweis auf ihre nomadische Vergangenheit: das Mahnmal für die jenischen Opfer des Nationalsozialismus auf dem örtlichen Friedhof etwa. In Kronewetters Flur zeugt ein Stammbaum von der jenischen Abstammung seiner Familie bis ins 17. Jahrhundert, direkt gegenüber eine Staufermedaille, verliehen für sein jahrzehntelanges Engagement für die Kultur der Jenischen.

Um die Herkunft der etwa 250.000 in Deutschland lebenden Jenischen herrscht Unstimmigkeit, ebenso über ihren Status als Volksgruppe. Ende des 18. Jahrhunderts tauchte „Jenisch“ als Selbstbezeichnung zum ersten Mal auf, deren fahrende Lebensweise ist allerdings sehr viel älter. Dass sie keine Ethnie, sondern vielmehr die Selbstbezeichnung verschiedener nomadischer Bevölkerungsgruppen seien, behaupten die einen. Dass die über Jahrhunderte entwickelte Sprache, Kultur und Identität sie sehr wohl zum eigenen Volk machten, noch dazu ein gemeinsamer Ursprung nicht ausgeschlossen werden kann, sagen die anderen. Die Forschungen sind spärlich. Deshalb hat Kronenwetter in mehreren Büchern und einem eigenen Archiv über die letzten 35 Jahre zusammengestellt, was ihm über seine Vorfahren noch bekannt ist.

Die Forschung zu Jenischen ist spärlich

Eine Zigarette nach der anderen zündet Kronenwetter sich an, als er beginnt zu erzählen. Früher arbeitete er im Straßenbau und als Lkw-Fahrer, bis er nach der Hochzeit mit seiner Frau Karin – ebenfalls Jenische – dem traditionellen Familiengeschäft nachging: dem Markthandel. Seine Großmutter ging noch mit selbstgemachter Bettwäsche hausieren, erinnert Kronenwetter sich, und sei damit zu einer der reichsten Frauen des Dorfes geworden. Das Ehepaar Kronenwetter ist auf Kinderklamotten umgeschwenkt: „Mini

Macho“ steht auf den selbstbedruckten T-Shirts oder „Ich bin stark und groß durch Spätzle und Soß“. Seit 50 Jahren zieht das Ehepaar auf die Märkte in der Umgebung, 200 Tage im Jahr standen sie zu Spitzenzeiten an ihrem Marktstand. Heute sind es immerhin noch über 100. Ihren Verkaufswagen haben sie mittlerweile abgegeben und auch der Wohnwagen, in dem sie früher jeweils mehrere Tage hintereinander durch das Bundesgebiet zogen, hat ausgedient. „Den muss ich jetzt verkaufen, da krieg‘ ich Tränen in die Augen“, klagt Kronenwetter, aber man werde eben älter.

Heute sind die meisten „Beton-Jenische“

Unterdeufstetten, Teilort der 4.500-Seelen-Gemeinde Fichtenau in Schwäbisch Hall, war jahrhundertlang Winterquartier des fahrenden Volkes. Im 17. Jahrhundert begann in und um Unterdeufstetten der Landadel mit der Ansiedlung von Landfahrern und Flüchtlingen des Dreißigjährigen Krieges, viele davon Jenische. Ländereien, die sie hätten bewirtschaften können, erhielten die neuen Anwohner aber keine. Auf Märkte in sämtlichen deutschen Kleinstaaten, nach Ostpreußen, Südtirol und ins Elsass zogen die Händler, arbeiteten als Messerschleifer oder Kesselflicker. Heute verbringen die meisten Jenischen den Großteil ihres Lebens an einem festen Wohnsitz, so wie Kronenwetter, als „Beton-Jenische“. Grenzen überschreiten jene, die dem fahrenden Handel treu geblieben sind, nach wie vor kulturell wie ideologisch.

„Man hat Menschen kennengelernt, Mentalitäten“, erklärt Kronenwetter zurückblickend auf sein langes Händlerleben. Zum Beispiel als er und seine Frau als zwei der ersten westlichen Verkäufer auf Märkten der ehemaligen DDR auftraten: „Vielleicht war es eben jener Einfluss verschiedener mitteleuropäischer Kulturen deretwegen die Jenischen seit jeher auf Ablehnung unter der sesshaften Bevölkerung stießen. Als „Zigeuner“ galten sie, nicht fähig zur Anpassung, und erlebten jahrhundertlang Ausgrenzung, auch durch die Bauern in Unterdeufstetten.“

In diesem Graubereich zwischen Zusammenarbeit mit den „Gadschos“, den Nicht-Jenischen, und dem gesellschaftlichen Rand, den diese Volksgruppe besiedelte, entwickelte sich die jenische Sprache. Aus Mädchen wird „Tschei“, aus Apfel „Bommerling“ und aus Katze „Schmaling“. Die Sprache war Identifikationsmittel, Fach- und Geheimsprache, die von ihren Sprechenden jahrhundertlang im Verborgenen gehalten wurde. „Je besser man über uns und unsere Kultur Bescheid

weiß, umso besser kann man sie gegen uns verwenden“, sagte etwa der österreichisch-jenische Schriftsteller Romed Mungenast (1953 bis 2006). Die Angst war nicht grundlos. Als unter den Nationalsozialisten Andersartigkeit zum Todesurteil wurde, erlebte auch die Verfolgung der Jenischen ihren grausamen Höhepunkt.

Es gibt keinen offiziellen Ort des Andenkens

Wie viele von ihnen in Sachsenhausen, Dachau oder Auschwitz umgebracht wurden, dazu gibt es keine offiziellen Zahlen. „Sie sind als Asoziale eingeliefert worden“, erklärt Kronenwetter, oder als „Zigeuner-Mischlinge“. Viele seien sterilisiert worden, andere in Konzentrationslager verschleppt und ermordet, sämtliche Verbrechen an ihnen wurden in den darauffolgenden Jahren totgeschwiegen.

In der Erinnerung an die Jenischen sieht Renaldo Schwarzenberger, Vorsitzender des Zentralrats der Jenischen in Deutschland, bis heute Mängel. „In Berlin müsste längst schon ein Ort zum Andenken existieren, wie es ihn für die Sinti und Roma gibt“, sagt er, und in Schulbüchern zum Holocaust fänden die Jenischen keine Erwähnung.

Kronenwetter erinnert sich an die Gespräche der Unterdeufstettener Kriegsgeneration in seiner Jugend, über Bomben hatten sie geredet und über den Hunger, aber über die ermordeten Nachbarn niemals. Doch später, es war vielleicht 1990, nannte ihm ein Bekannter Namen: die Namen von fünf jenischen Einwohnern Unterdeufstettens, die damals mitgenommen wurden und nie zurückkehrten. Kronenwetter begann nachzuforschen, arbeitete sich durch Berge von Akten, stieß auf weitere Opfer aus dem Dorf: sechs im KZ ermordet, einer verschollen, einer von der SS erhängt. Kronenwetter wollte es nicht dabei belassen. Auf seine Initiative hin wurde 2014 ein Gedenkstein auf dem örtlichen Friedhof installiert, den er im Jahr 2019 um eine Tafel mit den Namen der Opfer ergänzte.

Nomadisch lebende Jenische gibt es heute noch, vor allem in der Schweiz. Rund zwei- oder dreitausend von insgesamt 30.000 Jenischen ziehen dort in Wohnwagen umher. Die Schweiz ist es auch, in der die Organisation „Pro Juventute“ in Zusammenarbeit mit den Behörden bis 1973 jenische Kinder aus den Familien nahm, um sie in Erziehungsanstalten, Heimen oder bei Pflegefamilien unterzubringen, wo sie häufig körperlicher und seelischer Gewalt ausgesetzt waren. Der Schweizer Bundesrat verneinte Ende Februar, dass es sich um „kulturellen Genozid“ handelte, erkennt das Unrecht aber als „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ an.

In der Schweiz eine Minderheit, in Deutschland nicht

2016 erkannte die Schweiz die Jenischen als nationale Minderheit an. In Deutschland ist ist diese Forderung des Zentralrats der Jenischen noch eine offene. Aber eine, die der Vorsitzende Schwarzenberger als existenziell für die Zukunft ansieht: „Für die Politik sind wir nicht-existent als Volk. Es ist eine Form von Ablehnung, Ausrottung – unsere Zukunft steht auf dem Spiel.“

Der Grund hinter der ablehnenden Haltung der Politik ist für Schwarzenberger klar: „Sie möchte keine fünfte Minderheit“ neben den Sinti und Roma, der dänischen Minderheit, der friesischen Volksgruppe und den. Wer wisse schließlich schon, welche weiteren Volksgruppen im Anschluss versuchen könnten, ihr Recht auf nationale Anerkennung geltend zu machen? Dabei, betont der Jenische, gehe es ihm nicht um die Gelder, die durch eine offizielle Anerkennung in die Arbeit zur Pflege jenischer Kultur fließen würden: „Uns bringt das einen gewissen Stellenwert in der Gesellschaft, damit wir vom Rand weiter in die Mitte rücken. Wir sind immer noch eine Randgesellschaft.“

Unterdeufstetten und das Nachbardorf Matzenbach, ebenfalls jenisch geprägt, gelten in der Region nach wie vor als verrucht. Nach einem verlorenen Fußballspiel seines Vereins gegen Matzenbach im Jahr 2022 bezeichnete ein Facebook-Nutzer die Einwohner:innen als „Katzenfresser“, das kostete ihn 500 Euro Strafe. Das Vorurteil, so Kronenwetter, gehe auf die große Hungersnot Mitte des 19. Jahrhunderts zurück. Wie an vielen anderen Orten seien die Menschen in dieser Zeit zum Essen von Haustieren gezwungen gewesen den Jenischen aber trage man es immer noch nach.

Vielleicht spielt ein Gefühl von Ausgrenzung und fehlender Anerkennung mit, aber eine schlussendliche Antwort darauf, warum die Zahlen für eine rechtsextreme Partei wie die AfD so hoch sind in einem Dorf, das untrennbar verbunden ist mit dem grenzüberschreitenden und von Verfolgung geprägten Erbe der Jenischen, weiß auch Kronenwetter nicht. „In die linke Ecke will ich nicht gestellt werden“, betont der CDU-Anhänger. Aber er habe Angst vor der politischen Zukunft. Und dennoch, streiten wolle Kronenwetter sich nicht mit den AfD-Wählern. Er erinnert sich an ein Zitat von Friedrich Schiller, auf das er im Zuge seiner Ahnenforschung gestoßen ist: „Siehe, wir hassen, wir streiten, uns trennen Neigung und Meinung. Aber indes ergraut sich dir die Locke wie mir.“



Jenische Familie mit Planwagen. Große Hunde dienten dem Schutz – und dem Fangen von Igel, die als Sonntagsbraten zubereitet wurden. Deshalb findet sich der Igel auch im Logo des Zentralrats wieder. Quelle: Archiv Jakob Kronenwetter



„Erfolgreiche Menschen“, KI-generiert: vor allem Männer, fast alle weiß. Bild: DALL-E/ChatGPT

Rechtsruck der Technik

Gesellschaft

In Zeiten des weltweiten Rechtsrucks und des steigenden Einflusses von Tech-Firmen unter Donald Trump bereitet die Technik der Zukunft Sorgen: Die Künstliche Intelligenz ist gespickt mit menschlichen Vorurteilen. Aber Politik, Unternehmen und Nutzer:innen können das ändern, sagt die Wissenschaftlerin Eva Gengler.

Frau Gengler, Sie forschen zum Thema KI-Bias, also zu Vorurteilen, die durch Künstliche Intelligenz reproduziert werden. Welche Erkenntnisse konnten Sie zur Diskriminierung durch KI-Tools gewinnen?
KI basiert auf sehr detaillierten und komplexen statistischen Berechnungen mit sehr vielen Daten. Wenn wir über KI-Bias sprechen, sind die Daten, die zum Training verwendet werden, entscheidend, weil das, was in den Daten steckt, am Ende ähnlich in den Ergebnissen sichtbar wird. Ich habe mir sechs Text-zu-Bild-KI-Tools angeschaut und wie Personen in den Kontexten von Macht, Erfolg und Schönheit dargestellt werden. Ich habe festgestellt, dass Männer mehr repräsentiert sind, insbesondere wenn es um Macht und Erfolg geht. Frauen werden eher jünger dargestellt und sehr viel mehr sexualisiert. Diverse Ethnien, People of Color, waren insgesamt unterrepräsentiert.



Eva Gengler forscht an der Schnittstelle von Macht und KI mit intersektional-feministischer Perspektive an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. Foto: Helena Henkel

Ist das nur ein Problem bei generativen KI- Werkzeugen oder auch bei Vorhersage-Tools, die etwa beim Filtern von Bewerbungen Menschenleben beeinflussen können?
Ich habe mich früher mit KI im Recruiting beschäftigt, unter anderem dem Recruiting bei Amazon mit einem KI-Tool, für die Auswertung von Lebensläufen von Bewerber:innen. Es wurde festgestellt, dass Lebensläufe von Frauen systematisch aussortiert werden. Die KI wurde mit Daten vergangener menschlicher Entscheidungen und auf Basis der letzten Jahre trainiert, in denen vor allem Männer eingestellt worden sind – wie es typisch im IT-Sektor ist. KI könnte Recruiting fairer machen, wenn wir explizit versuchen, ungerechte Strukturen mit Hilfe von KI zu verändern.

Ist es ethisch vertretbar, die Daten zu manipulieren?
Auf jeden Fall dürfen wir in die Daten eingreifen. Es ist sogar geboten. Die bestehenden Ungerechtigkeiten in Bezug auf Gender, Herkunft, Ethnie und sozioökonomischen Hintergrund werden

durch KI reproduziert und verstärkt. Die Daten, mit der die KI trainiert, werden sowieso erstmal bereinigt – es sind eher privilegierte Personen in Tech-Firmen, die sie bearbeiten. Das bedeutet, dass die Daten, die dem System gefüttert werden, nicht neutral, sondern sowieso verzerrt sind. Man muss auch berücksichtigen, dass wir von historischen Daten lernen, die nicht unbedingt unsere aktuelle Gesellschaft und ihre Werte widerspiegeln. Frauenrechte sind ein Beispiel: Vergewaltigung in der Ehe wurde erst Ende der 1990er-Jahre in Deutschland strafbar, Frauen haben lange kaum Kredite bekommen und bezahlte Arbeit war für Frauen in der BRD bis 1977 illegal ohne Zustimmung des Ehemannes.

Zu den Rahmenbedingungen gehört die KI-Verordnung der EU, die 2026 vollständig in Kraft treten soll und Transparenzpflichten für KI-Anwendungen reguliert. Wird das helfen, KI fairer zu machen und Anwendungen mit hohen Risiken zu begrenzen?
Der EU AI Act ist ein guter erster Schritt. Versucht wird ein Spagat zwischen Werten und Innovation. Er setzt ein Zeichen, dass KI unseren Werten entsprechen soll. Was aber noch nicht so stark priorisiert ist, sind Themen wie Diversität, Transparenz über den ökologischen Fußabdruck oder Barrierefreiheit. Deutschland hat große Förderpötte für KI-Projekte und da sollte in Ausschreibungen unter anderem die Qualität der Daten und deren Diskriminierungsfreiheit festgehalten werden. Wenn zu wenig Frauen im Datensatz sind oder zu wenig diverse Ethnien, dann kann man synthetisch nachgenerieren.

Die KI-Verordnung der EU
Die im Dezember 2023 vom EU-Parlament verabschiedete Verordnung soll Grundrechte vor Hochrisiko-KI schützen, gleichzeitig Innovation fördern und Europas Führungsrolle im KI-Bereich stärken. Verboten sind KI-Anwendungen, die Bürgerrechte gefährden, wie emotionale Überwachung und manipulative KI. Die Verordnung soll im August 2026 vollständig in Kraft treten.

Was ist KI?
KI wurde bereits 1956 definiert und wird seit vielen Jahren in unterschiedlichen Bereichen eingesetzt. Der jüngste Aufschwung ist vor allem auf die gestiegene Rechen- und Speicherkapazität von Computern zurückzuführen, die es ermöglicht, riesige Datenmengen aus dem Internet und Sozialen Medien zum Training von KI-Modellen zu nutzen. Durch maschinelles Lernen werden diese Daten verarbeitet, angelehnt ans menschliche Gehirn. Es ist kein Denken oder „Intelligenz“, sondern eine komplexe statistische Berechnung. Die derzeitigen Hauptanwendungsbereiche:

Vorhersage-Tools treffen Prognosen, etwa bei der Kreditvergabe oder im Recruiting, indem sie auf Basis vorhandener Daten vorhersagen, welche Personen am besten geeignet sind.

Generative KI-Systeme erzeugen eigenständig Inhalte, wie zum Beispiel Texte (ChatGPT) und Bilder (Midjourney, DALL-E/ChatGPT). (ses)

Wie können Unternehmen mit KI gerechter umgehen?
KI wird meistens eingesetzt, um Bestehendes zu automatisieren und effizienter, schneller zu gestalten. Da wir aber wissen, dass viele Prozesse extrem ungerecht sind – im Recruiting, in der Kreditvergabe, in der Medizin – sollten wir eigentlich eher überlegen, wie wir KI nutzen könnten, um Prozesse und Strukturen gerechter zu gestalten.

Es ist auch wichtig, dass es mehr Diversität in den Entwicklungsteams und vor allem auch auf Entscheidungsebenen gibt. Eine Möglichkeit wäre ein „Gremium der Vielfalt“, in dem verschiedene diverse Personen, die von KI-Bias betroffen sind, Vetorechte oder eine beratende Funktion bekommen. Wenn es um Design von KI geht, kann mit Open-Source Anwendungen eine Demokratisierung geschaffen werden, indem ein breiter Zugang zu KI geschaffen und offenlegt wird, welche Daten genutzt wurden.

Die EU plant große Investitionen für die KI-Branche. Kann man auf eine Verbesserung der KI-Tools hoffen?
Ich würde mir wünschen, dass die EU versucht, Marktführer:innen in verantwortungsvoller KI zu werden – im Bereich großer Sprachmodelle werden wir vermutlich nicht dominieren, weil diese sehr teuer sind. Wir könnten aber führend darin sein, KI mit ethischen Werten zu gestalten. Das unterscheidet uns klar von den USA, die stark auf Wachstum und Kapitalismus setzen, und China, das auf Parteitreu und Autorität ausgerichtet ist. Beides entspricht nicht den Werten der EU.

Welche Rolle spielen die Nutzer:innen selbst, haben sie eine Chance gegen die Macht der KI-Anbieter zu wirken?
Nutzer:innen haben als Einzelne nur wenig Macht, das System zu verändern. Wir können aber gemeinsam Macht ausüben, wenn viele Menschen mitmachen. Es geht in erster Linie darum, dass wir selbst mit KI verantwortungsvoll umgehen. Zum Beispiel hilft ChatGPT, Texte zu generieren oder zu kürzen, aber es ist nicht das richtige Tool, um die Wahrheit zu erfragen. Auf jeden Fall hilft es, gute und schlechte KI-Ergebnisse zu teilen und auf Fehler hinzuweisen.

Heutzutage nutzen hauptsächlich Männer mit bestimmten sozioökonomischen Hintergründen Künstliche Intelligenz. Hier haben wir auch die Verantwortung, andere zu ermächtigen, KI zu nutzen und auf negative Ergebnisse zu reagieren, damit die Maschine lernt.

Wie können Menschen beweisen, dass sie von KI-betriebenen Systemen diskriminiert oder ausgeschlossen werden?
Betroffene müssen erstmal wissen, dass KI im Prozess involviert war. Die Beweisführung wird bei KI eventuell sogar einfacher, als wenn Menschen diskriminieren. Ich glaube, in dem Fall werden eher Sammelklagen, die Medien und größere zivilgesellschaftlichen Organisationen helfen, Bias zu entdecken. Zum Beispiel hat die Kindergeldaffäre in den Niederlanden gezeigt, wie eine solche Allianz erfolgreich war und den Einsatz einer diskriminierenden KI stoppen konnte. Dort war eine KI-Anwendung im Einsatz, um staatlichen Behörden zu helfen Sozialhilfebetrug festzustellen. Das Tool hatte aber Personen mit Migrationshintergrund und alleinerziehende Mütter benachteiligt. Nach Medienrecherchen haben NGOs geklagt und Recht bekommen. Die Regierung musste ein Bußgeld in Millionenhöhe zahlen.

Werken viele KI-generierte Bilder von der AfD, die nicht gekennzeichnet waren, obwohl es im AI Act der EU zukünftig verbindlich vorgeschrieben ist die Ergebnisse ordentlich prüfen.

Welche Folgen hat es für Künstliche Intelligenz, wenn die Politik nach rechts rückt?
KI-Systeme sind grundsätzlich eher konservativ und wenn die Gesellschaft und die Politik immer mehr nach rechts rückt, werden sicherlich auch KI-Systeme in diese Richtung gehen oder mindestens gewisse Einschränkungen aufgehoben, weil

es dagegen einfach keinen Aufschrei mehr gibt. Femizide in Deutschland verursachen fast nie einen Aufschrei in den Medien, Verbrechen durch Personen mit Migrationshintergrund schon. Das wird KI auch lernen, weil es viel mehr Berichterstattung vom einen gibt und zum anderen. Und wenn es keinen Aufschrei gegen diese Diskriminierung gibt, müssen Firmen weniger stark nachbessern. ChatGPT soll künftig „neutraler“ werden und verschiedene „Meinungen“ abbilden. Das könnte zwar eine Chance sein, um künftig auch marginalisierte Perspektiven stärker in den Ergebnissen sichtbar zu machen, aber je nachdem wie diese Änderung umgesetzt wird, könnte sie auch mehr Desinformation und diskriminierenden Content als eine Art Alternativangebot neben fundierten wissenschaftlichen Erkenntnissen darstellen. Durch die weitverbreitete Nutzung dieser Tools könnten solche Änderungen massive Folgen für unsere Demokratien mit sich bringen.

Im Gazakrieg hat Israel Ziele durch KI definiert. Häuser wurden markiert und die Soldaten hatten sehr wenig Zeit zu entscheiden, ob sie die Ziele bombardieren. Welche Gefahren birgt das für Zivilist:innen, wenn wir schon wissen, dass KI diskriminierend ist?
Solche Tools sind extrem kritisch zu betrachten. In Bezug auf Bias sind sicherlich Personen mit gewissen Namen und Aussehen mehr gefährdet als andere. Im Krieg kann es auch Menschen passieren, dass sie Ziele falsch identifizieren. KI macht das aber leichter.

Durch KI-Anwendungen wie diese geben wir die Macht nicht nur der Maschine, sondern den Unternehmen, die diese KI-Systeme prägen. Wir geben ihnen die Macht über unser Leben, obwohl wir nicht wissen, welche politischen und eigenen Interessen sie verfolgen. Eigentlich geht es ihnen auch nur darum, Geld zu machen. Sie haben kein Interesse das System zu verändern.

Mehr Kontext online auf kontextwochenzeitung.de:

Die feinsten Arbeiten
Kunst war lange eine Männerdomäne. Schüler:innen des Stuttgarter Malers Adolf Hölzel arbeiteten in den 1920er-Jahren trotzdem erfolgreich. Dass sie in Vergessenheit gerieten, liegt vor allem am Nationalsozialismus.
Von Dietrich Heißenbüttel

Kulturkampf verbindet
„Correctiv“, die Amadeu Antonio Stiftung und die Omas gegen rechts: Beim Kulturkampf gegen links haben CDU und AfD gemeinsame Feindbilder. Auf europäischer Ebene gab es bereits eine Zusammenarbeit von rechts und ganz rechts, um Klimaschutz-Initiativen zu schwächen.
Von Minh Schredle

Opportunistischer Rechtsbruch
CDU-Chef Friedrich Merz will den israelischen Premierminister Benjamin Netanjahu nach Deutschland einladen – obwohl gegen ihn ein Haftbefehl des Internationalen Strafgerichtshofs vorliegt. Die frühere Bundesjustizministerin Herta Däubler-Gmelin warnt vor einem Rechtsbruch und seinen politischen Folgen.
Von Gastautorin Herta Däubler-Gmelin

Kontext fördern
Unterstützen Sie Kontext dauerhaft mit einer Spende von 10,00 € / Monat – gerne auch mehr. Sie finden das Soli-Formular unter www.kontextwochenzeitung.de/soli. Gerne schicken wir Ihnen auch per Post oder E-Mail ein Formular zu.
Unser Spendenkonto bei der GLS Bank:
IBAN: DE80 4306 0967 7011 8506 00
BIC: GENODEM33GLS
KONTEXT e. V. ist gemeinnützig. Sie erhalten automatisch zum Jahresanfang eine Spendenbescheinigung. Teilen Sie uns dazu bitte Ihre Adresse mit. Wenn Sie Fragen haben, senden Sie uns eine E-Mail an verwaltung@kontextwochenzeitung.de oder rufen Sie uns an unter Telefon 0711 66 48 65 48.

Impressum
KONTEXT:Wochenzeitung ist unabhängig. Sie wird von keinem Wirtschaftsunternehmen oder anderen Lobbyisten finanziert. Getragen wird sie von Menschen, die wissen, dass eine freie Presse das Brot der Demokratie ist.
KONTEXT:Wochenzeitung erscheint mittwochs online auf www.kontextwochenzeitung.de und samstags als Beilage der wochentaz.
Herausgeber: KONTEXT Verein für ganzheitlichen Journalismus e. V., Hermannstraße 3, 70178 Stuttgart, Tel.: 0711 – 66 48 65 48, verein@kontextwochenzeitung.de
Der Verein wird vertreten durch die Vorstandsmitglieder Anni Endress (Vors.), Jürgen Klose, Michael Schulze, Frank Böhringer und Johannes Rauschenberger.
Redaktion: KONTEXT:Wochenzeitung, Hermannstraße 3, 70178 Stuttgart, Tel.: 0711 – 66 48 65 48, redaktion@kontextwochenzeitung.de
Redaktionsleitung: Anna Hunger
(verantw. gem. § 8 PresseG BW | § 55 RStV.)
Produktion: büro uebele visuelle kommunikation Moritz Borasch, Lukas Osele, Andreas Uebele
Druck: A. Beig Druckerei und Verlag GmbH & Co. KG, 25421 Pinneberg; MDV GmbH & Co. KG, 35390 Gießen
Die Redaktion übernimmt keine Haftung für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Illustrationen.
Die KONTEXT:Wochenzeitung und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle ist eine Verwertung ohne Einwilligung der Redaktion strafbar. Alle Anbieter von Beiträgen, Fotos und Illustrationen stimmen der Nutzung in der KONTEXT:Wochenzeitung-Printausgabe, im Internet, auf DVD sowie in Datenbanken zu.